



J. C. Schmitt del.

Scult.

Georg Döring.

EXPRESSEN.

Erzählungen

von

Georg Döring.

Herausgegeben

von

Wilhelm Kitzler.

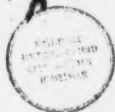
IX

Erster Theil.

G. Döring's Leben. — Der Sadpfeifer. — Die zwei Freunde.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.



V o r w o r t.

Wir übergeben hiermit dem Publikum die noch nicht gesammelten Erzählungen, so wie eine Auswahl der Gedichte von Georg Döring und hoffen, daß sie dieselbe freundliche Aufnahme finden werden, deren sich seine frühern Arbeiten zu erfreuen hatten. Dem, leider! nur zu früh Vollendeten gelang es während der Zeit seines Strebens, ein Lieblingschriftsteller der deutschen Lesewelt zu werden, und selbst das Ausland entzog ihm eine beifällige Anerkennung nicht, was die Übersetzungen vieler seiner Schriften in's Englische, Holländische und Französische beweisen.

Und so dürfen wir mit Zuversicht hoffen, daß der Verklärte in dem Andenken seines Volkes nicht untergehen werde; daß vielleicht der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, wo wir, von Umständen begünstigt, seinen vielen Freunden eine gesichtete Auswahl seiner sämtlichen Werke anzuzeigen im Stande sein werden.

Frankfurt a. M., im März 1838.

Der Herausgeber.

I n h a l t.

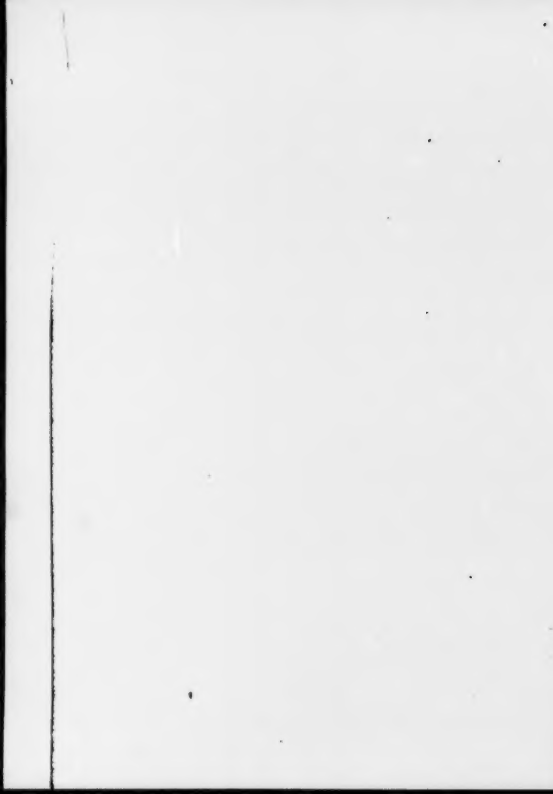
	Seite
Georg Döring's Leben	I
Der Sackpfeifer	39
Die zwei Freunde	239



Georg Döring's Leben.

von

Wilhelm Hilzer.



Die Hölle flucht, der Geist wird fesselfrei,
Und findet über'm Sternenzelt die Heimath.
G. Döring.

Georg Döring — mit seinem vollständigen Namen Georg Christian Wilhelm Asmus — wurde am 11. Dezember 1789 zu Kassel geboren, wo sein Vater Gallerie-Inspektor war, welcher in diesem Amte Muße genug hatte, sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen. Zur dramatischen Poesie fühlte er sich besonders hingezogen, und mehrere seiner Trauer- und Schauspiele sind dem größern Publikum durch den Druck bekannt geworden. So viel ich weiß, befindet sich in Just's Nekrolog hessischer Gelehrten ein Abriß seines Lebens. Die Neigung zur Poesie scheint also vom Vater auf den Sohn übergegangen zu sein; so wie ihm von der Mutter eine leichte Erregbarkeit des Gefühlslebens zu Theil wurde. Sie war, nach dem Zeugnisse des Sohnes, der immer mit der innigsten Liebe und Verehr-

rung ihrer gedachte, eine Frau, die sich durch aufgeklärten Geist und feine Bildung auszeichnete. Die Eltern, deren einziger Sohn er war, verwendeten alle Sorgfalt auf seine Erziehung, welche ganz nach den damals herrschenden pädagogischen Grundsätzen eingerichtet war. Der Knabe lebte wenig im Zimmer; in leichter, nicht beengender Kleidung durfte er fast den ganzen Tag mit Knaben seines Alters im Freien zubringen. Seine nächsten Gefährten waren seine Vettern, die beiden Thurner, welche, frühzeitig verwais't, von Döring's Eltern aufgenommen und mit ihm erzogen wurden. In der Kindheit schon gab ihm seine nächste Umgebung Gelegenheit, Vieles durch Anschauung kennen zu lernen. Das reichhaltige kasseler Museum stand ihm offen, so wie auch späterhin die dortige nicht unbedeutende Bibliothek fleißig von ihm benutzt wurde. In seiner ersten Jugend hielt man ihn wenig zum Lernen an; in der Folge mußte man, einer bedeutenden Augenkrankheit wegen, schonend mit ihm verfahren. Diese

Disposition zu Augenkrankheiten, besonders zu Entzündungen, ist ihm geblieben; sowie er auch später auf dem linken Auge, welches durch ein Fellschen getrübt wurde, fast ganz der Sehkraft beraubt war. Wäre ihm nicht ein so reger Geist mit so bedeutenden Anlagen von der Natur zu Theil geworden, so hätte der Gang der Erziehung, verbunden mit diesen äußern Störungen, leicht nachtheilig für ihn werden können; so aber legte sich dadurch schon frühzeitig der Grund zu jener Vielseitigkeit in ihm, welche ihn in seinem spätern Leben auszeichnete. Für ein gelehrtes Fach bestimmt, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, welches er in reifern Jahren verließ, um in Göttingen seine Studien fortzusetzen. Glücklicherweise hatte sich der Jüngling entwickelt, ein heiteres Jugendleben beseele ihn, und er freute sich so recht der Gaben, die ihm der Augenblick bot. Seine Liebe und Neigung zur Musik entwickelte sich ebenfalls frühzeitig, und in seinem Jugendgefährten, Eugen Thurner, dessen Leben und unglückliches Ende unser

Döring in einem frühern Jahrgang der leipziger musikalischen Zeitung mit warmer Bruderliebe einfach und wahr schilderte, lebte ihm ein begeistertes Vorbild. Er wählte ebenfalls die Oboe, auf welcher Thurner die Meisterschaft errungen hatte, zu seinem Lieblingsinstrumente, obgleich er auch ein guter Geiger war; und selbst auf dem Klavier wußte er sein musikalisches Talent geltend zu machen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens, wo er gern in einsamen Abendstunden seinen Phantasien auf diesem Instrumente freien Lauf ließ. Ueberhaupt bemühte er sich schon frühzeitig, eine tüchtige musikalische Bildung zu erhalten, zu welchem Ende er den Generalbass studierte und keine Gelegenheit versäumte, seinen Sinn für Musik auszubilden. Sogar in der Composition versuchte er sich, und es ist späterhin von ihm bei Schott in Mainz ein Bolero für die Oboe mit Begleitung des Orchesters erschienen. Doch ich kehre zur Darstellung seines Lebens zurück. Nachdem er in Göttingen, wo er besonders philosophische und

ästhetische Vorlesungen hörte, und im Hause des ausgezeichneten Professors Bouterweck genussreiche Stunden verlebte, seine Studien beendet hatte, kehrte er wieder in seine Vaterstadt zurück. In jene Zeit fiel die Befreiung unsers Vaterlandes. Alle Herzen wurden von ihr ergriffen, und das erwachte deutsche Leben sprach sich frisch und begeistert aus. Viele Befähigten wendeten sich der deutschen Vorzeit, andere wieder der Gegenwart zu, um dem vollen Drang des vaterländischen Gefühls zu genügen. D ö r i n g gehörte zu den letztern, wozu ihn schon seine äußere Stellung zu veranlassen schien; denn nach der bald darauf erfolgten Auflösung des Königreichs Westphalen und Wiederbildung des Kurfürstenthums Hessen, begann er zuerst für das Theater zu dichten, wozu die begeisternde Zeit selbst ihm reichen Stoff und die Empfänglichkeit des Publikums eine erfreuliche Ermunterung bot. Zwei Festspiele: „Die Weissagung der Pythia“ und „die Halle des Ruhms“ kamen im Jahre 1814 in Kassel heraus, und sind, meines Wissens, das Erste,

was von ihm im Druck erschienen ist. Sein heiterer Sinn wandte sich auch dem Außenleben zu, und er nahm gern an Allem Theil, was diesem frischen Leben Nahrung bieten konnte. Als heitere Erinnerung stand stets das große Musikfest in Frankenhäusen vor seiner Seele, wo er viele ausgezeichnete Männer kennen lernte. Hier war es auch, wo er Ludwig Spohr's nähere Bekanntschaft machte. Der Trieb nach Unabhängigkeit und der Wunsch, in ein größeres Leben zu treten, ließ ihn, von leidenschaftlicher Liebe zur Tonkunst getrieben, den Entschluß fassen, Frankfurt zu seinem Aufenthalte zu wählen. Im Jahre 1815 traf er hier ein und nahm eine Stelle bei dem berühmten Orchester des hiesigen Theaters als Oboe-Spieler an, mit dessen ausgezeichneteren Mitgliedern er in nähere Berührung kam. Sein Vater war im Jahre 1815 gestorben; die Mutter verließ Kassel und zog zu ihrem Sohne nach Frankfurt, wodurch ein sehnlicher Wunsch seines Herzens in Erfüllung ging. Doch sollte er

dieses Glück nicht lange genießen, denn schon im folgenden Jahre traf ihn der herbe Schlag, die geliebte Mutter durch den Tod zu verlieren. Auch Döring's Verhältniß zum Theater löste sich bald. Er übernahm die Redaktion des frankfurter Staatskuriers und gründete die Iris, ein mit dieser Zeitung verbundenes belletristisches Wochenblatt. So wendete er sich immermehr dem Wirkungskreise zu, der ihm von der Natur angewiesen zu sein schien. Nur in der Poesie konnte sein Streben Befriedigung finden; und in dem Grade, in welchem seine literarische Thätigkeit zunahm, gewann auch sein Geist an Haltung, und errang sich den Frieden, welcher nur aus einem klaren Bewußtsein Dessen hervorgehen kann, was wir eigentlich erringen und erstreben sollen. Solche begabte Geister müssen sich zunächst aus sich herauskämpfen, und den Standpunkt kennen lernen, welcher ihnen in der wirklichen Welt angewiesen ist; sie müssen das innere Sein mit seinem Streben, zumal wenn es sich dem Reich der Ideale

zuwendet, mit der Außenwelt in Einklang zu bringen suchen. Auch unser Döring hatte dies Alles zu erleben; auch er mußte mit äußern Verhältnissen ringen, bevor ihm Das zu Theil wurde, wornach, vielleicht unbewußt, schon früh sein Streben gerichtet war. In dieser Zeit wurde er Mitarbeiter an den gelesensten belletristischen Zeitschriften, dem Morgenblatte, der eleganten, der musikalischen Zeitung, der Abendzeitung und den Erheiterungen; auch erhielt er von der philosophischen Facultät zu Erlangen die Doktorwürde. Außer den zerstreuten Arbeiten in den genannten Blättern erschien im Jahr 1815: „Die Weihe des Feuers, Gesänge und Gedichte zur Feier des leipziger Schlachtfestes,“ und drei Jahre später eine poetische Skizze: „Die freie Flur am Main,“ welches Gedicht besonders bei den Bewohnern unserer Stadt freundliche Aufnahme fand. Es war im Mai 1818, als mich Döring durch einen gemeinschaftlichen Freund auffordern ließ, ihm Beiträge für seine belletristische

Zeitschrift zu geben. Ich entsprach seinen Wünschen; doch machte ich seine persönliche Bekanntschaft erst im Oktober desselben Jahres, nachdem er von seiner Reise in die Schweiz und nach Italien zurückgekehrt war. Diese Reise hatte für sein poetisches Leben den glücklichsten Erfolg; seine Liebe zur Natur fand in dem herrlichen Alpenlande reiche Nahrung, welches er auch in seinen spätern Dichtungen trefflich zu schildern und darzustellen wußte. Auch trat er auf dieser Reise mit mehreren ausgezeichneten Männern in nähere Berührung. Ich nenne nur Matthison, Reinbeck, dessen Schwiegervater, den trefflichen Scheimerath von Hartmann und Bschofke in Aarau. Ein heitrer Sinn, glückliche Laune und die Gabe fröhlicher Mittheilung machte ihn zum angenehmen Gesellschafter. Mit dem Anfange des Jahres 1819, einem der ungünstigsten Zeitpunkte für politische Schriftsteller, zog er sich gänzlich von der Redaktion der beiden genannten Blätter zurück. Seine erste bedeutendere poetische

Produktion: „Cervantes, Drama in drei Aufzügen,“ welche von der Kritik sehr günstig aufgenommen wurde, machte seinen Namen dem größern deutschen Publikum auf eine ehrenvolle Weise bekannt. Von dieser Zeit an verließ er immer mehr das geräuschvollere Leben; er fühlte, wie nöthig es sei, der Seele auch äußere Ruhe zu gönnen, wenn sie mit glücklichem Erfolge arbeiten und schaffen soll. Der Herbst des Jahres 1819 brachte uns näher zusammen, und mit noch einigen gleichgesinnten Freunden fanden wir nach vollbrachten Tagesgeschäften unsere liebste Unterhaltung in den sogenannten Endreimen. Döring sehnte sich jetzt nach einer Veränderung seiner äußern Verhältnisse, welcher Wunsch ihm bald erfüllt werden sollte. Der Fürst von Sayn Wittgenstein suchte für seinen Erbprinzen Alexander einen Führer auf die hohe Schule. Durch freundschaftliche Vermittelung ward die Verbindung eingeleitet; und bei einem Besuche auf Wittgenstein

war Döring so glücklich, sogleich die Gunst des Fürsten und der fürstlichen Familie in einem hohen Grade zu gewinnen. Der Fürst wollte ihm seine Hochachtung bezeigen und ernannte ihn zu seinem Hofrath. Noch muß ich bemerken, daß Döring im Sommer des Jahres 1819 eine belletristische Zeitschrift „das Kaleidoskop“ gründete, welche er jedoch in seinen neuen Verhältnissen im Jahr 1820 wieder aufgeben mußte, in welchem nur noch seine Apotheose „Ludwig XVI.“ erschien. Zu Anfang dieses Jahres verlobte er sich mit meiner Schwester, doch die Verheirathung selbst fand erst vier Jahre später statt. Bald darauf begleitete er den Prinzen Alexander von Saxe Wittgenstein auf die Universität Bonn, wo er dessen Studien leitete. Hier lernte er unter den Professoren besonders den Professor Sturm näher kennen, der ihm schon vor Jahren in das Land des Friedens vorangegangen ist. Eine größere poetische Arbeit, sein Trauerspiel: Posa, gestaltete sich in

ihm, welches schon im folgenden Jahre im Buchhandel erschien. Dieselbe günstige Aufnahme, welche Cervantes erfahren, wurde auch dem Posa zu Theil. In diesem Trauerspiele zeichnet sich die Sprache vor der im erstgenannten Drama dadurch aus, daß sie eine größere Rundung, mehr Leichtigkeit und Wohlklang besitzt, wenn gleich für die Bühne, wie der Erfolg gelehrt, Cervantes den Vorzug davon tragen mag. In der Zwischenzeit verließ Döring Bonn und zog wieder nach Frankfurt. Im Sommer 1823 machten wir gemeinschaftlich eine Reise in die Schweiz, welche, wie frühere Ausflüge, zur Lebensstärkung und Erheiterung viel beitrug. Sein Name gewann an Bedeutung, und schon suchten ihn auswärtige Gelehrte auf, wenn sie nach Frankfurt kamen; auch erhielt er von nahen und fernen Buchhandlungen Aufträge zu literarischen Arbeiten. Vom Jahre 1820 — 22 und 23 besorgte er die Herausgabe des offenbacher Taschenbuchs. Im Jahr 1822 gab er sein

romantisches Trauerspiel „der treue Eckart“ heraus, so wie auch unter dem Titel: „Frühlingssklänge,“ zwei Bände Erzählungen und Gedichte. Unser Freund, der verstorbene Reinherz, Inhaber der hermann'schen Buchhandlung, fragte Döring, ob er nicht geneigt wäre, zu nicht werthlosen Kupfern, die jener besaß, neue Erzählungen zu schreiben. So entstanden die beiden ersten Bände der Phantasiegemälde für 1823. Diese neue Schöpfung unseres Freundes fand ungetheilten Beifall. Die Schönheit der Darstellung und die Beweglichkeit einer reichen Phantasie wußte sich beim deutschen Publikum Eingang zu verschaffen. Bis zu seinem Tode hat er diese Phantasiegemälde fortgesetzt, durch welche er ein Liebling der gebildeten Lesewelt geworden ist. Wir dürfen, um unsern Zweck nicht aus den Augen zu verlieren, uns nicht zu lang hierbei verweilen; doch kann ich nicht umhin, hier schon der Leichtigkeit zu gedenken, mit welcher Döring arbeitete. Nach Dem zu urtheilen, was

er in so kurzer Zeit geschaffen, sollte man glauben, daß er Tag und Nacht dazu hätte verwenden müssen. So aber war es nicht; er arbeitete gewöhnlich nur von acht bis gegen ein Uhr und öfter auch da nicht anhaltend, sondern von mancherlei Störungen unterbrochen. Im Jahr 1822 erschien auch noch die Uebersetzung von Delille's Landmann, und ein Jahr später das Trauerspiel: „Zenobia.“ Das folgende Jahr brachte wieder ein Trauerspiel: „Das Geheimniß des Grabes“ und eine neue Sammlung von Erzählungen und Gedichten unter dem Titel „Freiungen.“ So zeigte sich seine literarische Thätigkeit in den mannichfaltigsten Formen; er strebte mit gewissenhaftem Ernste nach größerer Reife und Gediegenheit in seinen Darstellungen, und die Jahre, welche er im dichterischen Schaffen und in freier geistiger Thätigkeit verleben konnte, gehörten zu den glücklichsten seines Lebens. Sein Herz wurde durch die reinste Liebe zu seiner Verlobten veredelt, und auch an ihm zeigte die Liebe wie an jedem wahren

Dichterherzen ihre heilige Zaubermacht. Nach seiner Verheirathung ging Döring mit seiner Frau nach Nürnberg; denn er hatte die Redaktion des Korrespondenten von und für Deutschland übernommen, und, wenn er anders das Klima (besonders nachtheilig zeigte sich der viele Sandboden für seine Augen) und die mit dem Redaktions-Geschäfte verbundenen vielen Korrekturen hätte vertragen können, so würde er in Nürnberg, wo er sich ebenfalls der allgemeinen Achtung zu erfreuen hatte, ein recht angenehmes Leben zu führen im Stande gewesen sein. Sein Cervantes ging während seines dortigen Aufenthalts über die Bühne. Die Darstellung gehörte zu den gelungenen, und das Publikum rief den gefeierten Dichter heraus. Die vorhin angedeuteten Umstände jedoch wirkten nachtheilig auf seine Augen, und er sah sich genöthigt, die Redaktion der Zeitung niederzulegen. Im Oktober kam er wieder nach Frankfurt zurück, wo er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode lebte

Viele Freunde hatte er während seines Aufenthaltes in Nürnberg gewonnen. Zu diesen gehörte auch der Buchhändler Schrag, dem er damals sein neuestes Schauspiel „Albrecht der Weise“) in Verlag gab; auch übernahm er die Herausgabe des in Schrag's Verlag herausgekommenen Frauentaschenbuches, welches bis zum Jahr 1831 fortgesetzt wurde. Durch die Herausgabe dieses Almanachs kam er mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern und Dichtern Deutschlands in nähere Verbindung. Schon früher hatte er mit Hofrath Winkler (Th. Hell) in Dresden im freundschaftlichsten Verkehr gestanden, ebenso mit Methusalem Müller, dem frühern Herausgeber der eleganten Zeitung. Jetzt entstand ein interessanter Briefwechsel zwischen ihm und dem nicht genug gescheierten Leopold Schefer, dem verstorbenen Weisklog in Sagan, Gustav Schwab, Mo-

*) Es ist im Jahre 1825 erschienen.

fengeil in Meiningen, Wilhelm Häring (W. Alexis), Herloßsohn und vielen andern. Im Mai des Jahres 1825 hatte er die Freude, Vater zu werden. Mit kindlicher Wonne genoß er dieses Glück und seine reinste Erdenlust war sein Weib und sein Knäbchen. Jetzt hatte er gefunden, wornach sein Streben gerichtet war; er fühlte sich glücklich im beschränkten Kreise der Häuslichkeit. Wohl ihm, daß es ihm vergönnt war, diesen Segen zum wenigsten noch einige Jahre ganz ungetrübt genießen zu dürfen; denn, wenn er auch schon öfters des Arztes bedurfte, und wenn auch seine Frau zuweilen an Nervenzufällen litt, so waren dies doch vorübergehende Uebel, welche die herrschende Fröhlichkeit nicht zu stören vermochten.

Wir verlebten im Kreise gleichgesinnter Freunde herrliche Tage. Mancher Abend ging in geselliger Unterhaltung, durch Scherz und Laune gewürzt, auf das Angenehmste hin. Besonders wurde es bei uns lebhaft, als im Jahr 1826 Wilhelm Hauff,

der schnell eine literarische Bedeutung gewonnen hatte, bei uns einkehrte. Hauffs' jugendliche Fröhlichkeit, sein angenehmes Aeußere: Alles machte ihn zu einer freundlichen Erscheinung im geselligen Leben. Mein Schwager lud ihn ein, Mitarbeiter des Frauentaschenbuches zu werden; so wie ihm Döring dagegen Beiträge für sein Damentaschenbuch versprach. Schnell gingen die heitern Tage vorüber, welche Hauff mit uns verlebte. Er verließ Frankfurt, und wir konnten nicht abnen, daß unserm Lebenswohl, welches wir ihm nachriefen, kein frohes Wiedersehen mehr auf Erden folgen sollte. Oft kommen im Leben Jahre, die von dem Schicksal bestimmt zu sein scheinen, und besonders mit ernster Stimme an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu mahnen, die uns von den heitern Auen hinweg zu trauernden Cypressen führen, welche klagend ihre Zweige über schweigende Gräber breiten. Ein solches ernste Jahr war das folgende für uns, welches mit frohen Hoffnungen begann, aber in seinem Fortgange nur Trübes brachte.

Im Anfange desselben war mein Schwager zum zweitenmale so glücklich, durch die Geburt eines Knäbchens erfreut zu werden; allein schon im Mai kam der Todengel und pflückte in schweigender Nacht die kaum aufgeblühete Knospe. Wie unendlich tief wurden die glücklichen Eltern durch diesen Schlag des Schicksals erschüttert! Zur Aufbeiterung und Zerstreuung diente einige Monate später eine Reise nach Düsseldorf, auf welcher wir uns im gemeinschaftlichen Naturgenusse des schönen Rheinlandes erfreuten. Bald nach unserer Zurückkunft sollten wir auf eine angenehme Weise überrascht werden; denn schon im Frühjahr schrieb mir Wilhelm Müller in Dessau, ihn im Laufe des Sommers erwarten zu dürfen. Er kam mit seiner lieben Gattin und seinem Freunde, Baron von Simolin, der uns jedoch, zu unserm Bedauern, schon am folgenden Tage verließ. Die Zeit, welche das sehnlich erwartete Ehepaar mit uns verlebte, bot uns reichen Genuß. Wir machten Ausflüge in die benachbarte

Gegend, und Müller's tiefes Gemüth gab sich uns recht innig und offen kund. Er und seine Frau setzten ihre Reise nach Schwaben fort, aber bald nach seiner Rückkehr in die Heimath erhielten wir die erschütternde Nachricht, daß er, der glückliche Erdenwanderer, die Reise angetreten habe, von welcher Niemand wiederkehrt. Kaum hatten wir diese Trauerbotschaft vernommen, da tönte schon wieder die Todtenglocke aus der Ferne: auch Wilhelm Hauff war verschieden! Döring hat ihm im Frauen-taschenbuch für's Jahr 1829 ein rührendes Todtenopfer gebracht. Unsere Leser finden es unter den vermischten Gedichten im dritten Theile dieser Sammlung. Der Herbst war gekommen; und auch in Döring's Leben fielen längere Schatten; neben dem Vorbeer, der ihm immer reicher zu Theil werden sollte, ging auch eine herbe Dornensaat für ihn auf. Im Oktober bekam er eine sehr hartnäckige Gelbsucht, welche Monate lang währte. Noch nicht genesen, wurde meine Schwester, seine treue Pflegerin,

gefährlich krank. Es schien eine gänzliche Zerrüttung des Nervensystems zu sein. Sie konnte sich seitdem nicht ganz erholen, und bedarf bis auf diesen Augenblick der ärztlichen Hülfe. — Nach seiner Genesung, im Frühjahr des folgenden Jahres, machte Döring eine Reise nach London und Paris. In beiden Städten ward ihm von ausgezeichneten Männern eine ehrenvolle Aufnahme zu Theil. Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise, die in jeder Hinsicht wohlthätig für ihn war, konnte er einen schon früher gehegten Wunsch erfüllen und mit meiner Schwester, welche so weit genesen war, eine Reise nach Sachsen unternehmen. Sie gingen nach Meiningen und dem Bade Liebenstein, wo sie frohe Tage verlebten, besonders bereitete ihnen sein Freund, der Oberconsistorialrath Mosengeil, in seinem trauten Familienkreise heitere Stunden. Dem Herzoge von Sachsen Meiningen, welcher Döring schon im Jahre 1825 zu seinem Legationsrathe ernannt hatte, wurde er in dem reizenden

Bade Liebenstein vorgestellt. Gestärkt und erheitert kam er von dieser Reise zurück, und bald darauf hatte er die Freude zu sehen, wie sein erster großer Roman: „Sonnenberg“ im Publikum die günstigste Aufnahme fand. Er hatte ihn im Spätjahr und größtentheils im Winter 1827 während seiner Krankheit geschrieben. Die bekannte Schriftstellerin, Frau Birch-Pfeiffer, hat, was ich fast nicht zu bemerken brauche, diese Novelle in ihrem Schauspiele: „Pfeiffer-Rösel“ dramatisch behandelt. Mit diesem Romane fängt der letzte Abschnitt in Döring's Dichterleben an, dessen erster bis zu seiner häuslichen Niederlassung in Frankfurt gehen mag, wo seine literarische Thätigkeit erst volles Leben erhalten hatte. Seine dramatischen Leistungen, deren ich schon früher erwähnte, fallen größtentheils in den ersten Abschnitt. Nach Albrecht dem Weisen folgte sein liebliches, vom Publikum mit ungetheiltem Beifalle aufgenommenes Lustspiel: „Gellert,“ welches zuerst in einer Zeitschrift

erschien. Auch kamen von ihm noch einige kleine Stücke: „die vier Tanten“ und „der Schulmeister und seine Frau,“ in dem Almanach dramatischer Spiele heraus. Im zweiten Abschnitte bis zum Jahre 1828 waren außer den Phantasiegemälden seine vorzüglichsten Hervorbringungen kürzere Erzählungen für Zeitschriften und Almanache, welche er sodann später in einzelne Sammlungen brachte, die unter den Titeln: „Alpenblumen.“ Sommeralmanach für 1826. „Stimmen des Lebens,“ drei Erzählungen. „Wanderleben.“ Sommeralmanach für 1828 erschienen sind. Eben so war es ihm Bedürfnis, in Stunden, wo das Herz von Freude oder Schmerz besonders erregt wurde, seine Gefühle in Liedern und Gedichten auszusprechen. Eine gesichtete Auswahl derselben erhalten unsere Leser im dritten Theile dieser Sammlung, und ich bin gewiß, daß sie auch in dieser Gattung der Poesie unsern Dichter lieb gewinnen werden. —

Diese rastlose Thätigkeit seines schöpferischen Geistes war ihm zum Bedürfnisse geworden, so daß es ihm schwer hielt, sie zu unterbrechen, und selbst, wenn er mit körperlichen Schmerzen ringen mußte, konnte er es nicht über sich gewinnen, eine angefangene Arbeit unvollendet liegen zu lassen. Bald hatte der Geist die Oberherrschaft gewonnen, und mit unglaublicher Leichtigkeit setzte er seine liebste Beschäftigung fort, bei welcher er sich nie äußerer Reizmittel bediente. Kaum hatte er seinen Sonnenberg vollendet, so stand ihm schon wieder ein neuer Novellenstoff zu Gebote, welchen er der Lesewelt im Jahre 1829 in „der Mumie von Rotterdam“ überreichte. Diese Novelle, seinem lieben Freunde Rosengeil gewidmet, gehört der humoristischen Gattung an und erhielt ebenfalls den Beifall, welchen sie in vielfacher Hinsicht verdient. In seinen äußeren Verhältnissen änderte sich wenig. Seine Frau war, leider! fortwährend krank, und bei ihm selbst stellten sich häufig Unterleibsbeschwerden

ein. In diesen traurigen Tagen war ihm der Umgang mit seinem hoffnungsvollen Knaben, an dem sein Herz mit der innigsten Liebe hing, die glücklichste Zerstreuung. Oft machten wir, von dem Knaben begleitet, freundliche Spaziergänge, auf welchen wir uns an den Werken der Natur, für die er so empfänglich war, erfreuten. Wir sprachen uns gegenseitig unsere Lebensansichten aus; besonders aber bot uns die Poesie Stoff zur Unterhaltung.

Seit dem Jahre 1829 mußte er jährlich das Bad gebrauchen. Er war entweder in Wiesbaden oder in Baden-Baden; auch ging er im Jahre 1830 von da noch einmal in die Schweiz, für welche er, der hohen Naturschönheiten wegen, eine besondere Vorliebe hatte, die er ebenfalls auf Baden-Baden übertrug. Mit wahrhaftem Entzücken sprach er mir zum öftern von der reizenden Lage dieses Ortes, und da, wo auch der edle Mag von Schenkendorf so gern weilte, verlebten wir im Sommer 1831 glückliche

Tage. Döring suchte die Stille und beschränkte seinen Umgang nur auf Wenige.

Durch diese Fadreisen und durch ein öfteres Verweilen auf dem Lande erlitten zwar seine Arbeiten bedeutende Unterbrechungen; doch hatte sich das Publikum dessen ungeachtet nicht zu beklagen; denn kaum in Jahresfrist folgte der Mumié von Rotterdam eine neue Novelle in drei Theilen: „Der Hirtentrieg,“ der, dem Schweizerdichter Bischoffe zugeeignet, von diesem mit aller Innigkeit und der freundlichsten Theilnahme für den Verfasser aufgenommen wurde. Das Jahr 1831 brachte uns: „das Kunsthaus,“ ebenfalls eine Novelle in drei Theilen, und im folgenden Jahre erschienen sogar zwei dreibändige Romane: „Das Opfer von Ostrolenka“ und „Roland von Bremen.“ Döring's geistige Thätigkeit nahm zu, immer reicher quoll ihm der Strom der Poesie; that sich ihm ihr Wunderland auf. Vergangenheit und Gegenwart boten ihm ihre Bilder, welche

er poetisch zu gestalten wußte. So sehr ihm im Politischen die Verirrungen der Zeit mißfielen, und so ungern er von den traurigen Zeitverhältnissen sprach, so freudig erkannte er das Große, was auch diese Zeit brachte. Van Speyck's Heldenthat gab ihm Gelegenheit, diesem kühnen Vaterlandsverteidiger ein einfach schönes Denkmal in einem Heldenliede gleichen Namens zu setzen. In den letzten Monaten des Jahres 1832 erging von der hiesigen Theaterdirektion die Aufforderung an ihn, Momente aus der Geschichte unserer Stadt dramatisch zu bearbeiten. So schwierig und in vielfacher Beziehung undankbar auch diese Arbeit war, so unterzog er sich derselben doch mit Freuden, und in kurzer Frist, zum Erstannen Aller, die davon wußten, war die schwierige Arbeit vollendet, und zwar auf eine Art, die dem Dichter in den Augen aller Derer, die parteilos und urtheilssähig sind, zu nicht geringer Ehre gereicht. Mit diesem dramatischen Gedichte, welches bald nachher unter dem Titel: „Tage der Vorzeit,“ im

Buchhandel erschien, wurde am Neujahrstage 1833 die Bühne eröffnet. Von Seiten der Direktion ward Alles gethan, was zur Schönheit der Darstellung beitragen konnte; auch zeigte sich der größte Theil des Publikums für die Schönheit der Dichtung nicht unempfindlich.

Um diese Zeit beschäftigte ihn ein neuer Novellenstoff, an welchem er mit unermüdeter Thätigkeit arbeitete. Bald war dieser neue Roman „Die Geißelfahrt“ vollendet, leider! der letzte, von welchem wir der Leserswelt berichten können; doch freut es uns, zusehen zu können, daß dieses letzte Werk zu seinen gelungensten gehört und den scheidenden Dichter in schönster Verklärung zeigt. Hier müssen wir zugleich noch einen Ueberblick von dem geben, was von ihm, aus: den größeren Novellen vom Jahre 1828 bis zu seinem Tode erschienen ist. Im Jahre 1829 gab er in den Druck: „Dichterbündniß.“ Commercialmanach für 1829 und zwei Bände Novellen unter dem Titel: „Drei Nächte.“ —

1830 erschienen „Freundestrost“ Sommeralmanach für 1830 und eine Novelle: „Die Italiener.“ Im folgenden Jahre gab er vier Bände Novellen heraus, welchen im Jahre 1833 vier Bände Erzählungen, so wie auch seine „Dramatischen Novellen“ (vier Bände) folgten. In denselben befanden sich, außer den schon genannten kleinen Theaterstücken und einigen Bearbeitungen nach dem Französischen, seine Operntexte. „Der Berggeist,“ Romantische Oper in 3 Aufzügen, von Ludwig Spohr in Musik gesetzt. Diese Oper wurde im Jahre 1825 in Kassel mit großer Pracht gegeben. — „Fortunat mit dem Säckel und Wünschhüttelein.“ Eine Märchen-Oper in 3 Aufzügen. Sie wurde von seinem Freunde Schnyder von Wartensee componirt und hat, als man sie vor mehreren Jahren hier gab, nicht geringen Beifall erhalten. Kapellmeister Reissiger, ebenfalls mit Döring befreundet, sprach ihn um einen Operntext an, und so entstand die Märchen-

Oper: „Der Ahnenschatz.“ — „Die Räuberbraut,“ Oper in 3 Aufzügen, von unserm Freunde Ferdinand Ries*) componirt, wußte sich auch hier bei wiederholter Darstellung Freunde zu gewinnen. Die romantische Oper: „Das Königsschwert“ hat ein junger, schon früh verstorbener Tonkünstler, Georg in Rom, in Musik gesetzt. Endlich hat seine Oper „Der Virat“ von Hauptmann die Tonbegleitung erhalten. Um seine literarische Thätigkeit vollständig zu schildern, muß ich noch bemerken, daß er an der hallischen Literatur-Zeitung, so wie an mehreren ähnlichen Instituten Theil nahm. Besonders hat die zuerst genannte Zeitung werthvolle Recensionen von ihm

*) Leider ist auch dieser treffliche Mann nicht mehr! Unser Vaterland verlor einen seiner vorzüglichsten Tonkünstler in ihm, und seinen vielen Freunden ist eine treue, liebende Seele entzogen. Er starb am 13. Januar d. J. Gewiß ist Vielen, so wie mir, sein Andenken unvergesslich!

aufzuweisen; ebenso rühren viele Berichte und Kritiken in der leipziger musikalischen Zeitung von ihm her. Auch besorgte er seit dem Jahre 1831 die Herausgabe der Erholungsstunden, einer bei Herrn Sauerländer erschienenen Zeitschrift.

Nachdem wir hiermit einen Ueberblick seiner Leistungen gegeben, kehren wir zur Darstellung seines Lebens zurück; doch ist es, leider! nur noch wenig, was wir zu berichten haben. In Wiesbaden, wohin er im Mai 1833 nach dem Willen des Arztes ging, wurde er von der Grippe befallen, welche ihn so sehr ergriff, daß außerordentliche Hämorrhoidalblutungen entstanden, die eine Wassersucht zur Folge hatten. Nach seiner Rückkehr aus dem Bade wurden ihm noch qualvolle Monate durch diese Krankheit bereitet, die schon seit Jahren als Schreckgestalt vor seiner Seele schwebte. Während seines Leidens blieb sein Geist, wenn der Zustand nicht zu drückend war, stark und kräftig, ja, öfters sogar

noch heiter, obgleich er mir schon beim Ausbruch der letzten Krankheit sagte, daß er nicht glaube, von denselben zu genesen. — In diesen traurigen Tagen ließ er besonders gern Reisebeschreibungen. Er wollte seine Phantasie zum wenigsten in fernen Landen sich ergehen lassen, da ihm seine Krankheit verbot, eine größere Reise machen zu können, was so sehr sein Wunsch gewesen war. —

Nur wenige Tage vor seinem Tode zeigte sich eine merkliche Abnahme seiner Kräfte und selbst, als ich ihn am zehnten Oktober Nachmittags verließ, konnte ich nicht ahnen, daß er schon sobald auf immer von uns scheiden würde. Ach, wie verändert sollte ich ihn am Abend wieder finden! Er reichte mir die Hand, doch sah er mich, nach seiner Aeußerung, nicht mehr, der treue Freund lag im Sterben! Bald wurde er still, mit seiner, vom Schmerze tiefgebeugten Gattin sprach er noch einzelne Worte; dann stellte sich der Todesengel ein.

In der Nacht gegen halb zwölf Uhr erfreute sich der entfesselte Geist seiner Unsterblichkeit. Nach dem Wunsche der Aerzte wurde er geöffnet; es zeigte sich, daß eine langjährige Leberverhärtung die Ursache seiner vielen Leiden gewesen war.

Am Morgen des Sonnabends, früh um acht Uhr, wurde die theuere Leiche dem Schooße der Erde übergeben. Seine Züge hatte der Tod nicht entstellt; ruhig, wie ein friedlich Schlafender, lag er in seinem Sarge, und der wohlverdiente Vorbeerkranz, welcher sich um die Schläfe des Verbliebenen wand, schien ihm nach den Mühen des Lebens sanfte Kühlung zuzuwenden. Die Beerdigung war, seinem Wunsche gemäß, ganz einfach. — Herbstesnebel lag auf den Fluren; erst am Grabe klärte sich der Himmel auf, und eine Lerche, welche noch in herbstlicher Zeit durch die Lüfte schwebte, sang ihr Triumphlied über der geöffneten Gruft. Als der Sarg in die Tiefe hinabgelassen war, sprach ich dem

theuern Verklärten Worte der Liebe nach, worauf der Geistliche die Herzen der Anwesenden in einem tröstenden Gebete zu Gott erhob.

„So ruhe sanft, die Hülle mag vergehen,
Nacht auch der Winter, deckt er nur die Gruft.
Du siehst die Welt im Frühlingsglanze stehen,
Und deine Seele athmet Himmelsluft!“ *)

Dies ist in flüchtigen Zügen das Leben eines Mannes, der während einer kurzen Laufbahn viel und nicht Gewöhnliches geleistet hat. Von der Natur war er mit seltenen Gaben ausgerüstet; besonders trat bei ihm ein reiches und mannichfaltiges Phantasieleben hervor. Mit unglaublicher Leichtigkeit entwarf er die Pläne zu seinen Arbeiten. Sie sind meistens sicher und mit Umsicht angelegt, und

*) Siehe mein Gedicht: Nachruf an Georg Döring, in der bresdner Abendzeitung Nr. 250, Jahrgang 1833.

verdienen schon in dieser Beziehung kein geringes Lob, welches wir jedoch, unsrer Ansicht nach, in einem noch höhern Grade deren Ausführung und Ausarbeitung zugestehen müssen. Seine Sprache hat Wohlklang und verbindet mit Ruhe und Klarheit eine große Beweglichkeit; besonders ausgezeichnet ist er in der Schilderung von Naturscenen, die wir fast in allen seinen Dichtungen finden. Doch wir wollen hier keine Kritik seiner Arbeiten liefern; geeigneter scheint es uns, noch Einiges von ihm und seinem Charakter zu sagen. Seine Persönlichkeit war anziehend; die Natur hatte ihm einen wohlgebauten Körper gegeben. Blonde Haare umgaben die freie und hohe Stirn, und in seinen blauen Augen sprach sich ein freies, offenes Wesen aus. Um den Mund zog sich der Zug einer leichten, aber gutmüthigen Ironie. Ungezwungen und sicher war sein Erscheinen, und man erkannte bald in ihm den Mann, der seinen Werth fühlte, ohne ihn zu überschätzen. — Offenheit war der

Grundzug seines Charakters, mit Wohlwollen kam er Jedem entgegen, und die, welche er lieb gewonnen, wußte er durch Treue an sich zu fesseln. Im höchsten Grade verabscheute er die Falschheit; daher ihm Heuchler und Frömmler die unausstehlichsten Geschöpfe unter der Sonne waren. Lebhaft zeigte er sich in seinen Empfindungen und Handlungen; und diese Hestigkeit, welche mit von seiner krankhaften, körperlichen Beschaffenheit herrührte, mochte es öfters sein, die den Einen oder Andern unangenehm berührte. Wer ihn verstand und näher kannte, übersah das gern und ehrte den Freimuth, mit welchem er sprach, als ein Zeichen seines offenen und biedern Charakters.

Sein Herz war rein, und wie jedes fühlende Gemüth ehrte er die Religion, deren beseligende Kraft er oft in seinem Leben empfand. Er suchte den Allgütigen in dem herrlichen Tempel der Natur, an welcher er mit tiefer, inniger Liebe hing. Sie bewunderte er, und von ihr lieh er die Farben, um

seine schönen und reichen Phantasiegebilde zu schmül-
ten. In seinen glücklichen Tagen war eine heitere
Lebensfreudigkeit, die sich öfters jugendlich keck aus-
sprach, seine treue Begleiterin; sie schwärmte mit
ihm und half ihm leicht über manche Klippen des
Lebens. Späterhin, als ihn Prüfungen mancherlei
Art heimsuchten, wußte er sich einen Muth und eine
Ausdauer zu bewahren, welche nicht gewöhnlich sind.
Diese Festigkeit bewährte sich besonders in den Tagen
seiner Krankheit; denn mit männlicher Fassung sah
er seinem Tode entgegen, von welchem er schon zu
Anfange seiner Leidenszeit mit Gewißheit sprach.
Die innigste Liebe fesselte ihn an Weib und Kind,
und öfters äußerte er gegen mich, nur ein Dichter
könne wahr und innig lieben. Je tiefer dieses Ge-
fühl in ihm wurde, desto weniger bedurfte er der
Außenwelt zu seiner Zufriedenheit. Und so müssen
wir ihn, trotz so mancher Widerwärtigkeit seines
Lebens, glücklich nennen; ihm war es vergönnt, in
edler Freiheit dem Zuge seines Innern zu folgen,

der ihn zum geistigen Schaffen trieb ; ihm war
beschieden, die reinsten Freuden des Daseins genießen
und in voller Geisteskraft scheiden zu dürfen aus
dem Kreise der Lebendigen.

Der Sachpfeifer.



Nicht fern von dem kleinen Städtchen Dundeld in Schottland erheben sich die romantischen Grampian-Berge, die ein großes Amphitheater vom Loch-Lomond bis Aberdeen bilden. Hier enthüllt die Natur die ganze Fülle ihrer mannichfaltigen Reize, indem sie dem Wanderer bald den Anblick lieblicher Thäler mit sanft hinrauschenden Bächen, bald den einer düstern Bergschlucht, bekränzt mit grünen Waldungen, durchschnitten von stürmischen Wasserfällen, bald den einer weiten Aussicht auf das reich gesegnete Land zu seinen Füßen, auf unzählige Städte und Dörfer, auf See'n und Flüsse, die von Schiffen belebt sind, selbst auf das ferne Meer, gewährt. Das Auge hängt mit Entzücken an diesen Gegenden, welche ganz den großen Alpencharakter der Schweiz tragen und den Reisenden, der aus den Hochlanden kommt, für deren öde Step-

pen und lahle Haiden, die ihn ermüden mußten, entschädigen.

Auch in diese entlegenen Gebirgsgegenden waren die Gräuel der bürgerlichen Kriege, welche, von Cromwell und seinen Anhängern veranlaßt, Britannien verwüsteten, gedrungen; auch hier fand jede Parthei ihre Freunde: die des Königs in der Regel den alten Landadel, die der sogenannten Conventanten die presbyterianische Geistlichkeit. Carl der erste hatte bereits die entscheidende Schlacht bei Naseby verloren und irrte, von den Soldaten des Conventants verfolgt, als ein ruheloser Flüchtling in den Schottischen Bergen umher. Selten wollte es sein Glückstern, daß er ein Asyl für einige Tage bei irgend einem getreuen Gutsbesitzer fand, und dann blieb er auch hier der Gefahr einer Entdeckung ausgesetzt, da die Geistlichkeit, welche ihn tödtlich haßte, allenthalben ihre Spione unterhielt und selbst in die Geheimnisse der Wohnungen zu dringen wußte. Bald sahen die Edeln des Landes ihre Schlösser von Trup-

pen des Convenants besetzt, die mit roher Willkührlichkeit die Herren spielten, so daß die meisten der Gutsbesitzer es am gerathensten hielten, ihren Familien, die sich schon früher entfernt hatten, in das ruhigere Gebiet der Hochlande zu folgen und ihr Eigenthum der zügellosen Soldateska zu überlassen. Andre waren nicht so glücklich. Sie traf die Nechtung der siegreichen Parthei, sie wurden bei Nacht und Nebel in ihren Schlössern überfallen und wenn es ihnen nicht gelang, sich sogleich in die nahegelegenen Wälder zu flüchten, vor ein Kriegsgericht gestellt, das seine Urtheile nur mit Blut niederschrieb. Indessen sah sich der unglückliche, rings von Feinden umgebene König, genöthigt, in den unwegsamsten Gebirgsgegenden eine Freistatt zu suchen, manche Nacht in einer Höhle zuzubringen, die früher irgend einem wilden Thiere zum Aufenthalte gedient haben mochte oder im günstigen Falle bei einem gastfreien Köhler einzusprechen. Auch sollte er, wie das Gerücht sagte, von geflüchteten Edel-

enten begleitet sein, die ihre Bekanntschaft mit den einzelnen Gebirgsbewohnern, wenn es die Umstände erlaubten, zu seinem Vortheile benutzten. Diesen Erzählungen konnte im Ganzen wenig Vertrauen beigemessen werden; nur so viel war gewiß, daß der königliche Flüchtling sich in einer eben so hilflosen, wie gefährlichen Lage befand.

Um diese Zeit geschah es, daß in der großen Gasthalle des Schlosses Alenacoil, in der Nachbarschaft von Dunkeld, eine große Anzahl von Kriegern des Convents beim Zechgelage versammelt war. Ungeachtet sie dem geistigen Getränke, das in vielen silbernen, mit dem Wappen des Hauses Alenacoil prangenden Gefäßen, reichlich aufgetragen worden, fleißig zusprachen, blieb doch immer jener Ernst, jener Ausdruck finstrier Zurückhaltung und Schwermuth in ihren Gesichtszügen vorherrschend, durch welchen sich die Anhänger Cromwells auszeichneten. Sie waren sämmtlich schwarz gekleidet, trugen lange Raufdegen an der Seite, mächtige Pistolen im Gür-

tel und auf dem Haupte einen hohen Hut mit breitem, runden Rande, der das Angesicht beschattete und leicht verbergen konnte. Sie schienen die Freuden der Welt nur zu genießen, um, nach einem beliebigen Ausdrucke der Andächtler ihrer Art, „den äußern Menschen mit dem innern zu versöhnen, um den gebrechlichen Leib zu unterstützen, damit er dem gottseligen Geiste desto besser dienen könne.“ Der verschiedenartige Körperbau, die Benachmensweise, so wie die markirten Gesichtszüge, ließen die Schotten recht wohl von den Engländern unterscheiden. Beide Nationen schienen ungefähr eine gleiche Anzahl von Gästen zu diesem feierlichen Gelage beigetragen zu haben, das in seiner fortwährenden tiefen Stille für jeden, der sich nicht in die Verhältnisse der Zeit zu finden wußte, einen herben zurückstoßenden Character trug. Am obern Ende des großen eichenen Tisches, den die Soldaten des Convenants umgaben, saß ein Mann von hagerer, knochiger Gestalt, unter dessen hoher, kahler Stirn und buschigen

schwarzen Augenbrauen ein Paar finster und boshaft blickender Augen, neben einer starken, spitzzulaufenden Nase, hervorsahen. Seine Wangen waren eingefallen, seine Lippen farblos und schmal. Mit den langen Fingern seiner mageren Hände machte er sich unaufhörlich etwas zu thun. Bald nestelte er an dem Degenkoppel, bald an der Schärpe, die Dolch und Pistolen hielt, bald an seiner Kleidung. Eine innere Unruhe schien ihn fortwährend zu quälen, indem er sie mit der ernstesten Würde eines Conventlers und eines Geistlichen obendrein, als welchen ihn der weiße Kragen auf dem obern Theile seiner Brust bezeichnete, nicht in Einklang zu bringen vermochte. In dieser seltsamen Erscheinung lernen wir Ebn Ananias Crabdon, den presbyterianischen Geistlichen des Städtchens Dunkeld kennen, der eben so rüstig die kriegerischen, wie die geistlichen Waffen seiner Partei zu führen, es nicht verschmäht hat, seine Lenden mit dem Raufdegen zu umgürten, um den Anhänger der babylonischen Sünderin, Sir

Walter, Laird von Klenacoil, unter seinem Lieblingsschwur: „Schwert des Herrn und Gideon!“ in seinem Schlosse zu überfallen, damit er den Sohn Belial's vor Cromwell's Blutgericht führe, und diesen zum wohlgefälligen Schlachtopfer hingebe. Allein Sir Walter war, kurz vor Crabdon's und seiner blutdürstigen Helfershelfer Ankunft von treuer Hand gewarnt worden und hatte die wenigen Augenblicke, die ihm übrig waren, benutzt, sich mit seiner Nichte Elisa, einer reizenden jungen Dame, in die nahen Gebirgswaldungen zu flüchten. Durch diese unerwartete Begebenheit sah sich Ananias in seinen Wünschen und Hoffnungen betrogen. Er war vor einigen Monaten etwa erst mit den Kriegern des Convenants nach langer Abwesenheit in seinem Geburtsorte Dunkeld wieder erschienen und hatte dort sogleich Besiz von Kirche und Kanzel genommen. Durch einen Zufall geleitet, begegnete er einst der schönen Nichte des Laird von Klenacoil und ward bei ihrem Anblicke von glühendem

der Leidenschaft ergriffen. Er stand bereits in einem Alter von mehr als vierzig Jahren; allein seine Gefühle, obgleich tief verborgen unter äüßerm Ernst und äußerer Strenge, behaupteten noch alles Unge- stüm, das ihnen angehoren war. Er haßte den Oheim mit aller Wuth eines Fanatikers, er hatte bisher ebenso dessen papistische Richte gehaßt; allein ihr Anblick verwandelte diesen Haß plötzlich, nicht in Liebe, aber in die unwiderstehlichste Begierde nach ihrem Besiß. War einmal der Oheim aus dem Wege geräumt, so hoffte er mit der verlassenen jungen Dame leichtes Spiel zu haben, und die Bedrängte in das Paradiesesgärtlein der presbyterianischen Kirche und seines häußlichen Glücks einzuführen. Dieses Unternehmen war nun vor der Hand mißglückt: allein Erabdon, der seinen Plan mit der unerschütter- lichen Ausdauer seines Characters und dem unge- stümen Drange seiner empörten Leidenschaften ver- folgte, ließ nun dem Laird und seiner Richte in allen Schlupfwinkeln des Gebirgs nachforschen, wobei er

noch die stolze Hoffnung hegte, vielleicht das gekrönte Haupt der großen Glinderheerde, den König Carl selbst, in seine Gewalt zu bekommen. Um alle Unternehmungen, welche hierauf abzwecten, desto besser leiten zu können und zugleich seinen Zorn gegen den entflohenen Sir Walter auszulassen, hatte er sich mit einem zusammengerafften Haufen von Schwenanterk, der ihn zum Anführer erwählte, in den Besitz des Schlosses Klenacoil gesetzt, das hart am Eingange in die Gebirge lag. Von hier aus machte er fast täglich Streifzüge in die höhern Waldgegenden, wo es oft zu blutigen Handgemengen zwischen seiner Bande und den geflüchteten Edelleuten kam, ohne daß er jedoch bis jetzt eine Spur seines meist gehakten Feindes, des Laird von Klenacoil, aufgefunden hatte.



Das Individuum, mit dessen Persönlichkeit, Eigenschaften und Plänen wir die Leser so eben bekannt gemacht, ließ Speisen und Getränke, mit denen die Tafel beladen war, unberührt an sich vor-

übergehen. Ehn Craddon hatte sich in diesen Dingen an eine große Enthaltſamkeit gewöhnt, von der er nie, auch nur um eine Linie breit, abwich. Er ſchien mit ſeinen Gedanken gar nicht bei dem Gelage anweſend zu ſein. Während ſeine Hände in unaufhörlicher, mechanischer Thätigkeit begriffen waren, ſtarrte er finſter auf einen Fleck vor ſich hin, und keine Veränderung in ſeinen harten Geſichtszügen verrieth, waß in ſeinem Innern vorging.

Der Schall einer Sackpfeife, die plötzlich auf dem äußern Haußgange in einer bekannten ſchottiſchen Volksweiſe ertönte, ſtörte mit einemmale die herrſchende düſtre Stille, und brachte einen wunderlichen Eindruck auf die Verſammlung hervor. Während in den Geſichtszügen der ſtreng preßbyterianiſchen Engländer ſich Zorn und Unwille malten, trat, trotz aller Gewalt, welche ſie ſich anthaten, in den Mienen der Schotten daß unbezwingliche Vergnügen hervor, welches ihnen der Ton ihres Lieblingsinſtrumentes, daß alte Lied, daß ſchon ihre Kindheit

begrüßt, verschaffte. Der starre Ernst ihres Antlitzes wich, einer blinzelte den andern mit einem verstoßenen Lächeln der Zufriedenheit an.

Da erhob sich Ehn Ananias Eraddon von seinem Sitze und sprach, indem er sich in seiner ganzen hagern Länge aufrichtete, mit dem scharfen, näselnden Tone, der den presbyterianischen Predigern jener Zeit eigen war: „Was sollen die Klänge aus Sodom und Gomorrha, welche nur den sündigen Kindern der Welt zur Lust dienen und sie zu höllischen Festen verlocken, in der Halle der Gesegneten? Wahrlich, es wäre uns besser, das Heulen der Verdammten im Abgrunde zu vernehmen, als diese Töne; denn jenes ermahnet uns gegen den Sündenfall zu kämpfen, diese ziehen uns in das Verderben, mit welchem der Satan die Zeitlichkeit umspinnt! Schafft den frechen Diener des Lasters hinweg, entfernt ihn aus unsrer Nähe, daß er uns nicht ferner störe in frommen Betrachtungen!“

Schon verließen einige der Engländer ihre Sitze,

um dem Spielmanne, der fortfuhr, in der äußern Halle sein Lied erklingen zu lassen, Schweigen zu gebieten, und ihn aus den Ringmanern von Akenacoil zu verweisen, als sich auch mehrere Schottländer mit unwilligen Gebehrden erhoben, und einer von diesen, der in dem Rufe einer besondern Begabung stand, nachdem er durch Schnauben und Stöhnen seine Absicht zu erkennen gegeben, in die Worte ausbrach: „Der Geist kommt über mich, und ich muß reden! Der Geist aber gibt mir ein seine Worte und sagt zu mir: ihr sollt hören auf die Sackpfeife, denn ihr Ton ist lieblich, wie der Klang der Harfen Davids; sie erfreut das Herz des Frommen und erstärkt es auf's Neue zu andächtigen Werken. Erklingen nicht in den Wohnungen der Seligen Harfen, Cymbeln und Posaunen, gespielt von den Cherubim und Seraphim, und wir sollten, was dort zugelassen wird, was dort erquicklich und erbaulich erscheint, von unsern Thüren verweisen? Es spricht aber ferner der Geist: ihr seid berufen, mit

Leib und Leben, mit Schwert und Dolch zu schützen, was wohlgefällig ist im Himmel, und deshalb laßt hereintreten in Eure Halle Reginald Dirty, den blinden Spielmann, laßt ihn aufspeisen seine besten Stücke, die lustigen Tänze aus den guten alten Zeiten, damit ihr wieder freudig und gestärkt in der Seele das Schwert erheben könnt zur Ehre Gottes und des Conventants!“

Während dieser Rede waren sämmtliche Schotten aufgestanden, prusteten und schnaubten, wie es ihre Gewohnheit war, wenn sie sich in Zorn setzen wollten, rückten an ihren Dolchen und Schwertern und warfen drohende Blicke auf die Engländer. Ananias blickte finster umher. Die Engländer schienen nur seines Wink's gewärtig, um den Befehl, den er hinsichtlich des Sackspeisers gegeben, selbst auf die Gefahr, mit den Schotten in thätliche Streitigkeiten zu gerathen, auszuführen. Erabdon aber hatte gute Gründe, jedem Zwiespalte, der sich zwischen seinen Untergebenen ereignen konnte, zuverzu-

kommen. Er hoffte, auf eine andere Weise das anstößige Gelüst der Schotten zu dämpfen und zugleich sein geistliches Ansehen unter seinen Untergebenen zu behaupten. Indem er den Engländern durch eine bestimmte Gebehrde andeutete, sich wieder niederzulassen und er zugleich seinen Platz wieder einnahm, stimmte er mit scharfer, durchdringender Stimme eines jener geistlichen Lieder an, mit welchen die Presbyterianer die mächtigen Versuchungen des Fleisches zu bekämpfen streben. Er erwartete nicht weniger, als daß auf dieses erbauliche Beispiel, sich sämtliche Anwesende mit ihm vereinigen würden, daß auch diesmal die sonst nie fehlschlagende Aufforderung zu einem frommen Werke ihren gewohnten Erfolg haben müßte; allein er sah bald zu seinem großen Verdrusse ein, wie in den Schotten die alte Liebe zur Sackpfeife zu mächtig sei, wie diese zu tief in ihren Herzen wurze, um selbst einer so dringenden Ermahnung zu weichen. Die Engländer stellten bei dem ersten Tone, den er angab, sogleich im

Alternden Chorus ein; die Schotten aber drängten sich hastig zur Thüre, führten den blinden Spielmann und seinen Knaben in die Halle und forderten ihn, indem sie sich in einem Winkel um ihn versammelten, nun auf, trotz des den weiten Raum erfüllenden geistlichen Gesanges, seine alten Lieder von Robert Bruce und König Jakob, vom Glan Campbell und Robin Hood, dem kühnen Jägersmanne, aufzuspielen.

Reginald Dirky, der blinde Spielmann, ein noch rüstiger Sechziger, mit einem sehr listigen Gesichte, lächelte für sich hin und sprach: „Wie werden aber die Frommen es aufnehmen, wenn der Sohn Beelzebubs seine Sackpfeife in ihre Lieder erklingen läßt? Werden sie nicht auf ihn eindringen mit weltlichen Waffen, werden sie nicht ihre andächtigtige Entrüstung einzeichnen auf seinem Rücken, nicht ihm die Sackpfeife aus himmlischer Eingebung zerbrechen?“

„Spiele Du nur immer frisch darauf los!“

versehte derjenige, den der Geist angetrieben, als Verteidiger der Sackpfeife aufzutreten. „Kein Haar soll dir gekrümmt werden auf deinem Haupte, deinen Rücken sollst du so unverletzt wieder heimtragen, wie du ihn hergebracht, und wer es wagt, die Hand nach deiner Sackpfeife zu erheben, den müßte es lüsten, mit meinem Messer bekannter zu werden, als ihm lieb wäre. Ja, Dirky auch die Sackpfeife liegt nicht außer der Gnade und tönt wohlgefällig in den Ohren der Frommen!“

Dirky verzog seine Gesichtszüge zu einem satyrischen Lächeln und machte sich bereit, den langsamen, einförmigen Gesang der Presbyterianer durch ein munteres Lied, wie: „Donald freit um Eiddy Connal,“ oder: „Iak ging einst zum Hochzeitstanz,“ zu beleben. Während er hiermit beschäftigt war, sah er mit dem starren Blicke eines Blinden auf die Tafel mit den Silbergeschirren und nach Ananias Cradton, dessen gelinde Stimme alle

ndern übertönte. Dann, als eben das geistliche
Vied sich in die Warnung ergoß:

„Verschleuß' auch deine Ohren
Der Lockung Belials!“

fiel er mit einer lustigen und beliebten Schottischen
Weise so kräftig ein, daß die Schotten von alten
übermächtigen Empfindungen ergriffen, mit den Füßen
zum Tanze aufzuckten, den Takt dazu schnalzten und
das letzte Restchen frommen Ernstes in ihren Ge-
sichtszügen durch den Ausdruck der von Augenblick
zu Augenblick steigenden Heiterkeit verdrängen ließen.
Aber die singenden Engländer wollten der Macht
des Dudelsacks nicht so leichten Kaufs den Sieg
einräumen. Hatten sie bisher schon ihren Lungen
schon Gewaltiges zugemuthet, so nöthigten sie ihnen
jetzt, wo es galt, die unheiligen Klänge zu unver-
nehmbar zu machen, Anstrengungen auf, die sich
nicht anders, als in schrecklichen Wistönen äußern
konnten. Der ehrgeizige Sackpfeifer zwang sein
Instrument zu noch schneidern Klängen und so

durchdrang bald ein widriges, sinnebetäubendes Geräusch die weite Halle, in der noch vor Kurzem die herrschende ernste Stille nur etwa durch den Seufzer einer zerknirschten frommen Seele gestört worden war.

Dieser Kampf zwischen der Sackpfeife und dem Gesange der Frommen wäre vielleicht unentschieden geblieben, wenn nicht die letztern auf eine plötzliche und unerwartete Weise eine Verstärkung erhalten hätten, die ihnen den Triumph zusicherte. Die Thürflügel der Halle öffneten sich und herein wogte eine dunkle Schaar von Soldaten des Convenants, welche der Anzahl der schon Anwesenden mindestens gleichsam. Mit Befremden sah der presbyterianische Geistliche auf diese neuen Ankömmlinge, ließ sich aber, während er über den Grund dieser Erscheinung und die Art und Weise des Benehmens, das er nunmehr zu beobachten habe, nachsann, in seinem Ge-

sänge nicht hören. Indessen stellten sich die angelangten Krieger in militärischer Ordnung im vordern Theile der Halle auf und zeigten überhaupt eine feste, sichere Haltung, die nur in mehrjährigem Dienste erworben seyn konnte. Der Unterschied zwischen ihnen und dem zusammengerafften Haufen des Ananias Eraddon fiel gleich zu großem Nachtheile des letztern in die Augen. Der Anführer dieser unvermutheten Gäste, ein Mann von jugendlicher zierlicher Gestalt, dessen Angesicht durch einen ungeheuern Rundhut beschattet wurde, trat, sobald seine Krieger sich geordnet, bis zum Tische vor, so daß er dem Geistlichen gerade gegenüber stand, und fiel nun auch mit kräftiger Stimme in das geistliche Lied ein. Im donnernden Chorus folgten seine Untergebenen, die Sackpfeife verhallte unvernommen und die Schoten, die ihr bisher ihre Aufmerksamkeit gewidmet, hielten es nun, da die Anzahl ihrer Gegner sich so sehr vermehrt hatte, am gerathensten, auch wieder auf den Weg der Frommen zurückzukehren und ihre

Stimmen mit ihnen zu vereinigen. Reginald Dirky schwieg und begab sich an der Hand seines Knaben in eine Fenstervertiefung, wo die ganze Halle frei vor ihm lag. Er starrte mit dem ganzen Wesen eines Blinden vor sich hin, während die scharflauschende Miene, welche Unglücklichen seiner Art eigen zu seyn pflegt, erkennbar hervortrat.

Endlich war der letzte Vers des Liedes gesungen, die tiefste Stille trat ein, und Ananias richtete mit einer Seherde, als sei indessen nichts Bedeutenswerthes vorgefallen, seine Blicke wieder starr zu der gewölbten Decke. Der junge Mann aber, den wir als den Anführer der so eben im Schlosse Klenacoll angelangten Kriegerschaar bezeichneten, umschritt in edler, fester Haltung die lange Tafel und sagte, indem er ein Pergament mit großem Siegel darreichte, zu Ananias: „Mein Bruder wolle seine Gedanken von den Betrachtungen himmlischer Dinge abwenden und sie auf den Inhalt dieser Schrift richten! Sie ist verfaßt von dem Josua unserer Zeit,

der mit schwachen Kräften, aber unter dem Beistande des Himmels, die sündigen Amalekiten und Midianiter vernichtete, von dem Gesandten des Herrn, dem ehrwürdigen Oliver Cromwell.“

„Des Himmels Segen auf dieses anerköhlte Nützeng seiner Macht!“ versetzte Ananias Crabdon, indem er mit einer widerwilligen Geberde das Pergament aus der Hand des jungen Mannes nahm. „Möge er ihm die Kräfte Simson's erhalten und die Jahre Methusalems schenken!“

Während der presbyterianische Geistliche das Blatt entfaltete, erhob der junge Fremdling sein Haupt fast kühner und freier, als es einem Anhänger des Convents geziemte, und musterte mit forschendem Blicke die Anzahl der Untergebenen des Ananias. Als sein Auge auf die Silbergefäße mit dem Wappen des Hauses Menaccil traf, verfinsterte sich seine Miene; allein dieses Zeichen des Unwillens ging so schnell vorüber, daß es Niemand gewahrte.

Ein Geräusch erhob sich indessen in jener Fenstervertiefung, die der blinde Musikant, Reginald Dirly eingenommen hatte.

„Komm, Junge,“ flüsterte dieser seinem Begleiter zu, „führe mich hinweg! Ich habe genug gehört, Dinge, die meine alten Tage bis an ihr Ende mit Entsetzen erfüllen werden, unheimliche Sagen von häßlichem Abfalle, Kindesundankbarkeit und Vatermord. Führe mich fort, Junge! diese Luft ist einem alten ehrlichen Spielmanne unerträglich. Der Fluch wird nicht zögern, alle zu treffen, die hier versammelt sind. Ich mag keinen Theil daran haben. Fort von hier!“

Hastig und ängstlich drängte er den Knaben, der ihn führte, vorwärts. Der Blick des jungen Officiers flog ihm nach und verweilte sinnend auf der Gestalt des im Ausgange der Halle verschwindenden Sackpfeifers. Das Benehmen des alten Mannes schien ihn zu beunruhigen; allein er gewann auch hier sogleich seine Fassung wieder, und sah nun,

indem er die Hände gefaltet über die Brust zusammen schlug, mit dem starren, gedankenlosen Blicke eines ächten Presbyterianers vor sich nieder.

Wittlerweile waren die silbernen Becher fortwährend im Kreise der an der Tafel Sitzenden umhergegangen, und der Vorstand der presbyterianischen Herde zu Dunkeld hatte sich mit dem Inhalte der Pergamentrolle vertraut gemacht. Mit einem tödtlichen Blicke, mit verhaltenem Ingrimme in seinen Gesichtszügen, gab er dem Anführer das Blatt zurück und sprach in seinem gewöhnlichen näselnden Tone: „Der Herr erleuchtet den Geist seines Auserwählten mit dem Lichte seiner Gnade, und was er thut, ist wohlgethan. Es freut mich, in dir, mein Bruder, einen würdigen Kämpfer unter den Fahnen der Rechtgläubigen, den tapfern Hauptmann Forest, kennen zu lernen. Du bist gekommen, um dich einzulagern mit mir in diese Höhle der Verruchten und Sünder, um sie aufzusuchen in ihren verborgenen Schlupfwinkeln und sie der Hölle zu übergeben, der

sie angehören. Schwert des Herrn und Gideon! Wir wollen auf sie niedersallen, wie die heiligen Makkabäer, und unsre Hämmer sollen sie treffen mit Tod und Vernichtung. Bruder, es erfreuet die Seele des Heiligen, wenn er seinen Triumph sieht über die Kinder der Hölle. Der stolze Besitzer dieses Hauses, einer der sündigsten Anechte der Baalsverehrung, hat fliehen müssen vor den Waffen des Gerechten, und mit deiner Hülfe, mein Bruder, hoffe ich ihn einzufangen und sein Blut fließen zu sehen an der Stätte der Sünder und Verruchten.“

Ein blutdürstiges Feuer leuchtete aus den Blicken des Pfarrers von Dunkeld. Seine Hand griff unwillkürlich nach dem Dolche in seinem Gürtel und zog ihn halb aus der Scheide. Die dunkle Röthe, welche in diesem Augenblicke das Angesicht des jungen Mannes überslog, ward durch die überschattende breite Krempe seines Hutes verborgen. Auch er hatte mit einer unbewußten Bewegung die Rechte an sein Schwert gelegt, ließ sie dann aber gleich

unmerklich wieder sinken und sagte gleichgültig:
„Davon nachher, mein Bruder! Es ist dir aus dem Schreiben, welches ich dir mitgetheilt, offenbar worden, daß der Generalissimus mich zum Commandanten von Alenacoil ernannt und mir den besondern Auftrag gegeben, nach den wichtigen Flüchtlingen in diesen Gebirgen zu forschen. Ich bin fremd hier, wie Joseph in dem Lande der Egyptianer. Du, mein Bruder, wirst meinen Geist erleuchten und ihn kennen lehren die Wüste Sinai! Sprich, wohin glaubst du, daß der gottlose Nebuladnezar dieses Landes, Earl Stuart, daß der verwegene Diener dieses Tyrannen, der Laird von Alenacoil, ihre flüchtigen Schritte gelenkt haben?“

„Deine Rede ist weise, mein Bruder,“ versetzte Ananias Crabdon, „denn sie richtet sich an den, der in diesem Lande des Verraths die Augen des Blinden zu öffnen vermag. Ich bin geboren in dieser Gegend und habe, bevor mich der Geist in die

Ferne getrieben, viele Jahre meines Lebens hier zugebracht."

„Ich weiß es," fiel der Hauptmann ein. „Man hat mich sogar versichern wollen, der Vater des jetzigen Laird von Klenacoil habe dich, mein Bruder, als du noch ein Kind gewesen, aus tiefem Elende errettet und großmüthig für deine Erziehung Sorge getragen."

„Die Wege des Himmels sind unerforschlich," antwortete mit einem scheinheiligen Blicke nach oben der presbyterianische Geistliche. „Das blutdürstige papistische Raubthier, Cavalier genannt, mußte selbst mich erhalten zu Ehren und Frommen der heiligen Kirche, die es mit gierigem Machen und spitzigen Krallen anfällt; es mußte ihr einen Kämpfer im Worte und im Schwerte erziehen, der sie standhaft gegen seine Angriffe vertheidigt. So lehren sich die Werke des Gottlosen zu seinem eigenen Verderben! Doch um auf deine Frage zurückzukommen, mein Bruder, so laß dir sagen, daß der gekrönte Sohn

des Satans und der babylonischen Sünderin noch immer mit seinem Anhang in diesen Gebirgen weilt, daß er aber der Wachsamkeit der Gerechten nicht entgehen kann. Er eben so wenig, wie sein Diener und Vertrauter, der verdammenswürdige Laird von Menacoil! Alle Gebirgspässe sind von wackern Streichern des hohen Convenants besetzt, und an dem felsigten Strande nach dem Meere hinab, wo Adler und Geier nisten, findet kein menschlicher Fuß einen sichern Haltpunkt. Ja, mein Bruder, die Gottlosen sind gegeben in die Hände der Gerechten!“

Es erfolgte ein kurzes Schweigen, während dessen der jüngere Anführer den ältern unter dem breiten Hutrande hervor scharf beobachtete. Dann warf der Hauptmann wieder in einem gleichgültigen Tone hin:

„Und hat der Laird sich allein geflüchtet, oder befindet sich seine Familie bei ihm? Mich dünkt, ich hörte von einem Sohne und einer Nichte!“

Ananias sandte einen argwöhnischen, forschenden

den Blick nach dem jungen Manne, dessen Miene jedoch nur ein frommes, gegenstandsloses Brüten an den Tag legte.

„Was des Sünders Richte betrifft, so weiß ich nicht, ob sie mit ihm gezogen ist in die Wüste,“ antwortete dann der geistliche Hirt. „Von der eigenen Brut des gottesschändrischen Philisters aber ist es bekannt, daß sie die Waffen geführt gegen unsre heilige Sache und nach der glorreichen Schlacht bei Naseby sich ganz und gar in den offenen Höllenschlund gestürzt hat, indem sie mit andern Verräthern an den papistischen Hof dessen, der sich den König von Frankreich nennt, entwichen ist. Duncan von Klenacoil wird nie wieder sehen das Land seiner Väter, wenn ihn nicht nach dem Beile des Henkers gelüftet!“

„So ist es, mein Bruder!“ versetzte kalt der Hauptmann. „Aber die Zeit rückt vor, und wir müssen darauf denken, jene Veranstaltungen zu treffen, welche mir der Befehl Oliver Cromwells,

des gottgesandten Mannes, vorschreibt. Du mußt dich demnach, mein Bruder, unverzüglich mit diesen Leuten nach deinem Wohnsitz Dunkeld begeben, und mir und meinen Kriegsmännern die Bewachung dieses Hauses überlassen.“

„Wie?“ sagte Ananias in einem heftigen Tone, indem er sich halb erhob, und eine dunkle Röthe sein hagres Antlitz überzog. „Mich will man vertreiben aus dem Lande Gosen, das ich erobert mit der Gewalt des Wortes und des Schwertes? Derjenige, der die Philister traf, daß sie in Furcht und Eile entwichen, soll nicht erndten die Früchte seines Sieges, nicht ferner weilen da, wo sich ihm die Bahn öffnet zu noch größern Werken für unsern heiligen Glauben?“

Der presbyterianische Geistliche gerieth bei diesen Worten in ein Feuer, das sehr wenig mit der bisher an den Tag gelegten Demuth übereinstimmte. Ohne dagegen sich im Mindesten in seiner frömmelnden Haltung stören zu lassen, erwiederte sehr ruhig

der Hauptmann: „Ereifre dich nicht, mein Bruder, und lasse dich der Demuth der Heiligen nicht entziehen durch eine leidenschaftliche Wallung, wie sie den thörichten Weltkindern gemein ist! Du kennst Oliver Cromwell, und weißt, welche Gefahr es dir bringen dürfte, wolltest du dich seinen Geboten widersetzen. Auch gewahre ich hier Dinge, die dich höchst strafbar machen vor dem Gesetze. Warum sind diese Silbergeschirre mit dem Wappen des Laird's von Klenacoil, diese höllischen Ausgeburten der Eitelkeit und Verschwendung, nicht abgegeben worden in die allgemeine Kriegskasse, wie es der Generalissimus geboten? Warum schlemmet ihr und necket die Lippen mit Getränken, welche zur Sünde verführen, während dem ächten Gläubigen das klare Rächlein auf der Wiese genügt? Saunderson,“ — hier trat ein stämmiger Krieger aus des Hauptmanns Schaar hervor — „bringe diese Gefäße in Sicherheit! Morgen schon sollen sie in das Hauptquartier des Generalissimus abgehn. Dir aber, mein

Bruder,“ — wandte sich der junge Mann wieder zu Ananias Crabdon — „kann ich nichts Besseres rathe, als dich still und ohne Zaudern in deine geistliche Wohnung, nach dem Städtlein Dunkeld zurückzugeben. Bedenke nur, wie viele gläubige Seelen dort nach dem Worte des Heils schmachten, und daß du schwere Sünde begehst, indem du es ihnen entziehst.“

Der Hauptmann verrieth durch keine Bewegung, durch keine Veränderung in der Stimme, daß irgend ein lebhaftes Gefühl in seinem Innern an diesen Aeußerungen Theil nähme. Saunderson räumte indessen geschäftig die silbernen Becher und Kannen hinweg, und Niemand von Crabdon's Bande wagte, ihn in diesem Beginnen zu hindern.

„Ich weiche nicht!“ antwortete nach einer Pause verbissen der presbyterianische Prediger, indem er einen Blick voll tödtlichen Hasses auf den Hauptmann warf. „Der Prüfungen, welchen der Heilige unterworfen ist, gibt es mancherlei, und ich werde

auch in diesen glorreich bestehen. Oft nimmt der Fürst der Hölle die Gestalt eines Gerechten an, um uns in Versuchung zu führen, aber ich troße seinen Ränken mit der Kraft des Wortes und der Waffen. Schwert des Herrn und Sideon! Ich stehe fest, ich weiche nicht!”

Die Untergebenen des geistlichen Kriegers schienen geneigt, den Worten ihres Anführers, selbst auf die Gefahr eines Handgemenges hin, Nachdruck geben zu wollen. Die Engländer rückten mit finstern Blicken an ihren Schwertern, die Schotten schnaubten und stöhnten und griffen zu ihren langen Dolchen. Unbeweglich, die Musketen geschultert, stand die Schaar des Hauptmanns. Aber auf einen Wink von diesem, den er kaum merklich mit einer leichten Bewegung der Hand gab, lagen plötzlich alle Musketen mit aufgezoogenem Schlosse in Anschlag; jeder der Schützen hatte seinen Mann gefaßt, und ein zweiter Wink ihres Anführers wäre hinreichend gewesen, Ananias Craddon und die Seinigen in

einem Augenblick zu vernichten. Der Prediger erkannte die Gefahr, er sah ein, daß er es mit einem entschlossenen Manne zu thun habe, daß seine undisciplinirte und wenig im regelmäßigen Kriegshandwerke geübte Schaar in einem Gefechte mit diesen waffenkundigen Kriegsmännern unterliegen müßte. Unwillkürlich war er bei der drohenden Bewegung der Gegner aufgestanden, und hatte sein Schwert entblößt. Eben so rasch erhob sich auch der Hauptmann, ohne jedoch auf irgend eine Weise persönliche feindliche Absichten an den Tag zu legen.

„Warum, mein Bruder,“ hob jetzt in einem herben, erbitterten Tone Ananias an, „lässest du die Waffen der Gläubigen sich erheben gegen Gläubige, warum sollen wir, die sämmtlich der Herr aufersehen zu seinen Streitern, einander bekämpfen, wie Juden und Aegyptier? Können wir nicht freundlich haufen unter einem Dache, nicht uns brüderlich vereinigen zum Lobe und Preise des Herrn, dessen Gnade uns ausgeschieden von den Brüdern? Komm’

an meine Brust, mein Bruder! Laß uns lieblich und einträchtiglich dem Herrn dienen, den es erfreuet, wenn er seine Kinder in Eintracht und Liebe sieht!“

Bei diesen Worten, deren Inhalt dem Tone, mit dem sie vorgebracht wurden, wenig entsprach, öffnete Ananias Crabbdon die Arme, um den jungen Mann an seine Brust zu schließen. Dieser aber trat kalt zurück und erwiderte: „Fern bleibe es von mir, den verdammlichen Kindern der Welt nachzuahmen in äußerlichen Handlungen, welche den Geist der Liebe vorspiegeln, indem sie den des Hasses verbergen! Wir sind in der Liebe und in der Gnade, warum sollen wir damit prunken? Was sonst diese Musketen betrifft, mein Bruder, deren Entladung auf ein Wort von mir erfolgen kann, so siehst du sie nur zu solchem Werke bereit, um dem Befehle des Kriegsgewaltigen, Sir Oliver Cromwell's und meinem eigenen guten Rathe, einen brüderlichen Nachdruck zu geben. Ich bitte dich, mein Bruder, folge nicht den Einflüsterungen Beel-

zeshuß, der dich zu strafbarer Widersetzlichkeit reizt. Ergib dich in Demuth und Unterwürfigkeit, und du wirst obsiegen über den Fürsten der Finsterniß! Wie schmerzlich müßte es für mich sein, wenn mich meine Pflicht nöthigte, dich mit Gewalt zur Erkenntniß deines wahren Heils zu bringen!“

Es lag etwas in der Stimme des jungen Mannes, das dem Geistlichen die Verwirklichung dieser Drohung verbürgte. Er stand einige Augenblicke in schweigendes Nachdenken versunken; dann schien er zu einem Entschlusse gekommen zu seyn. Indem er seine frühere frömmelnde Miene wieder annahm und mit anscheinender Gelassenheit das Schwert in die Scheide zurückschob, sagte er: „Du bist der Bote des auserwählten göttlichen Rüstzeugs, dessen Odem diese Länder reinigt von der Pest des falschen Götzendienstes, dessen Arm die Länderbrut vernichtet nach himmlischen Gerichten. Deshalb, mein Bruder, will ich thun nach deinem Verlangen, und dir diese Wohnstätte überlassen, in der lange die höllische Babel

verehrt worden durch Opfer des Schwelgens und der Völlerei. Berichte dem hochwürdigen Manne, Oliver Cromwell, daß du mich gefunden hast im Dienste des Wortes und ergebungsvoll in seinen Willen. Aber wenn ich auch von hinnen gehe, mein Bruder, so wird doch mein Auge sorglich wachen über deine Schritte in diesem Lande des Verraths, und ihnen folgen wohin es auch sei!“

Er legte auf die letzten Worte einen besondern Nachdruck. Dann winkte er seinen Leuten zum Abzuge, die, durch das Vorspiel ihres Hirten und Anführers dazu aufgefordert, ein geistliches Lied anstimmten, welches den Ausgang der Kinder Israel aus Aegypten schilderte. Unter der einförmigen, traurigen Weise dieses Gesanges schritten sie durch die geöffneten Reihen der schußfertigen Krieger des Hauptmanns Forest hindurch nach dem Ausgange der Halle. Noch lange, nachdem sie sich entfernt hatten, vernahm man von der Straße nach Dunkelfeld

herauf diese melancholische Weise, die sich endlich in weiter Ferne in die Stille der Nacht verlor.

Mitternacht war nicht fern, als der alte Sackpfeifer Reginald Dirty, dessen Bekanntschaft wir in der Halle von Kenacoil gemacht, rüstig und munter, wie ein zwanzigjähriger Jüngling, eine steile Schlucht der Grampian-Berge hinaufkletterte, indem er ein Lied für sich hin sang, das ungefähr folgendermaßen lautete:

„Ich lobe mir die Cavaliere,
Bei'm Mahle froh und froh zu Ros!
Sie ritten jubelnd zum Turniere
Und Freude wohnt auf ihrem Schloß.

Wie oft sprach nicht im Festgedränge
Der König selbst bei ihnen ein!
Dann klangen Pfeifen und Gesänge,
Dem Pfeifer ward der Ehrenwein.

Jetzt legt der Rundhut seine Züge
In Falten voller Menschenhaß,
Und düster leert er alle Krüge,
Und düster noch das letzte Faß.

Er haßt die Freude, die das Leben
Im frohen Jubelklang durchzieht.
Was hat er uns dafür zu geben?
Ein näselndes langweil'ges Lied.

Nein! Doppelt hoch die Cavaliere!
Sie schenken auch des Weines nicht;
Doch dabei lebt im Schloßreviere
Die Freude, wie ein Festgedicht."

„Ja, Junge,“ rief er seinem Knaben zu, der ihm leuchtend und mühesam folgte, „was das Lied enthält, ist die lautere Wahrheit und ein vornehmer Poet am Hofe des Königs selbst soll es gemacht haben! Als ich es noch singen durfte in den herrlichen Schlössern der Ritter, da fand ich jedesmal ein blankes Goldstück auf dem Grunde des Bechers, den mir der Gutsherr reichen ließ. Das waren noch gute Zeiten, Junge.“

„Meister,“ hub der Knabe an, „Ihr schreitet vorwärts, als ob Ihr die Siebenmeilenstiefel trüget, mit denen der kleine Thoms sein Glück an König Artus Hofe machte. Sagt mir in aller Welt, wie

ist Euch, als einem blinden Manne möglich, auf dem schlimmen Wege so rasch fortzukommen?“

„Narr,“ antwortete Dirky, „wenn pech-schwarze Nacht ist, dann haben die Blinden so klare Augen, wie die Sehenden! Dann bin ich in diesen Bergen geboren und erzogen worden. Keine Stelle, kein Stein ist mir fremd. Unzählige Male habe ich diesen Weg gemacht, als ich noch aus so frischen Augen sah, wie du, und die Erinnerungen aus jener Zeit stehen so lebhaft vor meinem Geiste, als ständen sie vor meinen Augen!“

Indessen mäßigte doch der Sackpfeifer seinen Schritt und griff nach dem Arme des Knaben, um sich auf diesen zu stützen. So gelangten sie nach einem kurzen Weg, den sie noch zurücklegten, an Reginalds einsam stehende Hütte. Der Spielmann öffnete, und ohne daß weder er, noch der sehr ermüdete Knabe für Noth gefunden, Licht anzuzünden, warfen sie sich beide auf die bereitstehenden, mit Moos und dürren Blättern gefüllten Ruhe-

stätten. Bald verriethen die tiefen Odemzüge des Knaben, daß er fest eingeschlafen war. Diesen Augenblick schien Reginald Dirky erwartet zu haben. Er erhob sich leise von seinem Lager, griff wiederum nach Hut und Stab und verließ schleichend die Halle, die er vorsichtig hinter sich verschloß. „Es ist ein unnützer Brodfresser, den ich da zurücklasse,“ murmelte er, indem er einen steilen Gebirgspfad, den der aufgehende Mond erhellte, hinanstieg, in sich hinein; „allein wenn die Leute wüßten, daß Reginald Dirky, der alte Spielmann, so gesunde Augen besitzt, wie sie, so wäre es aus mit meinem Verdienste; denn ein Sackpfeifer muß einmal blind sein, wenn er was Ordentliches aufspielen soll können. Dummes Volk! Als wenn die Augen in die Finger oder in die Lungen kröchen, wenn man sie aus dem Antlitze verliert!“

Der rüstigste Gebirgsjäger konnte den steil aufführenden Pfad, der oft an Abgründen, wo nur der Fuß des Menschen mit Lebensgefahr zu haften ver-

mochte, hinlief, nicht sicherer betreten, als Reginald Dirty. Ohne zu wanken, schritt er über die Steine hinweg, die einen gefährlichen Uebergang über die herabstürzenden Gebirgssteine bildeten; unermüdet kletterte er, um seinen Weg abzukürzen, an abschüssigen Felsenwänden empor, die nur in einzelnen vorstehenden Steinen und Gesträuchen eine Möglichkeit des Fortkommens zeigten. Endlich hatte er den Gipfel eines hohen kegelförmigen Berges erreicht. Hier blieb er stehen und schöpfte Odem. Die kalte Nachtlust durchschauerte ihn, er griff in seinen Schulsack und brachte eine kleine blecherne Flasche zum Vorschein, aus der er einen tüchtigen Zug that. „Ich muß mich stärken zu dem Werke, das ich vorhabe, und ein Schluck guten Whisky's aus den Hochlanden ist das beste Mittel dazu!“ sagte er, indem er seinen Weg, der nun wieder bergab führte, fortsetzte. „Wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, dem Vater die Schande des Sohnes zu verkündigen, dessen Abfall von Ehre und Religion,

dessen Feindschaft gegen den, welcher ihm das Leben gegeben, den Verrath gegen seinen angeborenen König und Herrn. Wer hätte das gedacht von dem Junker Dunkan, als er noch auf meinen Knien ritt, als er mit den kleinen Händen oft meine Sackpfeife zum Munde führte und Töne hervorbrachte, vor denen Raben und Hunde davon liefen!“

Er näherte sich einer Schlucht, die tief in den Berg, an dessen steilen Rückenwand er mühsam hinabkletterte, einzuschneiden schien. Ein Bergwasser lief zu seinen Füßen nach dem Thale hin. Gebüsche versperreten ihm den Weg; allein er wußte, indem er sich nahe an einer Felsenwand hindrängte, die Winkel, welche hier die Schlucht bildete, zu umgehen, und gelangte nach einer halbstündigen beschwerlichen Wanderung auf einen offenen Raum, den im Hintergrunde eine mächtige Gebirgswand zu schließen schien. Nur das Licht der Sterne fand in diesen Felsenkessel Eingang und verbreitete eine matte Dämmerung.

In der Mitte dieses Plätzchens hemmte der alte Spielmann seine Schritte und stimmte halblaut, nach einer alten Schottischen Melodie, den Anfang eines Liedes an:

„König und Vaterland,
Das sind die rechten Worte:
Öffne nun, du Felsenschloß,
Deine Felsenpforte.

Diese Töne waren kaum erklingen, als im Hintergrunde der Bergwand ein Licht erschien, welches das Innere einer Höhle und einen Mann in Ritterkleidung zeigte, der, die brennende Bechfackel hoch erhebend, in den Eingang trat. Reginald Dirky zögerte keinen Augenblick, sich dem Manne zu nähern. Mit entblößtem Haupte trat er zu ihm und folgte, auf einen Wink des Höhlenbewohners, diesem in das Innere der unterirdischen Wohnung. Das erste Gemach, welches sie durchschritten, ließ nur die rohen Felsenwände, wie die Natur sie gebildet, erblicken; das zweite aber, in welches der Cavalier den Sack-

pfeifer führte, war mit Teppichen belegt und mit mancherlei Bequemlichkeiten, welche es zu einem gemächlichen Wohnorte gestalteten, ausgestattet. Hier saß eine junge Dame von reizender Bildung und las in einem großen Buche, welches das Ansehn einer Hauschronik hatte; ein anderes Frauenzimmer, in der Kleidung einer Dienerin, beschäftigte sich im Hintergrunde mit einer weiblichen Arbeit. Der Mann, welchem D i r k y in diesen verborgenen Aufenthalt gefolgt war, stand bereits in den höhern Jahren des männlichen Alters und zeichnete sich durch einen sehr kräftigen, untersehten Körperbau aus. In seinem Angesichte trat ein edler und kühner Ausdruck hervor und eine breite Narbe, die quer über das Haupt lief und hier ihre haarlose Spur zeigte, besundete, daß er in den Kämpfen, welche sein Vaterland verwüsteten, nicht müßig gewesen sei.

Sir Walter, Laird von Glenacoil, und seine schöne Nichte Elisa waren es, welche hier im tief verborgenen Schooße der Grampian-Berge eine Zu-

Aucht gefunden, die, nur einigen auserwählten Freunden und dem treu bewährten Spielmanne Reginald Dirky bekannt, sie den Verfolgungen ihrer Feinde, unter denen der fanatische Pfarrer von Dunkeld obenan stand, entzog. Elisa hatte mit scharfem Frauenblicke erkannt, daß Ananias Craddon andere Absichten gegen sie hege, als solche, welche ihm nur die Verschiedenheit ihrer Glaubensbekenntnisse eingeben mußte. Sie fürchtete diese um so mehr, da sie schon ein geheimes Herzensbündniß mit ihrem Vetter Dunkan von Klenacoil, dem Sohne Sir Walters, geschlossen und in friedlicheren Zeiten die Billigung des Vaters hoffen durfte. Dunkan hatte, als ein treuer Anhänger König Karls, in den Schlachten für dessen schwankende Sache heldenmüthig gekämpft; allein seit der verhängnißvollen Schlacht bei Naseby, in der Alles, selbst die letzte Hoffnung verloren ging, war er verschollen und der besorgte Vater konnte, trotz der angestrengtesten Bemühungen, keine Kunde von ihm

erlangen. Heute sollte ihm aus dem Munde des alten Spielmanns die erste Nachricht von ihm werden; allein eine, die so schrecklich in den Ohren des wackern Cavaliers tönen mußte, daß er gewiß lieber den Tod des einzigen Sohnes, als diese vernommen hätte.

„Mort de ma vie!“ hob mit halbunterdrückter Stimme der Cavalier an, der in seiner Jugend einige Zeit in Frankreich gelebt und seine Rede gern mit Ausdrücken verbrämte, welche er im Kreise der jungen Hofherren des Louvre vernommen. „Du hast lange auf dich warten lassen, mein sehender Blinder! Was gibt es Neues unten im Thal? Quelle nouvelle chanson là bas? Plärren die Mündhüte noch immer ihre heuchlerischen Lieder? Ist der blutige Schurke Cromwell — Dieu !o damne ! — noch immer oben an? Wie sieht es aus in meinem väterlichen Schlosse Menacoil? Wie treibt's dort der undankbare Schuft aus Dunkeld, den mein Vater mit einem Stein am Halse in das Meer hätte ver-

senken sollen, statt ihn vom Hungertode zu retten?
„Hannah,“ wandte er sich zu der Dienerin,
„gib dem Alten einen Becher Wein; denn noch nie
betrat ein Spielmann die Wohnung eines Menacoil,
ohne daß er einen Trunk zu Ehren des Hauses erhal-
ten hätte. Ja, ja, alter Reginald, wir sind
noch nicht so sehr auf dem Trocknen, wie du denken
magst! Wir haben Freunde, die für uns sorgen.
Du sollst den besten Claret versuchen, den je ein
französisches Schiff an dieses Ufer getragen hat.
Und dann erzähle! Ouvre ta valise, alter Neuwig-
leitsträger, aber leise, behutsam, denn da drinnen“ —
hier wies er auf einen Vorhang, der den Eingang
eines Seitengewachs bedeckte — „schlummert Einer,
den die Ruhe lange geflohen und den ich um Alles
in der Welt nicht in seinem Schlafe stören möchte.
Vive le Roi! alter Dirty. Du verstehst mich,
aber sei verschwiegen, behutsam und leere deinen
Becher auf diesen Toast!“

Es schmerzte den Spielmann in der Seele, den

edeln Laird in der guten Laune, die ihn trotz seines Mißgeschickes belebte, stören zu müssen. Er schlürfte langsam das köstliche Getränk, welches ihm Hannah überbrachte, und warf einen bedeutenden, ehrfurchtsvollen Blick auf das Seitengewach. Dann räusperte er sich und sprach mit gedämpfter Stimme: „Erinnert Ihr Euch des alten Liedes, das ich aus den Hochlanden mitbrachte, als ich nach vieljähriger Abwesenheit wieder als ein blinder Sackpfeifer in die Heimath von Klenacoil zurückkehrte? Es lautete von Conald und Dermid — “

„Sainte vierge, ich werde es nie vergessen!“ unterbrach ihn Sir Walter. „Es erzählt eine Geschichte, welche die Hand jedes Ehrenmannes an den Griff des Schwertes treibt. Gibt es etwas Heilloseres, als den Buben von Sohn, der den eigenen Vater auf die Höhe des Felsens lockt, und ihn dann jählings hinabstürzt, um seine Heerde, sein Haus und seinen Hof früher zu erben, als der Lauf der Natur es ihm gestattet? Mort de ma vie! Der

Hube verdiente mit Pferden zerrissen zu werden! Aber die Rachegeister verfolgen ihn. Aus allen Klüften, aus den Wäldern, aus der Erde, aus den Wolken ertönen ihre drohenden Stimmen, sehen ihre schändlichen Gestalten hervor und treiben ihn hinauf auf jenen Berg, wo er den Vater getödtet, und treiben ihn hinab von der Spitze des Felsens, daß auch sein Gebein zerschmettert in das Nordthal stürzt. Qu'en dites vous, ma nièce? Ist es nicht eine große Lehre für alle Zeiten, welche diese alte Sage aus grauen Jahrhunderten herüber an alle leichtsinnige und habgierige Kinder richtet?“

Elisa erhob ihr reizendes Antlitz zu einer bejahnenden Geberde. Sie sah dann mit einem Ausdruck der Besorgniß, welche ihr die Einleitung Reginalds einflößte, auf diesen. Der alte Mann räusperte sich und schien widerwillig an die weitere Fortsetzung seiner Mittheilung zu gehen. Endlich aber, von Sir Walter zu verschiedenen Malen aufgefordert, sagte er: „So schlimm, wie die Geschichte

von Conald und Dermid ist freilich nicht das, was ich mitzutheilen habe, aber doch arg genug, um ein Vaterherz mit Bitterkeit, mit tiefer Betrübniß zu erfüllen. Ach, edler Herr, ich wünschte, ich wäre was ich scheine vor der Welt, und meine alten Augen hätten nimmer vermocht, das Schreckliche zu sehen, das Eure Seele in schmerzlichen Kummer um den einzigen Sohn versetzen muß!“

Elisa wurde leichenblau, sie sank in ihren Sessel zurück und sah den alten Spielmann mit starren, hinsterbenden Blicken an. Mit finst'rer Stirn trat ihm der Cavalier näher, legte die Rechte auf den verbleichten Ärmel seines Kleides und sprach tief odemholend: „Fahre fort, Reginald Dirky! Zögere nicht mit deiner Unglücksbotschaft, denn ich bin auf Alles bereit. Der edle König ist den schurkischen Rebellen unterlegen, die verruchten Rundsöpfe spielen die Herren im Lande, das Haus der Menaccil wird von ihnen zerlündert und verwüthet — hast du mir eine Trauerkunde zu bringen, so ist

jezt die rechte Zeit dazu. Nicht, Altes? der letzte Zweig des alten Stammes der Menacoll ist gebrochen. Dunkan lebt nicht mehr. Il est mort au champ d'honneur, gestorben wie ein wackerer Cavalier?"

Sir Walters Stimme zitterte, indem er diese Worte sprach, seine Augen waren feucht und er hielt sich mit der rechten gekrampften Hand an der Lehne eines Stuhls fest. Elisa's Haupt sank auf die ängstlich bestommene Brust, sie schien in stiller Ergebung des Spielmanns weitere Erklärung zu erwarten.

„Todt ist er nicht;" versetzte langsam und kopfschüttelnd der Alte, „aber er ist, wie Dugald Donald in dem alten Liede: das Mädchen von Inisfallen, seinem Stamm untreu geworden und ein Feind derjenigen, zu deren Freund ihn seine Geburt, seine Gefühle, seine Erziehung, seine Dankbarkeit berufen. Ich möchte Euch nicht wehe thun, Sir Walter, aber die Wahrheit muß an's Licht. Ja,

Herr, ich sah Euern Sohn einziehen auf Schloß Alenacoil mit dem Rundhute auf dem Kopfe, mit dem Raufdegen an der Seite, wie ihn die Conventanten tragen, an der Spitze eines Haufens dieses schurkischen Gesindels. Ich hörte, wie er, statt in ein lustiges Lied der Cavaliere, einstimmte in ihre gräulichen näselnden Gefänge; ich mußte Zeuge sein, wie er mit dem heuchlerischen, schleichenden Bösewichte aus Dunkeld, Ananias Erabdon, sich freundlich besprach, und diesem ein Sendschreiben des keiserlichen Hochverräthers, Oliver Cromwell's, selbst überreichte. Dann aber fand ich nicht länger Ruhe in der Halle von Alenacoil, es trieb mich fort mit einer Gewalt, der ich nicht widerstehen konnte; denn ein Grauen kam über mich, als mußten die alten Lairds von Alenacoil hervordbrechen aus ihren Gräbern und ihre gespensterischen Gestalten einziehen in die entweihete Halle zu Strafe und zu Gericht!"

Der Laird stand sprachlos. Elisa aber schien

in der Eröffnung des Sackpfeifers ihre ganze Kraft wieder gewonnen zu haben. Sie erhob sich von ihrem Sitze, trat in stolzer Haltung vor Reginald Dirty und sagte in einem sehr ernstesten Tone: „Wist du deshalb hierher gekommen, um das Herz meines Vaters durch eine Lüge zu erschüttern? Gehe in dich, Alter, und belade dein graues Haupt nicht durch Verläumdungen! Freilich ist es dir zur Gewohnheit geworden, die Welt zu täuschen durch eine fortgesetzte Lüge. Aber du solltest das Unglück ehren, du solltest nicht in diese einsame, lehte Zuflucht der Vertriebenen noch Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung einführen. Meinst du, der Vater kenne nicht zu gut das Herz seines Sohnes, um einer solchen Lüge Glauben zu schenken? Dunkan ist ein edler Mann; er kann sich nicht entwürdigen, mit Verräthern gemeinsame Sache zu machen, er wird nie seinen Glauben, nie die Pflicht eines guten Sohnes verlängnen.“

„Es mag sein,“ antwortete düster der Spieler

mann, „daß ich eine Sünde begehe, indem ich mich vor den Leuten als blind ausbe; aber die drückende Noth hat mich dahin gebracht und ich denke immer, Gott und die lieben Heiligen werden es nicht so genau nehmen mit einem armen Sackpfeifer, der um des lieben Brodes und um eines Schluckes Whisky willen den Menschen, die auch auf alle Weise ihren Vortheil suchen, ein kleines Gaukelspiel vormacht. Verkaufe ich doch nicht meine Blindheit, sondern mein Spiel auf der Sackpfeife, und wer mir für jene etwas obendrein gibt, der wird auch deshalb nicht verarmen. Aber, edle Lady, glaubt mir, Niemand kann inniger wünschen, wegen des Junkers Dunkan gelogen zu haben, als ich, bloß damit ich die entsetzliche Nachricht zu widerrufen vermöchte. Er selbst schämte sich sicherlich seiner Handlung; denn ich merkte wohl, daß ihn Unruhe und Bestürzung überfiel, als er meiner ansichtig wurde. Wie gern hätte ich Alles verschwiegen und still mit mir in der Brust herumgetragen; aber ich habe Eures

Oheims Wohlthaten genossen; ich weiß, daß in diesen Gebirgen“ — hier warf er einen flüchtigen Blick auf das Seitengemach — „ein theueres, hochverehrtes Leben Schutz und Sicherheit sucht und deshalb muß ich warnen, warnen den Vater vor dem Sohne, zeigen dem alten Conald den Abgrund, an dessen Rande er steht.“

Elisa schlug die Blicke zu Boden. Der alte Mann, dem ihr Oheim ein so großes Vertrauen schenkte, der selbst in das hochmächtige Geheimniß, welches diese Berge enthielten, eingeweiht war, sprach so fest und bestimmt, daß sie kaum mehr an der Wahrheit seiner Aussagen zweifeln konnte. Und dennoch empörten sich alle ihre Gefühle gegen den Gedanken, den Freund ihrer Seele unter denjenigen zu wissen, die ihr als die Feinde alles Gerechten und Edeln, als Abtrünnige von der heiligen Kirche, als Rebellen und Verräther erschienen. Ein Grauen besiel sie bei der Erinnerung an den schrecklichen Priester von Dunkeld. Mit diesem sollte sich

Dunkan verbunden haben zum Verderben seines Vaters, mit dem verächtlichen Aufwurfe der Menschheit, mit einem undankbaren Bösewicht, der unter der Larve der Frömmigkeit, seinen Blutdurst und seine Leidenschaften verbarg? Unmöglich! Dunkan hatte sich immer als einen offenen und redlichen Jungling gezeigt, als einen treuen Anhänger der königlichen Sache, der er mit beispielloser Verwegenheit gedient, und vor Allem als einen guten, den Vater lindlich liebenden und ehrenden Sohn. Welche Beweggründe konnten ihn nun mit einemmale gänzlich umgewandelt haben? Er kannte den Eigennutz nicht, er haßte die frömmelnde Heuchelei der Presbyterianer jener Zeit, seine Seele war der Freude und Heiterkeit zugänglich. Aber Dirky's nicht zu bezweifelnde Aussage? Wenn der alte Mann sich nicht auf die seltsamste Weise getäuscht hatte, wenn seine Erzählung in der That die launere Wahrheit enthielt; dann mußte Dunkan's männlicher Geist irgend einer großen Erschütterung unterlegen, dann

mußte er in eine krankhafte Dämmerung versinken, in eine unselige Verwirrung gerathen sein, die ihn zum Sklaven eines schrecklichen Wahns gemacht, die ihn unwillkürlich einer Meinung, welche er bei gesunden Sinnen verabscheute, unterworfen. Die junge Dame beschloß, erst eine unwiderlegbare Ueberzeugung zu erwarten, ehe sie richtete. Sie besaß Muth genug, um selbst einen gefährlichen, aber entscheidenden Schritt zu thun, der ihr diese gewinnen konnte. Schon beschäftigte sich ihr lebendiger Geist mit einem Entwurfe, dessen Ausführung sie ihrem Ziele näher führen sollte.

Indessen hatte der wackre Cavalier den Ueberbringer der Unglücksbotschaft lange mit finstern Blicke betrachtet.

„Alter,“ sagte er jetzt in einem festen und entschlossenen Tone, „der Wahlspruch der Alenacoit's war bisher: *sans tache et sans reproche*! Die Chronik unsers Hauses lehrt uns, daß, wenn Einer unsers Stammes sich gegen den Sinn dieser Devise

verging, sein Wappenschild aus der Halle genommen, sein Name auf der Geschlechtstafel ausgelöscht und seiner nicht mehr erwähnt wurde unter den Edeln der Familie. Es ist eine schwere Anklage, die du gegen den jüngsten Zweig des alten Stammes angebracht hast. Kannst du sie wiederholen als ein Votum der Wahrheit, kannst du sie bekräftigen mit einem feierlichen Eide?"

Er stand in einer ehrfurchtgebietenden Stellung vor dem alten Spielmann. Sein Ehrgefühl, sein ritterlicher Stolz, seine Vaterliebe kämpften einen schweren Kampf in seinem Innern und traten, bei aller Kraft, die er aufbot, um sich zu beherrschen, in krampfhaften Zuckungen der Gesichtsmuskeln hervor. Sein Blick ruhte durchbohrend auf Reginald, er schien in dessen Seele schauen und dort die Wahrheit erforschen zu wollen. Der Alte aber sah ihn traurig an und erwiderte leise, aber verständlich: „So gewiß mir Gott und die heilige Jungfrau gnädig seien in meinem letzten Stündlein,

so gewiß ist auch Alles die reine Wahrheit, was ich Euch berichtet. Fluch demjenigen, der dem Vater falschen Rumor überbringen möchte von seinem eigenen, einzigen Kinde!“

Mit festem, klingenden Schritte näherte sich der ehrenwerthe Ritter der Wand, an der sein Schwert und sein leichter, baretartiger Federhut aufgehängt waren. Er drückte den Hut tief in die Stirn und warf das Schwert um. Dann entblößte er dieses zur Hälfte, sah auf die glänzende Klinge und sprach finster und entschieden: „Es ist noch scharf genug, um den faulen Fleck aus dem alten Stamme zu schneiden. Mort do ma vie! ich will hintreten vor den Entarteten als ein Richter, den ihm die Natur selbst vorgeseht hat, als der Älteste des Geschlechts, daß er entehrt. Mein Fuß soll sein Wappenschild zertreten, mein Schwert mit seinem Leben die Schande vertilgen, die er auf dieses graue Haupt gebracht. Sans tâche et sans reproche! wie konnte er diese Mahnung vergessen? Jede Erinnerung aus

der Geschichte seines Hauses, aus dem Leben seines Vaters, aus seiner eigenen Vergangenheit ruft sie ihm zu, jeder Odemzug mußte sie in ihm erneuern. Mein Sohn ein Ruckkopf, ein winselnder, näselnder Schurke? Ein Alenacoil unter den Hochverräthern, unter den Aechern! Elisa, ich verlasse dich! Es ist ein schwerer Gang, den ich thue, und wer weiß, ob ich von ihm zurückkehre. Aber die Ehre verlangt ihn: l'honneur le veut; und Walter von Alenacoil bebt noch nie vor einer Gefahr zurück, wenn der Ruhm seines Hauses auf dem Spiele stand."

Er warf das Schwert zurück in die Scheide und wollte sich nach dem Ausgange wenden. Elisa aber stellte sich ihm in den Weg, ergriff mit zitternder Hand seine Rechte und sagte, ihn zurückhaltend, im Tone der höchsten Angst: „Um Gotteswillen, Oheim, was beginnt Ihr? Das Schwert wollt Ihr tauchen in Euer eigenes Blut, Ihr wollt richten Euern eigenen Sohn auf die Anklage eines Einzelnen hin, den recht wohl ein Betrug der Sinne

getäuscht haben kann? Denkt nur zurück an Euern Dunkan, ruft sein Bild, sein ganzes Wesen vor Eure Seele und sagt dann, was er irgend gethan hat, das die Aussage dieses Mannes bestätigen könnte! Nein, nein! der stolze Fels, der dem Andrang der Stürme und der Wogen getreht, kann nicht mit einemmale zusammengebrochen, kann nicht mit einemmale, wie ein schwankes Blusenrohr, dem schwächern Hauche verrätherischer Schwindellüste erlegen sein. Dunkans edles Herz läßt sich durch nichts zu Abfall und Verrath bestechen. Hier muß, hier kann nur ein Mißverständniß obwalten. Ueberlaßt es der Zeit, dieses zu lösen, bekämpft diese stürmische Wälzung, die Euch eine lange, durch nichts zu versöhnende Reue bereiten könnte! Und dann habt Ihr auch Pflichten gegen Euere Person, gegen mich und“ — setzte sie leiser hinzu — „gegen einen Höbern. Ihr dürft ein Leben, das dem Dienste eines unglücklichen Monarchen gewidmet ist, nicht eigenmächtig in Gefahr stürzen. Wer weiß, ob Ihr,

mein Oheim, nicht vorzugsweise von Gott und seinen Heiligen aufersehen seid, den König zu retten. Schonet Eurer um dieses hohen Zweckes willen!“

Sir Walter stand einige Augenblicke unentschlossen. Dann schob er die Richte sanft von sich zurück und erwiderte: „Ich muß gehen. Qu'est-ce que la vie sans honneur? Ein Leben ohne Ehre ist schrecklicher, als der Tod, und selbst die Gnade des Gesalbten des Herrn vermag es nicht, von seinen Flecken zu reinigen. Der Ehrlose ist nicht würdig, sich seiner geheiligten Person zu nähern. Die Geschlechts tafel eines Cavaliers muß rein sein, sans tache et sans reproche!“

Ohne auf Elisa's fortgesetzte Bitten zu achten, schritt er dem Ausgange der Höhle zu. Da ward der Teppich, der den Eingang des Seitengewaches bedeckte, gehoben, und in der Oeffnung, aus der ein heller Kerzenglanz strömte, erschien die majestätische Gestalt eines hochgewachsenen Mannes in seiner Jägerkleidung, mit einem Anstande, der tiefe Ehr-

furcht einflößte, und ein angeborenes Recht des Gebietens bekundete. Er lächelte sanft nach Lady Elisa hin, die mit einer bescheidenen Verneigung zur Seite trat. Reginald Dirty zog sich mit leisem Schritte in einen dämmerigen Winkel zurück, während die Dienerin Hannah ehrerbietig ihre Stelle im Hintergrunde nahm.

„Sir Walter, mein theurer Laird von Klenacoil!“ rief in einem Tone, der halb wie eine Bitte, halb wie ein Befehl klang, der geheimnißvolle Mitbewohner der Höhle.

„Diese Worte, der Klang dieser Stimme übten eine magische Gewalt auf den Cavalier. Er lehrte sogleich aus der Vorhalle, die er schon betreten, zurück, und auf einen leisen Wink des hohen Mannes folgte er diesem in ehrfurchtvoller Haltung in das Seitengemach, dessen Eingang nun wiederum der Teppich, der beide innern Höhlen von einander trennte, bedeckte.

„Gott erhalte den König!“ sagte leise der Sack-

pfeifer, indem er mit entblößtem Haupte wieder aus dem Winkel hervortrat. Dann fügte er mit gedämpfter Stimme singend den Vers aus einem Volksliede hinzu :

„Der Stuart Glanz, der Stuart Macht,
Sie sollen ewig leben,
Und heller treten aus der Nacht,
So die Verräther wehen!“

„Edle Lady,“ wandte er sich gutmüthig an Elisa, „ich weiß wohl, daß Euch der Leichtsinns des Junkers Dünkens noch schmerzlicher fällt als Euerm würdigen Oheim, und deshalb möchte ich Euch gerne überreden, der alte Spielmann habe eine Unwahrheit gesagt, oder gar die ganze Sache nur geträumt in einem Whiskyrausche! War ich denn nicht damals, als Ihr mich noch für blind hieltet, oft Zeuge, wie aus des Junkers Blicken, wenn er Euch nahe kam, ein Feuer zu Euch sprach, das Eure schönen Augen nicht unbeantwortet ließen? Ja, ja, edle Lady, es ist kein Wunder, daß Ihr den Junker vertheidigt, aber leider werdet Ihr Euch

doch überzeugen, daß Reginald Dirken die Wahrheit gesprochen, daß Duncan von Klenacoil in diesem Augenblicke auf dem Schlosse seiner Väter im Verein mit einer Anzahl spitzbübischer Rundköpfe heuchlerische Lieder singt und im Namen des blutdürstigen Cromwell dort haust.“

Mit diesen Worten entfernte er sich aus der Höhle und ließ die junge Dame in düstern, quälenden Zweifeln zurück. Er schlug denselben Weg wieder ein, der ihn von seiner Hütte in das abgelegene Thälchen geführt hatte. Als er den Gipfel des Berges erreichte, brach der junge Tag an, und die Morgenröthe erhellte die Höhen in der Nähe und Ferne. Bald wurde ihr zitterndes, dämmerndes Licht zum Alles belebenden Glanze, und die Sonne stieg über der weiten Ebene auf, die sich am Fuße der Grampienberg, jenseits des Flusses Tay, nach England hindehnte. Der Sackpfeifer war nicht unempfindlich gegen die Schönheiten der Natur. Er blieb einige Augenblicke stehen, um die Scene, die immer

mehr an Ausdehnung und heiterm Leben gewann, zu betrachten. Da bemerkte er plötzlich unten im jenseitigen Thale, daß er zu durchschreiten hatte, am Rande eines Gebüsches eine zusammengekrümmte lauschende Gestalt, die scharf nach ihm hinausblickte. Indem er überrascht und bestürzt genauer nach ihr hinsah, erhob sie sich schnell und war mit wenigen raschen Sprüngen in das Buschwerk verschwunden. Aber Reginalds Falkenauge hatte schon genug gesehen, um in dem Flüchtlinge den Knaben, der ihm zum Führer diente, zu erkennen.

„Der Bube ist ein Spion!“ sprach er augenblicklich für sich hin. „Die schurkischen Rundköpfe, die mir nicht trauen, haben ihn bestochen. Ich muß mich seiner entledigen. Welches Unheil könnte nicht gerade jetzt eine Büherei des Jungen anstiften.“

Als er in seiner Hütte anlangte, fand er den Knaben, wie er ihn verlassen, hingestreckt auf sein Lager, unter dem Anscheine eines tiefen Schlafes. Er schüttelte den Kopf und setzte sich nachdenkend

nieder. Bald ward der Plan in ihm reif, sich von dem Knaben in die Gebirge des Hochlandes führen zu lassen und ihn dort der strengen Wachsamkeit vertrauter Freunde zu übergeben. Allein dieses konnte nicht sogleich geschehen. Hatte er doch unter den obwaltenden Umständen jetzt genug an Ort und Stelle zu sorgen und zu schaffen, war doch gerade jetzt seine Gegenwart nirgends nothwendiger, als in der Nähe von Alenacoil und jenes geheimnißvollen Thälchens, dessen verborgene Bewohner seine ganze Aufmerksamkeit und Thätigkeit erheischten.

Am Abend eines heitern Tages zog sich um die Gipfel der Berge ein leichtes Gewölk zusammen, das, wie es oft in diesen Gegenden der Fall war, sich wohl zu einem Gewitter bilden, und dann durch heftige Regengüsse die Schluchten und Bergpfade unzugänglich machen konnte. Schon am Nachmittage, als der Himmel noch seine klare Bläue zeigte, hatte

der junge Mann, welchem Ananias Grabdon, freilich wieder seinen Willen, das Schloß von Alenacoil eingeräumt, den niedern Grund, in welchem dieses gelegen, verlassen und einen einsamen, in die Berge führenden Pfad eingeschlagen. Seine kriegerischen Gefährten hielten die Straße nach dem Städtchen Dunkeld besetzt, so wie dann auch Schildwachen aus ihrer Mitte an den Gebirgswegen aufgestellt waren.

Der junge Mann, in dem Reginald Dirty ganz richtig den Junker von Alenacoil erkannte, stieg mit eiligen, hastigen Schritten das Gebirg hinan. Heute ließ sein Aeußeres auch nicht in der kleinsten Einzelheit das Wesen eines Puritaners wahrnehmen, wie er es gezeigt, als der Sackpfeifer ihn wieder sah. Er trug ein farbiges, knapp anschließendes Ueberkleid, das die Formen seiner edeln Gestalt günstig hervorhob, einen kleinen barettartigen Hut mit einer Schwungfeder und keine andere Waffe, als einen langen Degen, wie ihn die schottischen Cava-

liere zu führen pflegten. Bei aller Kühnheit und Entschlossenheit, welche aus seinen Zügen sprach, trat auch ein Ausdruck des Nachdenkens und der Besorgniß in diesen hervor, der auf ernste Betrachtungen, welche seine Seele beschäftigten, schließen ließ. Oft begegneten ihm Gebirgspfade, die sich durchkreuzten, und er wählte einen von diesen zur weiteren Fortsetzung seines Weges dann erst, wenn er den Stand der Sonne genau beobachtet und sich überzeugt hatte, er bleibe in der Richtung, die ihn zu seinem Ziele führen müsse. Sein Weg wurde rauher, er mußte sich durch überwachsendes Gebüsch hindurchdrängen, er sah sich genöthigt, sein Schwert zu Hülfe zu nehmen, um von Zeit zu Zeit dieses Hinderniß zu beseitigen. So gelangte er endlich auf einen freien Raum, wo sich die Trümmer eines zerstörten Schlosses erhoben. Er blieb stehen und betrachtete diese Zeugen einer grauen Vergangenheit mit düstern Blicken. Viele Jahre mochten schon, seit diese Mauern gebrochen, seit ihre stolzen Thürme

gefallen, seit alle Regungen eines geselligen Menschentreibens aus ihnen gewichen waren, vergangen sein. Moos überzog die Bruchstücke einzelner Wände, in den Spalten wurzelten Baumstämme, durch schwarze Oeffnungen im Boden sah man in die Kellergewölbe hinab.

Dunkan von Klenacoll, wie wir denjenigen, der mit Cromwell's Empfehlung als Hauptmann Forest vor den presbyterianischen Pfarrer von Dunkeld getreten war, bei seinem wahren Namen jetzt nennen wollen, ließ sich auf ein Felsenstück, das der Ruine gegenüber lag, nieder. Sein Blick ruhte schwermüthig auf den Trümmern. Während er im Dunkel des Waldes den Berg erstiegen, auf dessen Gipfel er sich jetzt befand, hatten sich jene Wolken, die ein Unwetter drohten, gesammelt. Noch erhellte die Sonne das verfallene Gebäude mit ihrem Lichte, während die dunkeln Schlagschatten der Wolken auf dem düstern Föhrenwalde ruheten. Das Ganze bot ein melancholisches Bild, dem die Stille

und Einsamkeit, welche hier herrschten, völlig entsprachen.

An der Seele des jungen Mannes drängten sich indessen andere Bilder vorüber, welche seine Phantasie aus längst vergangenen Zeiten heraufbeschwor, oder seine Erinnerung ihm aus schönen, hier verlebten Stunden wieder vorführte. Es war das alte Stammschloß der Klenacoil, das sich hier in seinen Trümmern vor ihm erhob. In den Religionskriegen des vorigen Jahrhunderts, als der starre schottische Reformator Knox die erste große Spaltung der Kirche veranlaßte und selbst den Ueberredungskünsten der eben so reizenden als unglücklichen Maria Stuart den strengsten, unerbittlichsten Troß entgegenstellte, hatten in einer stürmischen Nacht die fanatischen Anhänger des Priesters die Burg überfallen, und mit so wilder Grausamkeit in Brand gesteckt, daß der damalige Laird von Klenacoil, der sie bewohnte, mit seiner ganzen Familie in den Flammen umgekommen. Nach seinem Tode ging das

Erbe auf die Seitenlinie über, der Sir Walter und Dunkan angehörten. Wie bot nicht die gegenwärtige Zeit Stoff zu Vergleichen, mit jener frühern! Nur an blutigen Gräueln, an hartnäckigen Verfolgungen, an scharfer Getrenntheit der Partheien wurde diese noch von der gegenwärtigen überboten.

Der Ort, der offen vor den Blicken des jungen Mannes da lag, hatte in seinen vielfachen, großen Erinnerungen schon in den Jahren, wo der Knabe zum Jüngling übergeht, seine Seele lebhaft angezogen. Sobald ihm eine Stunde wurde, in der nicht die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen der jungen Edelleute jener Zeit ihn beschäftigten, lenkte er seine Schritte nach dem Trümmerhaufen von Alt-Alexnacail und wiederholte sich hier die alten Sagen und Geschichten seiner heldenmüthigen Vorfahren, von denen die Hauschronik erzählte. Später wurde ihm diese Stätte noch theurer. Hier ging das erste Geständniß der Liebe zu Elisa über seine Lippen,

hier fand es seine süße Erwiederung. Auch die junge Lady lustwandelte gern zu diesem still entlegenen Plätzchen, wo eine reiche Aussicht in die weiten Ebenen, romantische Blicke in die Schluchten und Thäler des Gebirges mit ihren dunkeln Waldungen und den glänzenden schäumenden Wasserfällen, sich eröffneten. Was Wunder, wenn, belebt von den reizenden Einflüssen des erwachenden Lenzes, sich die Herzen, die schon längst die gegenseitige Neigung als ein theures Geheimniß in sich getragen, gegen einander eröffneten und unter dem Auge der liebeausströmenden Natur einen Bund schlossen, der beide beseligte! Aber in das Erfreuliche dieser Erinnerungen trat störend manche Besorgniß, welche die Gegenwart erzeugte, mancher Zweifel, der die Zukunft trübte.

Dunkan stand eben im Begriffe, seinen Felsensitz zu verlassen und sich den Ruinen zu nähern, als einige melodische Accorde der alten Schottischen Harfe aus dem Innern des verfallenen Schlosses

zu ihm herüberklangen und diesen die Töne eines Liedes folgten, das in seinem Verlaufe, je mehr es als eine bekannte Weise, von theuren Lippen vortragen, sich entwickelte, ihn mit Entzücken erfüllte.

Eine volltönende weibliche Stimme, von den Klängen der Harfe begleitet, sang:

Auf Bergen wächst ein Kraut,
Treulieb' wird es genannt:
Hat Niemand es erschaut
Auch dort in Niederland?

Schaut es mein Liebster nicht,
Der von mir weilet fern,
Beim hellen Morgenlicht,
Beim matten Abendstern?

Er sieht es nicht, allein
Er trägt es selbst umher
In seines Herzens Schrein —
Und was verlang ich mehr?"

„Das ist Elisa's Stimme!" rief außer sich Dunkan. „Wie oft habe ich diesen süßen Gesang

nicht von ihrem Munde vernommen, wie oft sind diese Töne nicht beglückend in mein Herz gedrungen!“

Der Raum, der ihn noch von der Ruine trennte, war mit abgefallenen Mauerstücken, mit wildem Gestrüpp und in einander verwachsenem Gesträuch bedeckt. So sehr ihn auch seine Sehnsucht vorwärts drängte, so war er doch nur im Stande, mit Vorsicht und Ausdauer die Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, zu überwältigen. Als er endlich im Innern der Trümmer anlangte, fand er Alles hier still und verödet. Er blickte forschend und besorgt umher. Keine Spur von Elisa! Die Harfenklänge, der Gesang: Alles war verstummt. Er kannte das Lieblingsplätzchen, wo sie gern weilte. Es lag am Fuße der vordern Seite des Gebäudes. Hier hatte bei der Zerstörung der Burg der Zufall einige Steinsitze gebildet, die jetzt, mit Moos und Gras bewachsen, den müden Wanderer um so mehr zum Verweilen einluden, da er von hier aus einer entzückenden Aussicht in die Ferne genoß. Schon

indem sich Dunkan diesem Bläßchen näherte, erkannte er, daß auch hier der Gegenstand seiner Wünsche und seiner Sehnsucht nicht weile. Als er aber den Ort selbst betrat und hinabblickte in das unten liegende Thal, das ein muntres Bergwasser in schäumenden Fällen belebte, da gewahrte er, schon nahe dem Fuße der Anhöhe, auf welcher die Ruine lag, zwei weibliche Gestalten, in denen er sein Bäßchen Elisa und deren Dienerin Hannah erkannte. Sie eilten mit schnellen Schritten in's Thal, ihre Geberden ließen ihn vermuthen, daß sie den Ausbruch des nahenden Gewitters fürchteten. Sein Ruf schallte ihnen nach, die Echo wiederholte ihn; sie hatten ihn nicht vernommen. Mit der Kühnheit und Leichtigkeit der Gemse sprang und klimmte er jetzt auf ungebahntem Pfade, über Klippen und Gesteine in's Thal hinab, um der Geliebten auf dem Pfade, den sie eingeschlagen, zuvorzukommen und ihr an einer Wendung des Weges unerwartet entgegen zu treten. Sein verwegenes Unternehmen gelang.

Als Elisa, von ihrer Dienerin Hannah gefolgt, einen Felsenvorsprung umschritt, trat ihr überraschend Derjenige entgegen, mit dem sich eben, zwischen schöne Erinnerungen und beunruhigende Zweifel getheilt, ihre Seele beschäftigte. ●

Bei seinem plötzlichen Anblicke bebte sie betrosfen zurück. Dann aber färbte ein rasch aufsteigendes Roth der Freude ihre Wange; sie beobachtete ihn mit einem langen, forschenden Blicke und sagte, indem mit einem tiefen Seufzer eine Last von ihrer Brust sich zu wälzen schien: „Gott und allen Heiligen Dank, Dank an, daß ich dich so wieder sehe! Man hatte uns ein finstres Bild von dir entworfen, du solltest dich zu Jenen gesellt haben, die den heiligen Glauben verlängnen und ihren Herrn und König blutgierig verfolgen. Man schilderte dich in der düstern Kleidung dieser Verräther; man wollte gehört haben, wie du in ihre heuchlerische Gesänge einstimmtest; man nannte dich als einen Verbündeten des tückischen Ananias Crabdon; man

sagte noch mehr — man sagte, du seist gekommen, um dich des Eigenthums deines Vaters räuberisch zu bemächtigen — aber nein, nein! Das Alles ist nicht wahr. Du bist noch der alte, redliche Dunkan, der treue Angehörige der heiligen Kirche, der gute Sohn deines Vaters, der ergebene Unterthan deines Königs!“

Dunkan's ganzes Wesen veränderte sich auffallend bei diesen Worten. Seine Wange erbleichte, sein Blick suchte finster den Boden.

„Und wer sagte dir,“ versetzte er nach einer kurzen Stille, „daß er mich in einem Verhältnisse gefunden, welches ihn berechtigt, diese Beschuldigungen gegen mich vorzubringen?“

„Sprich nicht mehr davon, Dunkan!“ erwiderte bittend Elisa. „Ich war eine Thörin, den Worten eines ohnehin verdächtigen Zeugen auch nur einigen Glauben zu schenken. Reginald Dirty, der alte Spielmann, der uns oft auf Menacoil

befucht, brachte diese niederschlagenden Nachrichten in unsere verborgene Zufluchtsstätte.“

„Er hat scharf gesehen, der Blinde!“ versetzte in einem düstern Tone der junge Mann. „Sein Mund sprach die Wahrheit. Er fand mich unter den Conventantern, ihre Lieder mit anstimmend; er hat ganz recht, wenn er behauptet, daß ich mich in den Besitz des väterlichen Schlosses gesetzt habe; aber,“ fügte er bedeutungsvoll hinzu, „wenn ich diese Dinge thue, Elisa, die du verabscheust, wenn ich dem Vater feindlich gegenüberstehe; dann bin ich nicht ich, Dunkan von Klenacoil, dann bin ich der Hauptmann Forest vom Heere Cromwell's.“

Befremdet starrte ihn die junge Dame an. Sie konnte sich den Sinn dieser wunderlichen Rede nicht erklären, so gern sie auch Etwas zur Rechtfertigung Dunkan's daraus geschöpft hätte. Sie betrachtete ihn mit sinnenden, fragenden Blicken. Sein Auge erhob sich vom Boden und begegnete dem ihrigen. Er sah sie offen und redlich an, wie sonst, aber

ein Wölkchen des Unmuths auf seiner Stirn ließ ein fremdes Gefühl in seiner Seele, einen Zwang, den er seinen Empfindungen anthat, vermuthen.

„Ich begreife dich nicht, Dunkan,“ sagte nach einer kurzen Pause Elisa. „Wir haben so Vieles gelitten um deinetwillen, da wir nach der unglücklichen Schlacht bei Naseby keine Kunde von dir erhielten; oft schon in trüben Stunden zählte ich dich zu den Todten und beweinte dich bitterlich; dann aber rief mir immer ein tröstlicher Engel aus meinem Innern wieder zu: weine nicht um ihn, denn er lebt und du wirst ihn wiedersehen! Nun sind jene quälenden Zweifel verschwunden, du stehst vor mir unverletzt und kräftig, aber eingehüllt in ein seltsames, erschreckendes Räthsel, das ich nicht zu lösen vermag. Sprich offen zu mir, Dunkan! Erkläre mir die Bedeutung deiner seltsamen Rede, oder sage mir, daß du noch der Alte bist: tren deinem Könige und deinem Glauben!“

„Der Liebe höchste Aufgabe ist Vertrauen;“

antwortete ausweichend der junge Mann. „Als ich in den Hochlanden als ein Flüchtling umherirrte; als die Verfolger mir auf den Fersen nachdrangen und ich in Einöden, die zuvor keines Menschen Fuß betreten, meine Zuflucht suchte; da begleitete mich allenthalben dein liebes Bild und nie trat ein Zweifel an dir in meine Seele. Vertraue, Elisa! Mehr darf ich dir nicht sagen.“

„Deine Antwort kann mir nicht genügen, Dunkan;“ entgegnete in einem Tone, der Festigkeit und Entschlossenheit an den Tag legte, Elisa. „In Dingen, die unser gegenseitiges Verhältniß betreffen, kann ich nicht an dir irr werden; allein hier gilt es das Verhängniß Anderer, denen du noch heiligere Pflichten schuldig bist; und indem ich dieser gedenke, darf ich nicht bloß meinem Gefühle folgen, sondern muß Gewißheit haben. Diese Gewißheit entscheidet Alles, selbst unsre Liebe, unsre Zukunft. Rein mußt du dastehn von jeder schmachvollen Beschuldigung, die dich trifft: dann, Dunkan, reiche ich dir freudig

wieder die Hand als eine Verwandte, die die Natur, als eine Braut, die das Herz an dich knüpft."

Bestürzt schlug Dunkan die Blicke zur Erde. Man sah, daß er einen schweren inneren Kampf bestand. Er wollte reden, allein ein noch mächtigeres Gefühl, als das, welches ihn zum Sprechen trieb, schien es ihm wiederum zu verbieten. Wehmüthig schüttelte er endlich das Haupt und sagte traurig: „Dann aber muß ich jezt noch dulden, daß du dich im Unwillen von mir wendest, daß du mich für einen Verräther an König und Glauben, für einen verworfenen, verbrecherischen Sohn hältst. Ja, Elisa, ich muß selbst diesen Verdacht noch vermehren, indem ich dich beschwöre, mir zu sagen, was du von dem gegenwärtigen Aufenthalte des flüchtigen Monarchen vielleicht weißt, mir zu entdecken, wo in diesem Augenblicke mein Vater weilt?"

Mit einem großen, ernsten Blicke betrachtete ihn die junge Lady. Dann trat sie zusammenbebend von ihm zurück, erhob die Hände zu einer Geberde

des Abscheues und sagte in einem Tone der beleidigten Würde und der innern Empörung: „Hierauf habe ich keine Antwort. Ich weiß nicht, ob ein Hochverräther oder ein Freund der gerechten Sache, ob ein verworfener Sohn oder das wohlmeinende Kind eines edeln Vaters zu mir spricht. Aber eher — Gott verleihe mir Stärke, diesen Gedanken zu ertragen! — muß ich das Böse, als das Gute glauben. Wir haben für jetzt nicht mehr miteinander zu verkehren. Mein Weg ist ein anderer, als der deinige, Dunkan von Klenacoil!“

Sie wandte ihm den Rücken und lenkte ihre Schritte einem Pfade zu, der an der Seite eines über Felsen niederströmenden Wasserfalles, in das höhere Gebirg führte. Der Dienerin Hannah, welche, die Harfe tragend, in einer bescheidenen Entfernung geharrt, gab sie einen Wink, ihr zu folgen. Mehr und mehr hatte sich indessen der Himmel verfinstert, und man vernahm von den obern Gebirgsgegenden herab schon das Rollen des Donnerers.

„Elisa,“ rief flehend Dunkan den Scheiden-
den nach, „richte mich nicht schon jetzt! Harre nur
einige Tage, und Alles wird sich aufklären.“

Sie schien ihn nicht zu hören, oder sie wollte
ihn nicht hören. Schon betrat ihr Fuß eine schmale
Holzbrücke, die am untern Theile des Wasserfalls
über den schäumenden Bach führte. Noch wenige
Schritte, und der vortretende Felsen verbarg sie den
Blicken Dunkan's, den sein Zartgefühl zurückhielt,
sich als überlästigen Begleiter aufzudrängen. Sie
wandte sich nicht um, kein Blick gab ihm Trost und
Hoffnung. Da rief er noch einmal im schmerzlichen
Tone und aus der Tiefe seines Herzens: „Verlasse
mich nicht, Elisa, ohne ein Zeichen, daß du mich
nicht ganz verdammst, daß du nicht jede Hoffnung
aufgibst, mich von der schweren Anklage gereinigt
zu sehen!“

Die Schritte der jungen Dame zögerten. Sie
weilte einige Augenblicke auf der Brücke am Fuße
des Wasserfalles, durch dessen Rauschen sie die Worte

des jungen Mannes vernommen hatte. Jetzt erhob sich ihre Hand: ein weißes Tuch, ein Zeichen des Friedens, flatterte in dieser nach Dunkan hin. Dann schritt sie weiter, den steinigen Bergpfad hinan.

Auf sein Schwert gestützt, blickte Dunkan ihr nach. „Sie wird besser von mir denken lernen,“ sprach der Erbe von Klenacoil zu sich selbst: „Der Trug zerfällt in sein Nichts, und Recht und Treue erscheinen in ihrer eigenthümlichen Wahrheit.“

Noch einmal wehete das weiße Tuch von der Spitze eines Felsens herab. Dann waren Elisa und ihre Begleiterin verschwunden.

Das Gewitter, welches am Abende gedroht hatte, kam erst nahe vor Mitternacht zum Ausbruche. Es wüthete mit der ganzen stürmischen Gewalt, die solchen Naturereignissen in hochgelegenen Gegenden eigen zu sein pflegt. Bäume stürzten, von dem Dr-

lan entwurzelt, in die Thäler und Schluchten hinab, unbedeutende Bäche schwellen zu mächtigen Bergströmen an, manche entlegene Wohnung eines einsamen Bergbewohners brach unter dem Andränge der entfesselten Elemente zusammen.

Auch die Hütte des alten Spielmannes Reginald Dirty wurde von einem ähnlichen Schicksale bedroht. Durch die Schlucht, an deren Rande sie lag, hatte ein Bergstrom, der im obern Theile des Gebirges Hindernisse gefunden, sich Bahn gebrochen, und stieg bald zu einer so gefährlichen Höhe, daß der Sackpfeifer mit jedem Augenblicke den Eindrang des Wassers befürchten mußte. Mit Hülfe seines Knaben suchte er jede Oeffnung so gut zu verstopfen, als möglich, obschon es ihm sehr schwer fiel, unter dieser Beschäftigung, die seine ganze Aufmerksamkeit und Besorgniß erregte, die Rolle eines Blinden vor dem Jungen, den er ohnehin in Verdacht hatte, fortzuspielen. Dennoch konnte er nicht verhindern, daß nicht endlich der Boden überschwemmt

wurde. Das Wasser stieg um einige Zoll, und Reginald, nebst seinem Führer, sahen sich genöthigt, auf Tischen und Schemeln eine Zuflucht zu suchen.

„Wie wird es nun den armen Flüchtlingen oben im Gebirge ergehen!“ dachte der Alte bei sich selbst. „Dort wüthet das Unwetter gewiß noch ärger, und wenn die Tiefen ihrer Höhlenwohnung mit Wasser angefüllt sind, so dürfen sie sobald nicht darauf rechnen, daß es sich verläuft!“

Er hatte seinen Platz auf einem Tisch genommen, wo er bald in ein tiefes Nachdenken versank. Die alten Zeiten gingen an seiner Seele vorüber. Er war einmal in Edinburg gewesen, als König Karl dort Hof gehalten. Er hatte ihn gesehen in Holyrood-House, von Glanz und Pracht umgeben, im Strahle der irdischen Majestät, begleitet von den Edeln Englands und Schottlands. Alles beeiferte sich, dem glücklichen Monarchen seine Huldigungen darzubringen, ihn seiner Ehrfurcht, sei-

ner Treue zu versichern. Wie hielt man jetzt diese Schwüre dem unglücklichen Könige? Alle Diejenigen, die damals ein Lächeln seines Angesichtes zu entzücken schien, waren am ersten von ihm abgefallen. Nur einige schottische Landedelleute, zufrieden in jenen Tagen damit, daß der König einwilligte, ihre Arme und einen Theil ihres Vermögens zur Vertheidigung des Thrones anzunehmen, unter ihnen der wackre Sir Walter, Laird von Glenacoil, hielten auch in den Tagen des Mißgeschicks treu zu ihm, ergaben sich in Noth und Entsagung, und waren bereit, ihr Leben zu opfern, um den geliebten Sproßling des Hauses Stuart vor den Nachstellungen des blutdürstigen Cromwell's zu retten.

„Und ich, ich, ein armer Spielmann,“ setzte er, sich vergessend, seine Gedanken im lauten Selbstgespräche fort, „der den Bissen Brod, dessen er bedarf, den Schluck Whisky, der ihn stärkt, mit der Sackpfeife in der Schenke oder vor der Leute Thüren erwirbt, bin nun auch ein Freund des Königs,

ein Wächter seiner Sicherheit geworden. Wie weit ist es nicht gekommen mit dem unglücklichen Karl Stuart?"

Ein Geräusch in seiner Nähe störte ihn in diesen Gedanken. Er blickte vorsichtig und besonnen unter den dichten Wimpern hervor, und sah ganz nahe vor sich den Knaben, der jedes seiner Worte begierig von seinen Lippen aufzufangen schien. Ein heftiger Zorn gegen den schleichenden Späher ergriff ihn, aber er vergaß nicht, daß er für einen Blinden zu gelten hatte. Indem er eine rasche, unabsichtlich scheinende Bewegung mit den Armen machte, versetzte er plötzlich dem lauschenden Jungen einen so kräftigen Streich, daß der Getroffene mit einem lauten Schmerzgeschrei in einen Winkel der Hütte taumelte.

„Was thust du hier, was schleichst du an mir herum, Bube?" brach er jetzt heftig aus. „Will das Otterngzücht mir die Pfennige aus der Tasche stehlen? Gellüftet Dich's nach dem Schlüssel zum

Brodschrank, um den Vorrath wegzumausen, damit dem armen Blinden nichts übrig bleibt? Sprich, Sube, was hattest du an mir herumzunisteln?“

„Meister!“ stotterte ängstlich der Junge, der die züchtigende Hand Reginald's zu oft empfunden hatte, um nicht ihre Schwere zu fürchten, „Ihr schienet zu schlafen und da wollte ich Euch nur sagen, daß der Gewittersturm vorüber ist, und das Wasser sich verlaufen hat aus unsrer Hütte.“

„Schlange,“ brummte der Alte in sich hinein, „du sollst mich am längsten getäuscht haben!“

Indem er einen Blick um sich warf, bemerkte er nun auch, daß der Fußboden nur noch Spuren der eingedrungenen Wasserfluth zeigte. Das Brausen der Stürme war verhallt; nur aus der Ebene heraus, wohin sich das Gewitter gewendet haben mochte, ertönten noch einzelne ferne Donnerschläge. Er stieß einen der Fensterläden auf. Im Lichte der aufgehenden Morgensonne gewahrte er, daß der Regenstrom, der noch vor einer Stunde wild durch

die Schlucht gerauscht, diese wiederum verlassen, und, nachdem der Regen aufgehört, sein altes Bett aufgesucht hatte. Aber der alte Mann fühlte sich von den Anstrengungen der Nacht und von der ausgestandenen Noth sehr ermattet. Seine erhöhte Schlummerstätte war nicht von dem eindringenden Wasser erreicht worden. Indem er dem Knaben empfahl, oder vielmehr gebot, seinem Beispiele zu folgen, warf er sich auf sein Lager und versank hier bald in einen festen, tiefen Schlaf.

Erst nach mehreren Stunden, als die Sonne bereits ihre Mittagshöhe erreicht hatte, erwachte Reginald. Sein erster Blick fiel auf das Lager des Knaben. Zu seinem Befremden sah er dieses leer, und im ganzen Raume der Hütte war eben so wenig der Junge zu erblicken. Er raffte sich auf, trat in den Eingang und ließ den lauten schrillenden Pfiff erklingen, mit dem er seinen Führer, wenn dieser sich außerhalb der abgelegenen Wohnung etwas zu schaffen machte, herbeizurufen pflegte. Vergebens

wartete er auf die Antwort, welche dieser sonst auf eine ähnliche Weise gab, und womit er seine baldige Wiedererscheinung ankündigte. Er wiederholte den Pfiff, er rief den Knaben laut bei Namen. Alles blieb still. Der Knabe schien sich entfernt zu haben, um nicht wieder zu lehren. Wohl eine halbe Stunde verstrich über fortgesetzten Bemühungen, den Burschen an Ort und Stelle zurückzuführen. Endlich sah Reginald Dirty ein, daß des Jungen Entfernung irgend eine besondere Absicht zum Grunde liege, und indem er sich nun seines Nachschleichens in jene höhere Gebirgsgegend, wo die edeln Flüchtlinge in Verborgenheit weilten, erinnerte, fühlte er sich von der lebhaftesten Besorgniß um diese ergriffen. „Es ist nicht anders,“ sagte er zu sich selbst, indem er die Sackpfeife umbing und nach Mütze und Wanderstab griff, „der Bube hat Geld von den schurkischen Rundköpfen genommen, und trägt Ver-rath im Sinne. Er glaubt auch nicht mehr an meine Blindheit, und ich habe zu lange gezögert,

ihn in sichere Obhut zu bringen, so daß nun das Schlimmste aus meiner Nachlässigkeit entstehen kann. Ich muß hinauf und die Flüchtlinge warnen. Sie müssen fort, weiter hinauf in die Hochgebirge, wo noch die alte Treue wohnt und wohin der blutdürstige Pfaff, Ananias Craddon, nicht wagen wird, ihnen zu folgen. An den ungerathenen Junker von Klenacvil mag ich gar nicht denken — wenn er schlecht genug wäre, sich an dem Haupte des Vaters zu vergreifen: nein, nein! ein solches Verbrechen gibt Gott nicht zu, und wer weiß, ob Junker Dunstan nicht schon tief bereut, was er in Uebereilung gethan!“

Während dieses Selbstgesprächs hatte er seine Hütte verwahrt und verschlossen. Mit hastigen Schritten, gestützt auf den starken, knotigen Stab, betrat er jenen Gebirgspfad, auf dem wir ihn schon einmal während einer nächtlichen Wanderung begleiteten. Es war ein heißer Tag. So kräftig der alte Mann sich im Allgemeinen sonst auch fühlte, so

wurde ihm doch das Erklettern der kahlen Gebirg-
rücken, an denen er ganz den Strahlen der brennen-
den Mittagssonne ausgesetzt war, höchst mühsam.
Aber eine unerklärliche Angst, die seine Seele erfüllte,
versetzte in ihrem rastlosen Drange, was ihm an
Kräften abging. Viele Dinge, die ihn schon früher
auf eine Vöberei seines Führers hätten aufmerksam
machen sollen, und die er damals nicht beachtet,
kamen ihm jetzt in den Sinn. Er erinnerte sich,
wie der Knabe oft, wenn er ihn durch das Städt-
chen Dunkeld begleitet, von der Haushälterin des
Ananias Craddon angerufen, und, während er
in der Ferne gestanden, mit allerlei Leckerbissen
beschenkt worden sei, wobei des Flüsterns zwischen
Beiden kein Ende nehmen wollen. Einmal sogar
hatte Ehn Craddon ihm aus eigenen Händen
eine Gabe gespendet, und dabei mißtrauische, drohende
Blicke auf Reginald geworfen. Alles schien dem
alten Spielmanne jetzt von Wichtigkeit, Alles sich
auf die Flüchtlinge im Gebirge zu beziehen.

So in Besorgniß und ängstlichem Zweifel, ob seine Warnung nicht eben zu spät komme, getrieben, erreichte er odemlos die Nähe des Berggipfels, auf dem sich ein freier Blick in jenes Thälchen bot, dessen Hintergrund die Höhlenwohnung der Flüchtlinge enthielt. Noch war er nicht ganz auf die Höhe gelangt, als der Knall einer Büchse, der sich vielfach in den Bergen wiederholte, sein Ohr traf, und ihn mit Bestürzung erfüllte. Mehrere Schüsse folgten dem ersten, und ein wildes Geschrei stieg aus der jenseitigen Schlucht empor.

„Der Vube! der Vube! Der schändliche verrätherische Vube!“ rief außer sich Reginald Dirty, dem dieses Getöse keine andere Ursache haben zu können schien, als ein Angriff auf das Asyl der Flüchtlinge. „Sein Werk ist gelungen. Während ich alter Thor sorgenlos schlummerte, hat er die heuchlerischen, blutdürstigen Mundköpfe herangeführt. O, mein König! O, mein armer Sir Walter!“

Er eilte, den Gipfel des Berges zu erreichen, während er jedoch vermied, den gewöhnlichen Pfad einzuschlagen. Indem er sich in einer schrägen Richtung von diesem wegwandte, betrat er bald eine Stelle, wo er, verborgen hinter einem Felsenstücke, den ganzen Thalgrund offen vor sich daliegen sah. Hier erkannte er nun sogleich, daß seine unseligen Vermuthungen gegründet, daß das Werk des Verrathes geübt worden, ehe die Stimme der Warnung es vereiteln können. Er erblickte den Laird, wie dieser in vergeblicher Verzweiflung, mit der letzten Anstrengung der sinkenden Kräfte gegen eine Uebersahl von Convenantern rang, die sich nach wenigen Augenblicken seiner bemächtigte, und die Hände des wackern Cavaliers mit schmählichen Banden fesselte; er sah die reizende Lady Elisa, wie sie todtenbleich, von der weinenden Dienerin gefolgt, durch zwei Rundhüte, denen der tückische Ananias Cradben seine Befehle gab, hinweggeführt wurde; er bemerkte in einiger Entfernung, hinter einem Gebüsch, den

Ausgang des Unternehmens erwartend, den verrätherischen Knaben, den leichtsinnigen oder boshaften Stifter dieses Unheils. Drohend erhob er den Anstößstock gegen den Buben; allein ein anderer Anblick, der sich ihm jetzt bot, lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Gipfel des Felsens, der sich steil in einer Höhe von mehreren hundert Fuß über dem Hintergrunde des Thälchens erhob.

Hier stand der königliche Jäger, der mit dem Laird von Menacoil die Wohnung in der Höhle getheilt. Ein glücklicher Zufall hatte ihn gerettet. Er kehrte eben von einem Jagdzuge in das Hochgebirge zurück, als ihn das Schreien und Waffenge töse aus dem Thälchen warnte und ihn bewog, eine Stelle zu suchen, wo er Zeuge eines Ereignisses, das sich so drohend ankündigte, sein konnte. Welche traurige Ueberraschung für ihn, als er seinen treuen Gefährten, den edeln Sir Walter, als er dessen lebenswürdige Richte in der Gewalt der Rebellen erblickte! Er vergaß der eigenen Gefahr,

er stellte sich den Blicken seiner erbittertsten Feinde bloß, indem er, von Schmerz ergriffen, dem Mißgeschick eines loyalen Freundes seine Theilnahme widmete. Da sahen ihn die Conventanten, da erkannten sie ihn.

„Stürzt den Belsazar herab von seiner Höhe, bemächtigt euch des verruchten Antichrist's!“ rief wüthend Ananias Crabdon, indem er zuerst seine Pistolen nach dem herabschauenden Monarchen abfeuerte. Viele Musketenerschüsse folgten diesem Angriffe, aber die Kugeln prallten matt von der Felsenmauer ab und keine erreichte die Höhe, auf der sich die schlanke Gestalt des königlichen Jägers zeigte. Er stand so ruhig und kalt da, als ob diese Schüsse, deren Ziel sein Leben war, ihn gar nicht angingen; er hegte keine Besorgniß für sich, er hatte nur Gefühle für den wackern Laird, der nun seine ritterliche Anhänglichkeit, seine Unterthanentreue, wahrscheinlich auf dem Blutgerüste blüßen mußte.

„Allen Heiligen Dank, daß er gerettet ist vor

den schurkischen Rundköpfen!“ rief, tief Odem schöpfend, Reginald Dirty bei seinem Anblicke. Seine Augen forschten wieder ängstlich im Thale und eine neue Last fiel von seiner Brust, als er hier weder Duncan von Menacoil, noch Soldaten von seiner Schaar, die sich durch ihre kriegerische Haltung und bessere Bewaffnung so sehr von der Bande Crabbons auszeichnete, wahrnahm. Zu seinem Schrecken aber bemerkte er, daß, während Ananias mit dem gefangenen Laird und seiner Nichte nach dem Ausgange der Schlucht zogen, mehrere verwegene Conventanter über Felsen und durch Buschwerk nach einer Berghöhe emporzuklimmen strebten, von der sie leicht jene Stätte, die, sorglos und die herannahende Gefahr nicht ahnend, noch immer der königliche Jäger behauptete, zu erreichen vermochten.

„Ich will hin zu ihm!“ sagte der Spielmann, der auf seinen einsamen Wanderungen die Gewohnheit, laut mit sich selbst zu reden, angenommen hatte. „Das Herz eines Stuart ist zu rein und

edel, um alle Lücken und Hinterlisten dieser Bösewichter zu ahnen. Sie haben ihm seine verborgene Zuflucht unter der Erde geraubt; ich will ihn zu einer führen, wo er dem Himmel näher ist, wo eine kräftige, freie Luft ihn erquickt und erheitert!“

Er mußte einen Theil des Thalkessels umgehen, um zu dem Könige zu gelangen; allein er konnte berechnen, daß er frühe genug dort sein würde, um die Bemühungen der blutgierigen Presbyterianer zu vereiteln. Die Besorgniß, die Nähe der Gefahr steigerte seine Kräfte. Mit bitterm Unwillen sah er den edeln Sir Walter und Lady Elisa, von Crabdon und einer Anzahl seiner Helfershelfer bewacht, im Ausgange der Schlucht verschwinden. Auch den Knaben, seinen ehemaligen Führer, bemerkte er wieder, neben dem presbyterianischen Prediger hinschreitend und mit lebhaften Geberden zu diesem sprechend.

„Dir gesegne es der Teufel!“ rief er erboßt nach ihm hin. „Er hat dich auch schon gepackt;

denn der feyerliche Priester ist entweder der Satan selbst oder doch sein Bruder.“

Er schritt indessen rüstig fort und war dem Könige bald so nahe, daß dieser ihn bemerkte und mit einer wohlwollenden Bewegung der Hand nach dem treuen Unterthanen, den er oft in der Hütte bei Sir Walter gesehen, hingrüßte. Diese Bewegung wurde von den Conventantern, die im Thale zurückgeblieben waren und, den Ausgang des Unternehmens ihrer kühnen Gefährten erwartend, ihr Pulver und Blei nutzlos nach der Höhe verschossen, bemerkt. Ihre Blicke trafen sogleich auf den Sackpfeifer. Im nächsten Augenblicke umschnurrten ihn, der sich noch nicht außer Schußweite befand, ihre Augen.

„Viel Ehre für Reginald Dirty, daß ihr ihn ebenso bewirthe, wie Seine Majestät, König Karl, den Gott segnen möge! Aber ich will euch dafür auch ein Stückchen aufspielen, an dem ihr eure Freude haben sollt!“

Er nahm, indem er seinen Weg am aufwärts laufenden Rande der Schlucht fortsetzte, seine Sackpfeife zur Hand und begann in schreienden Tönen, die weit hin durch das Thal schallten, das allen Conventantern tödlich verhasste Lied:

„Der Stuart Glanz, der Stuart Nacht,
Sie sollen ewig leben!“

Die Schüsse aus dem Thale herauf vermehrten sich; aber schon fielen hinter dem immer höher dringenden Reginald die Kugeln kraftlos zur Erde. Kühn und munter erklang sein Lied und, indem er gerade zum Schlusse gelangte, stand er vor dem königlichen Jäger, der ihn düster, aber wohlwollend anlächelte. Wenige Worte reichten hin, sich über die Mittel, den Monarchen der drohenden Gefahr zu entziehen, zu verständigen. Mit raschen Schritten entfernten sich die beiden Männer von der Spitze des Felsens und wandten sich durch eine steile Schlucht aufwärts in höhere und entlegene Ge-

birgsgegenden. Als sie die Schlucht hinter sich hatten, vernahmen sie in der Tiefe unter sich laute Stimmen und einzelne Schüsse.

„Jetzt stehen die Verräther an der Stelle, die noch vor wenigen Augenblicken Euer geheiligter Fuß betrat, und eine tolle Wuth ergreift die Unsinnigen darüber, daß ihnen nicht gestattet ist, das verdammenswürdigste Verbrechen zu begehen;“ sagte Reginald Dirky. „Sie werden uns verfolgen, sie werden denselben Weg einschlagen, den wir genommen; allein ich will ihnen einen Feind entsenden, den sie nicht erwarten und der ihnen das Gelüst nach dem königlichen Blute der Stuart verleiden soll.“

Am obern Ausgange der Schlucht, wo die zwei Flüchtlinge sich befanden, lag ein Weiber, den die aus den höher liegenden Gebirgsthellen herabströmenden Bäche mit Wasser versahen. Nach der Schlucht hin, die gewöhnlich zum Fußpfade für diejenigen, welche diese Gegenden durchwanderten,

diente, war der Weiher, dessen Wasser durch das Unwetter der vergangenen Nacht sehr gestiegen, durch einen leichten Damm verwahrt. Der Sackpfeifer, der in dieser Gegend geboren und aufgewachsen war, kannte hier Alles so genau, daß es ihm ein Leichtes war, sogleich den unter Erde und Steinen verborgenen Schieber aufzufinden, der einem breiten Strome den Ausfluß in die Schlucht öffnete und diese in wenigen Augenblicken mit einer schäumenden und tosenden Wassermasse erfüllte, die in ihrem Ungestüm Alles mit sich fortriß, was sie in ihrem Wege fand. Schon drangen die Stimmen aus der Schlucht näher, schon verstand man einzelne Verwünschungen und Drohungen. Der königliche Jäger blickte besorgt auf den Spielmann, der aber, niederkniend und am Damme des Weihers beschäftigt, in sich hineinflickend sagte: „Wie werden die Rundsöpfe sich wundern über das kalte Bad und hinabkollern über Stock und Stein und einige Hälse und Beine brechen, wenn das wilde Element über sie

kommt! Horch, da trappeln und rascheln sie schon ganz nahe! Jetzt ist es Zeit: schleudre die Schurken hinab, du kräftiger Wassermann!”

Ein gewaltiger Ruck warf den Schieber auf seinen Fugen. Reginald sprang zur Seite und mit Donnergetöse stürzten die entfesselten Bogen die Schlucht hinab. Geschrei des Entsetzens tönte herauf, allein sogleich verhallte es in dem mächtigen Gebrüll des Wasserfalls. Die noch eben trockne Stätte bot jetzt einen eben so erhabenen, als anziehenden Anblick. Ueber Felsen und umgestürzte Baumstämme braus'te der wilde Bergstrom hinab, indem er, wie spielend, herabgefallene Steine von anschnlicher Größe mit sich fortwälzte. In seinem Silberschaume spiegelten sich einzelne Sonnenstrahlen, die durch die dichten Zweige der Föhrenwaldung drangen und die düstern Stämme selbst erhöheten den Glanz der kleinen kräuselnden Wellen, die auf der Oberfläche tanzten. Der königliche Jäger konnte sich nicht enthalten, diesem großartigen Natur-

schauspiele einige Augenblicke der Aufmerksamkeit zu widmen.

„Jetzt können wir ruhig unsern Weg fortsetzen!“ sagte indessen Reginald Dirty, indem er selbstzufrieden auf sein Werk blickte. „Die Bäche sind durch das Ungewitter in einem Grade angeschwollen, daß sie noch einige Tage lang die Schlucht mit Wasser reichlich genug anfüllen, um selbst den Verwegensten von einem Versuche, uns auf diesem Wege zu folgen, zurückzuschrecken. Wo ich Euch aber hinführe, mein königlicher Herr, dahin dringt der Fuß eines Verräthers nicht! Hoch oben am höchsten Gipfel der Grampianberge, wo der Adler am steilen Felsen sein Nest baut, lebt eine sehr alte Frau, welche die wenigen Bergbewohner, die mit ihr Verkehr treiben, nur die Märchenmutter nennen. Sie ist aber auch meine Mutter und was Reginald Dirty erübrigen kann vom Sackpfeiferlohn, das bringt er der alten Frau. Um ihretwillen ist er viele Jahre lang ein Lügner gewesen;

denn was die Leute dem sehenden Spielmanne gegeben, das hätte nicht hingereicht, die Tage der alten Frau zu erhalten. Sie ist der Welt müde und ihres Treibens, denn sie zählt nahe an hundert Jahre. Nur selten öffnen sich ihre Lippen; aber wenn der Geist des Lebens in manchen Stunden wieder jung in ihr wird, dann ist sie unerschöpflich in den alten Sagen des Landes, in wunderlichen Märchen aus diesen Bergen, in Geschichten, die sie selbst in ihrer Kindheit und Jugend erlebte. Ihre Hütte ist freilich nur ein niederer Aufenthalt für denjenigen, den Gott bestimmte, auf Sammet und Seide zu wandeln, aber wenn die Bösen triumphiren, so hat der Gerechte oft nicht, wohin er sein Haupt legt."

Der königliche Begleiter des Spielmannes war durch die letzten vielfachen Wechsel, in denen sein Mißgeschick sich zeigte, gewöhnt worden, jeden Aufenthalt, der ihm nur für den Augenblick Sicherheit gewährte, gut zu finden. Er hoffte noch immer,

daß der Adel, unter denen er seine eifrigsten Freunde zählte, sich in Masse erheben und daß alsdann ein neu aufgehender Glückstern seiner Sache lächeln werde. Deshalb hatte er mehrere günstige Gelegenheiten zu einer Flucht nach Frankreich unbenußt vorübergehen lassen, und vertraute sich lieber einem fernern Spiele des Schicksals, als daß er durch eine gänzliche Entfernung seine Ansprüche aufgegeben, seine Anhänger sich entfremdet hätte. Noch jetzt, da seine An gelegenheit bereits hoffnungslos schien, schwankte er in den Entschlüssen, die seine Zukunft erheischten.

Der Weg, den er, von Reginald geführt, einschlug, bot jetzt alle Rauigkeit und ermüdende Oede, welche den höhern Gebirgsregionen, in denen die Vegetation stockt, eigen ist. Die mächtigen Tannen schrumpften zu krüppelhaften Bäumchen zusammen; der Grasboden mit seinem erfreulichen Grün ging in einen schwarzen Torfgrund über, aus dem Wasser hervorsickerte; die weite Haide, in der sich jetzt die Oberfläche des Gebirges hindehnte,

zeigte dem Auge nicht nur keinen anziehenden Gegenstand, sondern hatte vielmehr in dem grauen Hintergrunde, den die aufsteigenden Nebel bildeten, etwas Unheimliches und Grauenhaftes.

„Dort hinaus liegt das Meer!“ sagte der Spielmann, indem er nach der Nebelmasse deutete. „Wir würden es sehen, wenn die Berge nicht ihre Nebelkappen aufgesetzt hätten, was sie oft thun wegen der feuchten Luft, die hier weht.“

Der königliche Flüchtling seufzte tief auf. Jenseits des Meeres wollte sein Sohn, der künftige Erbe einer Krone, die auf dem Haupte des Vaters schwankte, nach der so viele verbrecherische Hände sich erhoben. „Für ihn will ich das Aeußerste wagen,“ sagte er bei sich, „aus dem letzten Funken der Hoffnung, der aus der Asche des Kriegsbrandes hervorglimmt, kann sich sein Glückstern erheben.“

Reginald Dirky schritt so rasch weiter, daß der König sein Bestes thun mußte, ihm nahe zu bleiben. In der Seele des Sackpfeifers trieb und

drängte es; denn, nach den Entwürfen, die sich während der Wanderung in ihm ausgebildet hatten, blieben seiner Thätigkeit noch Aufgaben zu lösen, die bis zum nächsten Morgen, wo Alles geschehen sein mußte, seine angestrengteste Thätigkeit in Anspruch nahmen. Er sprach in seine Gedanken vertieft, oft laut für sich hin, focht mit den Händen und erhob drohend den gewichtigen Knotenstock, als wolle er einen Feind, der sich ihm entgegensetzte, bekämpfen.

So langten sie am Fuße eines Hügels an, wo mehrere graue Bretterhütten sich zeigten, aus denen ein dunkler Rauch, von dem nie erlöschenden Torf-
feuer in den Wohnungen der armen Hochländer erzeugt, hervorquoll. Eine der Hütten war weit abgelegen von den übrigen. In diese schaute der Sackpfeifer durch das offene Fenster hinein und winkte dann, indem er zum Eingange schritt, dem Könige sich zu nähern.

„Die Märchenmutter ist allein;“ sprach er.
„Ihr werdet Euch doch erstaunen über das wunder-

bare Weib, mein königlicher Herr; denn ihr hundertjähriges Auge sieht oft schärfer, als selbst der Blick eines puritanischen Spürhundes, und kluge Gedanken kommen ihr oft, wie höhere seltsame Offenbarungen."

Sie betraten das Innere der Hütte. Hier saß an einem Torffeuern, dessen röthliche Gluth die scharfen Züge des knochigen Angesichtes in einer wunderlichen Erleuchtung erblicken ließ, ein Weib und sah starr auf den glimmenden Torf. Einzelne graue Haare hingen von dem kahlen Scheitel herab, ein weiter Mantel, der viele Ausbesserungen zeigte, aber sonst sehr reinlich gehalten war, umhüllte ihre Glieder. Den Gruß des Sohnes erwiderte sie, ohne aufzublicken, mit eintöniger Stimme. Als dieser aber von einem Gaste sprach, den er mitgebracht und der für einige Zeit den Aufenthalt in der Hütte mit ihr theilen werde, schob sie ein neues Stück Torf zum Feuer und trat, nachdem sie mit einer kräftigen Bewegung sich erhoben, vor den Fremd-

ling hin. „Seid willkommen in der Hütte der Einsamen!“ sagte sie, und blickte forschend in sein Antlitz. „Die heilige Jungfrau segne Euern Eingang, sie walt' schützend über Euch! Wie ist mir denn, Reginald, mein Sohn?“ wandte sie sich jetzt an diesen, „habe ich den Mann nicht schon einmal gesehn auf meiner langen Lebensreise? Seine Züge sind mir so bekannt — tretet doch her an's Fenster, eben dringt ein Sonnenstrahl durch den Nebel — heiliger Dunst an!“ schrie sie plötzlich auf. „Reginald, wen hast du mir gebracht? Das ist ein Stuart!“

Betreten sah der Spielmann zu Boden, betroffen der König auf die Frau.

„Ja!“ fuhr diese mit einer Lebendigkeit fort, die ihr ganzes Wesen verjüngte: „Diese Züge gehören dem alten heiligen Geschlechte der Stuart. Ich war noch sehr jung, als ich die schöne Maria zum ersten Male sah, — es war gerade an dem Tage, als sie den armen Heinrich Darnley, ihren

Gemahl, in die Luft sprengten, und sie schien recht vergnügt damals — dann sah ich sie wieder, als sie sich mit dem wildem Bothwell feierlich vermählte; ich suchte damals einen Dienst als Magd in Edinburg, — aber ihre Schönheit, die ganze Anmuth ihrer Person würden mir unvergesslich bleiben, und wenn noch achtzig Jahre darüber hingingen, wie sie nun schon hingegangen sind. Jetzt blicke ich wieder in ihre Augen, jetzt erscheinen mir wieder ihre Züge, und was ich sehe, bekräftigt in mir die Stimme des Geistes, der da mit unwiderstehlicher Ueberzeugung spricht: Du stehst vor deinem Könige Karl Stuart!“

Die Erinnerungen, welche die Alte durch ihre unbedachte Rede in dem königlichen Gaste erweckte, konnten diesem nicht erfreulich sein. Vergebens hatte Reginald sie durch Winkte zu bedeuten gesucht, daß ihre Aeußerungen Anstoß erregen könnten; die Gewalt der Erinnerungen und zugleich die Macht des Augenblickes rissen sie fort und gönnten ihr nicht

Zeit, auf den Sohn zu achten. Sie sank jetzt vor dem König, der hoch erröthet war, auf die Kniee, küßte den Saum seines Kleides und fuhr mit tiefer Rührung im Tone ihrer Rede fort: „Heil ist meiner niedern Wohnung widerfahren, daß Euer königlicher Fuß sie betritt! Man hat mir gesagt, daß die Reher unten in der Ebene sich gegen Euch empören und Euch den Gehorsam versagen. Ja, sie sollen so ganz aller Tugend vergessen sein, daß sie nach Euerm Blute dürsten und Gott und die Heiligen lästern, wie in den Tagen meiner frühen Jugend, als der keßerische Teufel Nox das Land mit seinen gottesschändrischen Predigten aufwiegelte! Ihr thut wohl daran, daß Ihr zu uns in die Berge kommt! Hier gibt es keine Verräther, und bei der alten Grette Dirky sucht Euch Niemand.“

Der königliche Flüchtling erhob die Alte mit jenem Wohlwollen, das die Schwächen seines Charakters in den Augen seiner Freunde verdeckte. Der Gedanke, daß er, der noch vor kurzer Zeit an der

Spitze einer zahlreichen Armee gestanden, jetzt bei einem armen alten Weibe Schutz finde, erheiterte ihn mehr, als er ihn demüthigte. Während Reginald Dirky seine Mutter bei Seite führte und mit dieser besprach, wie sie gegen ihren königlichen Gast zu verfahren, und alle Maßregeln zu seiner Sicherheit zu nehmen habe, betrachtete Karl Stuart die ärmlichen Umgebungen, und durch das Fenster das höchste Horn der Grampian-Berge, das, jetzt von Sonnenstrahlen erleuchtet, sich aus dem Nebel erhob. Das Spiel des leichten Gewölkes um den erhabenen Gipfel dünkte ihm ein Bild seines Lebens, und wie jetzt die Bergspitze immer mächtiger und erkennbarer hervortrat, so zeigte ihm die betrügerische Phantasie eine Zukunft, in der er wieder stolz, mächtig und beglückt von dem Throne seiner Väter auf die besiegten Gegner herabblicken würde.

Der Sackpfeifer trat in hastiger Bewegung auf ihn zu, und entriß ihn seinen Träumen. „Mein königlicher Herr,“ sagte Reginald, „was Euch

diese Hütte bieten kann, ist nicht viel; aber bei aller ihrer Aermlichkeit gewährt sie Euch doch das, was Ihr jetzt an wenigen Orten finden dürft: Sicherheit Eurer geheiligten Person. Die alte Frau wird für Euch sorgen, wie sie es vermag. An gedörrtem Fleische und altem Whisky fehlt es nicht, und was sonst bei den Nachbarn aufzutreiben ist, wird vielleicht noch manchem Mangel abhelfen. Lebt wohl, mein königlicher Herr! Ihr seid jetzt wohl aufgehoben; aber es gibt andre Leute von den Schlingen der Bösen umgarnt, von ihren Ränken bedroht. Der edle Laird von Alenacoll, die gute Lady Elisa! Ich darf nicht daran denken, daß sie sich in der Gewalt des schurkischen Pfaffen von Dunkelbeld befinden, sonst möchte ich weinen, wie ein Kind. Wenn aber mein Knotenstock den bösen Buben, der sie verrieth, je erreichen kann, so will ich ihn zeichnen sein Uebelang. Lebt wohl, mein königlicher Herr! Ich will hinab in die Ebene, ich will an das Herz eines Sohnes klopfen, ob nicht die

alte Kindesliebe bei der Mahnung wieder erwacht, ob der ritterliche Muth der Alenacoil, das Gefühl für den Ruhm und die Ehre des alten Geschlechtes nicht unter dem Rundhute ganz erstorben sind!“

Er verließ eilig die Hütte und lenkte die weit ausgreifenden Schritte, die keine Ermüdung von den bereits erlittenen Beschwerden verriethen, in's Thal hinab. Die Entwürfe, die seine Seele beschäftigten, ließen ihm keine Ruhe, und erfüllten ihn, in dem Gedanken an die dringende Nothwendigkeit ihrer Ausführung, mit jugendlicher Kraft. Er schlug einen Richtweg ein, den sonst die kühnsten Jäger, welche den Geier und den Adler in ihren Nestern aufsuchten, nur zu nehmen pflegten. Noch war ihm zu diesem kühnen Unternehmen das Licht der Abendsonne günstig, und als die Dämmerung begann, die Berge und ihre Schluchten in ihr düstres Grau zu hüllen, hatte er schon jene Gegenden erreicht, wo er ohne Gefahr und ohne auf ein bedeutendes Hinderniß zu stoßen, seinen Weg fortsetzen konnte.

Im Schlosse von Alenacoil herrschte tiefe Ruhe. Die zehnte Abendstunde war bereits eingetreten, die Krieger, welche das Schloß besetzt hielten, schienen dem Bedürfnisse des Schlafes hingegeben, und nur der oft wiederholte Ruf, durch den die ausgestellten Schildwachen sich munter erhielten, unterbrach die Stille des Abends. Da bemerkte der Krieger, welchem die Bewachung des in die Gebirge führenden Passes übertragen worden, eine dunkle Gestalt, welche, aus der Höhe herabkommend, sich eilig näherte und ganz die Vorsicht zu versäumen schien, welche die kriegerischen Zeitverhältnisse in der Nähe eines militairischen Postens geboten. Das donnernde Halt der Schildwache hemmte das weitere Fortschreiten des nächtlichen Wanderers, der odemlos vor ihr stand und auf die Frage nach dem Passworte keine Antwort zu geben wußte. In einem ängstlichen und dringenden Tone bat dagegen der Angehaltene, ihn sogleich zu Dunkan von Alenacoil zu führen, dem er eine sehr wichtige Entdeckung zu machen habe. "

„Zu Dunkan von Klenacoil?“ versetzte argwöhnisch der Krieger. „Du nennst da den Namen eines Belialskindes, und wir erkennen hier keine andere Autorität an, als die des würdigen Hauptmanns Forest, einer Stütze der heiligen presbyterianischen Kirche.“

„Forest oder Klenacoil,“ erwiderte ungeduldig der Andre, „das ist Alles gleich! Ich muß ihn sprechen seines zeitlichen und ewigen Heils wegen. Halte mich nicht auf! Sagt mir schnell, wo ich ihn finde.“

„Laß dich und das seltsame Ding, das du da an der Seite trägst, einmal beim Mondenscheine betrachten!“ sagte der Krieger, indem er den Wandersmann beim Kragen nahm und hinter dem Felsstücke, wo beide standen, vorführte. „Beim Himmel, ein alter Bekannter,“ rief er dann lachend, „und was ich für ein gefährlich Mordinstrument angesehen, ist nichts anders, als die friedliche Sackpfeife! Aber Reginald Dirty, alter Schelm, seit wann gesche-

hen denn Wunder an einem so erprobten Whiskyfreunde, wie du bist? Wer versteht es hier zu Lande, die Blinden sehend zu machen?“

„Der,“ antwortete trotzig der Spielmann, indem er einen scharfen Blick unter den breiten Hut des Kriegers sandte, „welcher edle Cavaliere in spitzbübische Rundköpfe verwandelt, und mich hier in der Satanslarve eines Conventanten den treuesten aller königlichen Mitter, Sir Jak Belmore, erblicken läßt!“

Dem Sackpfeifer war in dem Augenblicke dieser Erkenntniß Alles klar geworden. Ein Cavalier, wie Sir Jak Belmore, dessen Ergebenheit an das königliche Haus der Stuart über jeden Verdacht erhoben war, konnte nur in einer Absicht, welche der guten Sache diene, das verhaßte Kleid eines Conventanten angelegt, den niedrigen Rundhut aufgesetzt haben. Dunkan von Klenacoil war ein guter Sohn und ein treuer Unterthan geblieben, seine Begleiter bestanden aus lauter Freunden des

Monarchen, die sich zu seinem Beistande versammelt und, um desto nachdrücklicher wirken zu können, für den Augenblick Rollen übernommen hatten, deren Ausführung ihnen bereits höchst lästig fiel, weil sie ihnen in tiefster Seele verhaßt waren. Jetzt erinnerte sich Reginald auch, damals in der Gasthalle von Klenacoil unter den Rundköpfen von Dunkan's Schaar mehrere bekannte Gesichter erblickt zu haben, und er wußte nun, daß es angesehene Cavaliere aus den Hochlanden gewesen, bei denen er auf seinen Wanderungen oft eingespochen, sein Lied ertönen lassen und Gastfreiheit und reiche Belohnung gefunden. Sein Herz hob sich in freudigen Schlägen, denn nun waltete kein Zweifel mehr über die Rettung des wackern Sir Walter und der edeln Lady Elisa. Selbst der königliche Flüchtling schien ihm nun gesichert gegen die Verfolgungen seiner Gegner, denn diese wackre Schaar war gewiß bereit, Blut und Leben für ihn zu opfern.

„Es lebe Karl Stuart; Tod dem Verrä-

ther Cromwell und allen presbyterianischen Schuf-
ten!“ rief er, von dieser frohen Ueberzeugung hin-
gerissen, plötzlich auf. „Sir Belmore, es wäre
vergeblich, mir Etwas zu verheimlichen; ich weiß
nun Alles, und kenne Euerer Anschläge, die der edeln
Cavaliers, welche sich wieder um den Thron versam-
meln, ganz würdig sind. Der Rundhut und der
schwarze Rock sind nur ein Hinterhalt, in dem Ihr
liegt, und Ihr werdet plötzlich mit dem Degen in
der Hand daraus hervorstürmen auf die schurkischen
Erzopörer, wenn sie es nicht erwarten.“

In jubelndem Gesange fügte er hinzu:

„Heil den Cavalieren,
Heil dem Ritterschwert,
Daß auf die Verräther
Tödtlich niederfährt!“

„Reginald, du bist ein schlauer Fuchs!“
antwortete lachend der Ritter von Belmore; „aber
wenn es unter den Sackpfeisern, denen die verdamm-

ten Mundköpfe mit ihrem näselnden Gesange das Handwerk legen wollen, überhaupt manchen getreuen Unterthan gibt, so bist du gewiß der Getreuesten Einer. Aber mehr kann ich dir nicht sagen, Alter, denn eine Cavaliersparole ist kein Binsenrohr, das bei einem Hauche des Windes zusammenbricht."

„Ich brauche nicht mehr zu wissen, edler Ritter, als ich schon weiß!“ entgegnete munter der Spielmann. „Meine Sackpfeife, die ihnen bekannt ist, soll die wackern Cavaliere aus dem Schlafe erwecken, und, was gilt die Wette, wenn sie meine Kunde vernehmen, so regen sich ihre Schwerter in den Scheiden, noch ehe die Mitternachtsglocke von Dunkeld herüber tönt!“

Indem er mit raschen Schritten sich dem Schlosse näherte und die ritterliche Schildwache, begierig auf die Nachrichten, welche er bringe, ihm folgte, begann er ein lustiges Kriegsstück zu spielen, dessen Weise aus den Zeiten der Fehden unter den hochländischen Glanz herrührte und jeden Bergschotten zur Begei-

sternung hinriß. Der Ritter von Belmore konnte sich nicht enthalten, die Worte des Liedes im jubelnden Gesange anzustimmen; und so zogen beide, Cavallier und Sackpfeifer, singend und spielend in Schloß Klenacoil ein. Die Begeisterung, welche sie ergriffen, theilte sich auch der aus mehreren Kriegern bestehenden Wache unter dem Thorweg mit, und im kräftigen Chor rief jetzt das alte Lied die Schläfer von ihren Lagern:

„Glan Campbell, horch, die Pfeife!
Sie ruft in's Feld hinaus.
Die blut'gen Donald kommen
Aus ihrem Felsenhaus.

Glan Campbell, sieh die Geister
Der Väter, die einst traf
Die Art der blut'gen Donald
In ihrem schwarzen Schlaf.

Glan Campbell, hör' die Stimmen:
Blutrache fordern sie;
Drum schont den blut'gen Donald
Der Dold der Campbell nie.

Clan Campbell, Stamm der Helden!
Den Hohlweg stürmt's herauf.
Es sind die blut'gen Donald,
Mit Schwert und Axt nun d'rauf!"

Dieser Gesang und der schrillende Ton der Sackpfeife versammelte in wenigen Augenblicken alle diejenigen, welche gegenwärtig das Haus von Klenacoil zu ihrem Aufenthalte genommen, im Schlosshofe. Dunkan von Klenacoil trat aus ihrer Mitte hervor und blickte mit Befremden auf den Pfeifer, der, sobald er sein Stück geendigt, sich ihm treuherzig näherte und sagte: „Edler Junker, Ihr müßt in diesen Zeiten über nichts erstaunen, und heute besonders darüber nicht, daß sich die Augen des Blinden geöffnet haben, um Dinge zu sehen, die Niemand näher angehen, als Euch. Ihr müßt mir auch verzeihen, denn ich traute dem Scheine und glaubte fest und sicher, Ihr wäret ein verrätherischer Convent geworben, und hinterbrachte die traurige Nachricht Euerm wackern Vater und der schönen

Lady Elisa. Aber was liegt jetzt daran, da die Augenblicke drängen und die Gefahr, in der sie sich befinden, die schnelligste Hülfe erheischt! Junker Dunkan, wollt Ihr Eures Vaters Leben retten, so muß es noch in dieser Nacht geschehen. Er ist gefangen, er befindet sich in der Gewalt des blutdürstigen Ananias Craddon, und die edle Lady mit ihm. Heute können sie nicht weiter, als bis Dunkeld gekommen sein, aber ich bin überzeugt, daß der rundköpfige Hochverräther in der Frühe des morgenden Tages ihn schon an das Blutgericht Berth ausliefert.“

Von allen Seiten ließen sich Ausrufungen des Erstaunens und der Theilnahme an dem Schicksale des wackern Laird vernehmen. Beim Scheine der Fackeln, die indessen herbeigebracht worden, erkannte nun Reginald Dirty unter den Versammelten in der That lauter bekannte Gesichter, Edelleute aus den Hochlanden, deren Tapferkeit und Treue an der königlichen Sache keinem Zweifel unterliegen konn-

ten. Während Dunkan, in finsternes Nachdenken versunken, zur Erde blickte, bestürmten sie den Spielmann mit dringenden Fragen über den nähern Hergang der Begebenheit, denen er, ohne jedoch des königlichen Flüchtlings zu erwähnen, genügte.

„Wir müssen sie befreien, in dieser Nacht noch!“ fuhr der Junker von Klenacoil aus seinem Nachdenken empor. „Aber noch ist es nicht Zeit zu offener Gewalt: Das Leben eines Vaters ist theuer; aber es gibt noch ein andres Leben, das höher im Preise steht. Tückisches Schicksal, das unsrer Vorsicht, unsrer Berechnungen spottet! Morgen vielleicht lodert die Flamme am Meeresstrande auf, die uns Freunde und Retter verkündigt, und heute, — doch du hast Recht, Reginald, es ist keine Zeit zu verlieren. Meinen Dank für deine Nachricht, so übel sie auch klingt! Du kennst uns nun,“ setzte er bedeutungsvoll hinzu, „und ich erwarte von dir noch wichtigere Entdeckungen.“

„Ich verstehe Euch, Junker!“ versetzte er mit

einem schlaun Blicke des Einverständnisses der Sackpfeifer. „Kommt Zeit, kommt Rath. Als Vercy von Northumberland dem edeln Douglas alle seine Leute erschlagen hatte und den tapfern Schotten am Meeresstrande aussuchte, saß dieser ruhig und sicher hoch oben in einer Hütte des Hochlandes und dachte an die Zukunft und an die Thaten, welche sie gebären würde.“

Mit einer Geberde der Zufriedenheit nickte ihm Dunkan zu. Dann wählte er mehrere unter seinen Freunden aus, welche ihn nach dem Städtchen Dunkeld begleiten sollten. Die Uebrigen bat er, ihm langsam nachzufolgen und in der Nähe des Städtchens still zu verweilen. Er beabsichtigte, durch List die Gefangenen zu befreien; sollte ihm aber der Versuch mißglücken; so war ein Musketenschuß zum Signal bestimmt, die ganze Schaar der Verbündeten zum Beistande herbeizurufen.

„Nehmt auch mich mit, Junker!“ sagte Reginald Dirty. „Ich kenne den alten Tom,

den Gefängnisaufseher in Dunkeld. Er ist im Herzen gut königlich gesinnt, und wenn er durchaus nicht auf Vernunftgründe hören möchte, so widersteht er doch schwertlich der Gewalt eines guten alten Whisky. Aber einen Führer müßt Ihr mir schon begeben, denn Tom weiß nichts von dem Wunder, das mich lebend gemacht hat.“

Dunkan rief einen Knaben herbei, der ihn bediente, und unterrichtete ihn mit wenigen Worten über die Rolle, die er zu spielen habe. Indessen sorgte Reginald für eine Flasche mit Whisky, die ihm, wie er hoffte, gute Dienste bei dem Gefängniswärter leisten sollte. In aller Stille setzte sich hierauf der Zug in Bewegung und sah bald schon einzelne Lichter aus dem Städtchen, das nur etwa in der Entfernung einer halben Stunde vom Schloß Menacoil lag, herüberglänzen.

„Ihr edeln Herrn,“ hob jetzt der Sackpfeifer an, „wenn es auf ein listiges Stückchen ankommt, den wackern Laird zu befreien, so laßt mich einmal

den Versuch machen! Habe ich einen tüchtigen Hinterhalt, wie euch, im Rücken, so wage ich schon etwas, und im schlimmsten Falle ist nicht viel an einem alten Musikanten gelegen. Mein Mäunchen ist gemacht. Ich hoffe, den edeln Cavalier, bei dem ich so manche Wohlthat genossen, Euch frei und ledig herzubringen, und gelingt es mir nicht, so bleibt Euch, ehe der Tag anbricht, noch Zeit genug, das Gefängniß im Sturme zu erobern, und ehe Eraddon's Bande zusammenläuft, mit Sir Walter in die Gebirge zu entweichen."

"Aber Elisa!" wandte Dunkan ein. "Wird deine List auch sie befreien können? Darf ich zurückbleiben, darf ich in Unthätigkeit harren, wenn es die Rettung meines Vaters gilt?"

"Wir wollen Alle dazu thun!" erwiderte Reginald. "Ihr habt eine wackre Aufgabe zu lösen, edler Junker! Ich kenne den schurkischen Eraddon und weiß, daß er gegen die schöne Lady nicht so böß gesinnt ist, wie gegen Euern Vater; ich

wollte darauf wetten, daß er sie nicht im Gefängnisse, sondern in seinem eigenen Hause verwahrt! Daß habt Ihr auszuspiiren, Junker Dunkan; von dort müßt Ihr die junge Dame entführen und in Sicherheit bringen. Wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, den listigen Vassen zu hintergehn, und es fehlt ihm auch nicht an Muth, Euch bis zum letzten Blutstropfen Widerstand zu leisten! Verlaßt Euch nicht auf Euch allein, nehmt einige Eurer Freunde mit; denn diese Presbyterianer sind oft wie die störrischen Pferde und können nur durch Uebergewalt gebändigt werden.“

Dunkan hatte die leichte Hindeutung auf Eraddon's zärtliche Gesinnungen für Lady Elisa wohl verstanden. War der presbyterianische Geistliche bisher schon ein Gegenstand seines höchsten Widerwillens geworden, so steigerte sich jetzt dieser zu bitterer Feindseligkeit, zu dem heftigen Zorne eines Liebenden, dem man die Geliebte rauben will. Nach dem Rathe des Sackpfeifers wählte er unter

seinen Freunden die stärksten und muthigsten zu seinen Begleitern aus, unter ihnen den Ritter von Belmore, der wegen seiner ungemeinen Körperkraft im ganzen Hochlande berühmt und gefürchtet war. Schon vernahmen sie die regelmäßigen Schritte der nachfolgenden größern Schaar; schon verkündigte die Glocke von Dunkeld die erste Stunde, als Dunkan von Klenacoil mit Reginald Dirky und seinen Begleitern sich von den Zurückbleibenden trennte, indem er ihnen noch einmal empfahl, beim ersten Musketenschusse im Sturmschritte gegen das Gefängniß und die Wohnung des Ananias Eraddon vorzudringen.

„Ich hoffe, alle diese Anordnungen sind überflüssig,“ sagte der Sackpfeifer, indem er sich an Dunkan's Seite dem Städtchen näherte, „und Alles soll ohne Streit und Blutvergießen vorübergehn. Ich meines Theils werde höchstens einigen Whisky vergießen; bei Euch aber kommt freilich viel auf den Zufall an. Ist Euer Werk gelungen, so

schlägt den Weg hinter dem Stadtgefängniß ein. Dort sind die Gemächer der Gefangenen. Hört Ihr meine Sackpfeife, die ich von zehn Minuten zu zehn Minuten erklingen lassen werde, so geht Alles gut; schweigt sie über zehn Minuten, so seht bei Euern Freunden nach, ob Sir Walter glücklich bei ihnen angekommen ist: findet Ihr ihn aber nicht, dann laßt nichts Euch zurückhalten, sogleich zu offner Gewalt zu schreiten und mit dem Degen in der Hand den edlen Laird zu befreien."

„Beim Himmel, alter Dirky," versetzte Duncan und drückte ihm die Hand, „an dir ist ein Kriegermann verloren gegangen! Aber ich glaube fast, du dienst unter der Gestalt eines unbedeutenden blinden Sackpfeifers der guten Sache besser, als mancher, der das Ritterschwert stolz an der Seite und die Cavaliersfeder auf dem Barett trägt."

Ungehindert betraten sie das Städtchen Dundeld, das weder durch Mauern noch Thore verwahrt war. Schon herrschte hier tiefe Stille, die

nur selten durch das näselnde Abendlied eines im Innern seiner Wohnung sich zur Nachtruhe bereitenden Presbyterianers unterbrochen wurde. An einer Straßenecke schied Reginald Dirky von Dunkan und seinen Freunden. Ihre Wege trennten sich: links nach einem Hügel hin, in einiger Entfernung von den übrigen Häusern, lag die Wohnung des Ananias Crabdon, rechts nach dem Flusse Tay hinab, das Stadtgefängniß, welches das Ziel von Reginald's Wanderung war.

In einem Hinterstübchen der Predigerwohnung saß, der tiefen Trauer über ihr und des Oheims Mißgeschick sich überlassend, noch spät am Abende Lady Elisa wach, und hörte nicht auf die Trostgründe der Haushälterin Deborah, welche Ananias Crabdon seiner schönen Gefangenen als Gesellschafterin und Wächterin zugleich beigegeben. Deborah war eine alte Jungfer, in den strengen

Grundsätzen des presbyterianischen Glaubens erzogen und gereift. Sie betrachtete die junge Lady als ein Kind des Satans und sich selbst berufen, sie aus den Flammen der papistischen Hölle durch Wort und Lehre zu erlösen, auf daß sie gereinigt eingehe in das Paradiesgärtlein des Glaubens, wo dann Ehn Erabdon die weitere Sorge für ihre irdische und himmlische Seligkeit übernehmen werde.

„Ihr dürft Euch glücklich schätzen, daß Alles so gekommen ist, junges Mädchen!“ sagte sie in dem herben Tone, durch welchen die Anhänger der presbyterianischen Kirche ihre Gleichgültigkeit gegen weltliche Dinge an den Tag zu legen sich gewöhnt hatten. „Noch kann Eure Seele gerettet werden; noch kann, wie der Trompetenstoß eines Himmelsengels, das Wort des Glaubens in Euer jugendliches Herz dringen und es begaben mit Empfänglichkeit für die göttliche Gnade, die Euch bereits bethauet, indem sie Euch in das Haus der Frommen und Gottgefälligen geführt. Ihr seid angetrieben aus Sodom,

um einzugehen in das glückliche Gosen. Babylon fällt und eine Stadt Gottes wird aufgebaut von gläubigen Seelen. Lange wandeltet Ihr im Irrthum; denn der Schwefelgeruch der Hölle, mit dem sie Euch an der Wiege eingeräuchert, hatte Euch betäubt, und Ihr vermochtet nicht, die Sünde von der Tugend, die Lüge von der Wahrheit zu unterscheiden. Sammelt Euch zum Gebete und danket der himmlischen Gnade, die sich endlich Eurer erbarmt! Verflucht aus tiefster Seele die vergangenen Tage und segnet die der Zukunft; denn seitdem Ihr die Schwelle dieses Hauses betreten, ist der Himmel Euch aufgethan.“

Deborah predigte ihre Weisheit tauben Ohren. Die Gedanken der jungen Dame, an welche sie ihre Worte richtete, weilten fern von ihr im Kerker des Oheims, in den Bergen, die sie verlassen und wo, wie sie fürchtete, ohne Freund und ohne Schutz der königliche Flüchtling umherirrte. Und noch bedeutungsvoller und mächtiger trat aus dem Innern

ihrer Seele das Bild Duncan's hervor, auf den sie noch immer hoffte, den sie nicht als einen Abtrünnigen verloren geben konnte! Welche Deutungen ließen nicht seine räthselhaften Aeußerungen bei ihrer letzten Zusammenkunft zu, wie gern nahm sie jetzt, gleich dem Schiffbrüchigen, der nach einem schwankenden Brette hascht, ihre Zuflucht zu Erklärungen, die noch eine letzte Aussicht auf Hülfe und Rettung boten! Sie wußte, daß Sir Walter keine Schonung von Seiten der Conventen zu erwarten hatte, daß, da er sich einmal in ihrer Gewalt befand, sein Todesurtheil so gut wie unterschrieben sei. Duncan aber, der immer ein guter Sohn gewesen, sollte, wenn auch jetzt von einem Irrthume befangen, das Entsetzlichste dulden, den Vater unthätig zum Nichtplatze führen sehn? Nimmermehr! Die Macht der Natur mußte in ihm erwachen, wenn sie entschlummert war, sie mußte ihn hinreißen, das eigene Leben zu wagen, um das des Vaters zu retten.

Während die fromme Jungfrau Deborah ihre erbaulichen Ermahnungen fortsetzte und sich Lady Elisa diesem quälenden Spiele von Furcht und Hoffnungen hingab, war Ananias Erabdon leise in das Zimmer getreten und betrachtete die junge Dame, deren Schönheit die Blässe, welche Kummer und Angst auf ihre Wangen legte, einen neuen Reiz verlieh, mit Blicken der Leidenschaft und der Begierde. Die strengen und herben Züge seines Angesichtes veränderten sich nicht, aber die Gluth, welche aus den tief liegenden grauen Augen hervorbrach, verrieth, was in seinem Innern vorging.

„Die Stunde ist da,“ so that er endlich in lauter Rede seine Gegenwart kund, „welche der Herr dem Leibe und der Seele zur Ruhe angewiesen hat, damit sie sich auf's Neue erquicken zu Worten und Werken, die ihm wohlgefällig sind. Preiset Euch glücklich, Ihr, die Ihr im Schooße der Sünde aufgewachsen, die Ihr mit höllischen Irthümern genährt worden seid; denn heute ist Euch ein Tag

des Heils geworden und der erste Schritt in das himmlische Gnadenpförtlein ist geschehn. Wendet Eure Seele im Dankgebete zu Dem, der Euch also erlöst, daß er Alles wohlgemacht und Euch in seine Gemeinde aufgenommen, den unverbesserlichen Gottlosen aber der gerechten Strafe heimgegeben habe!“

„Ihr lästert den Gott der Gnade und des Erbarmens!“ versetzte entrüstet Elisa. „Wer auf Erden wandelt, ist dem Irrthume unterworfen, aber keinen hat der Herr berufen, den Irrthum des Bruders zu strafen. Liebet die euch hassen, ist seine segensreiche Lehre, und um wie viel mehr müssen wir nicht diejenigen lieben, die uns Gutes gethan? Ja, Sir Crabdon, Ihr, der sich auserwählt glaubt, auf den Trümmern der alten Lehre eine neue, die Ihr hoch rühmet, zu erbauen, Ihr bewährt ihren göttlichen Ursprung wenig durch Euer Beispiel; denn Ihr verfolgt den Sohn desjenigen, der Euch Wohlthaten erzeigt; Ihr dürstet nach dem Blute eines Mannes, der Euch nie beleidigt.“

„Er hat Gott beleidigt,“ näselte der Priester indem er scheinheilig die Augen zum Himmel erhob, „sein Blut komme über ihn, es wasche die Seele rein von dem alten Roste der Sünde: im Blute findet er Heil, im Blute liegt die Versöhnung!“

Elisa schauderte zurück. Ananias aber wandte sich ruhig zu der Haushälterin Deborah und fuhr fort: „Wie stark ist doch die Gewalt des Bösen, der immer noch diese junge Seele nicht aus seinen Krallen frei geben will, der sie blendet mit den Flammen der Hölle, damit sie nicht erkenne das Licht des wahren Glaubens und die Fülle der Seligkeit, die seinen Bekennern sich bietet! Vereinigt Euch mit mir, fromme Deborah, zu einem gottgefälligen Liede, laffet uns in heiligem Gesange ein kräftiges Gebet zum Himmel richten, das, wie einst der Trompetenstoß des Engels die Mauern von Jericho, die Seele dieser Sünderin erschüttere und den Thron Beelzebubs, der in ihrem Herzen aufgerichtet ist, umstürze.“

Er räusperte sich und stand im Begriffe, den zweistimmigen Gesang mit der frommen Deborah zu eröffnen, als von dem Garten herauf, der an das Hinterhaus grenzte, plötzlich ein ganz anderes Lied ertönte, das in seiner weltlichen Bedeutung den presbyterianischen Geistlichen mit einem Zorn erfüllte, der seinen ganzen Gleichmuth, seine Würde und seinen Ernst mit einem Male über den Haufen zu stoßen drohete. Eine männliche Stimme, deren bekannte Töne, zu Freude und Hoffnung belebend, in Elisa's Herz drangen, hob den ersten Vers jenes Liedes an, das sie zuletzt, von Dunkan belauscht, in den Trümmern von Alt-Klenacoil gesungen:

„Auf Bergen wächst ein Kraut,
Trennlieb' wird es genannt:
Hat Niemand es erschaut
Auch dort in Niederland?“

Konnte sie zweifeln, daß Dunkan und mit ihm Hülfe und Rettung nahe sei? Ihr Herz schlug

stürmisch. Alle Zweifel an seiner Treue, an seinem Edelmuthe waren gehoben. Wie trieben sie alle Gefühle ihres Innern, das Entzücken, welches ihr diese Ueberzeugung brachte, laut auszusprechen; allein sie sah ein, daß die Vorsicht Verstellung gebiete, daß sie nur durch ruhiges Erwarten Dunkan's wohlgemeinte Absichten unterstützen könne. Schon ruheten Eraddon's Blicke forschend und argwöhnisch auf ihr, und nur, als er eine völlige Unveränderlichkeit in ihrem Benehmen, eine gänzliche Gleichgültigkeit gegen das, was draußen vorging, wahrnahm, schien er befriedigt. Er schritt nach dem Winkel, in welchem sein großer Raufdegen stand, legte diesen an und sprach: „Ich will doch sehen, wer es wagt, mit solchen sündlichen Gesängen das Heiligthum meiner Wohnung zu entweihen. Schwert des Herrn und Gideon! Der Zorn des Gerechten soll den Frevler schwer treffen.“

Der Gesang hatte einige Augenblicke aufgehört, allein jetzt begann er auf's Neue in denselben Wor-

ten und Tönen, nahe unter dem Zimmer, in welchem die Frauen und der presbyterianische Prediger sich befanden. „Anabe,“ rief dieser zur Thüre hinaus, „zünde die Leuchte an und begleite mich! Die Philister sind vor den Thoren, Simson kommt über sie.“

Es war der Anabe, welcher bisher dem Sackpfeifer Reginald Dirty zum Führer gedient, den nach verübtem Verrathe Ananias Grabdon in sein Haus aufgenommen, und der ihn jetzt auf sein nächtliches Abenteuer begleiten sollte. Er leistete sogleich dem Befehle seines neuen Gebieters Folge, und schritt, auf dessen Wink, ihm dann, ohne zu wissen zu welchem Werk, nach der in den Garten führenden Thüre vor.

Indessen verstummte wiederum der Gesang. Aber das Lied von „Treulieb“ sollte sein Echo finden, und gleich, nachdem der Herr vom Hause das Zimmer verlassen, hob, ohne sich durch die Anwesenheit der Jungfrau Deborah verhindern zu las-

sen, mit klarer, bedeutungsvoller Stimme Lady Elisa die zweite Strophe an:

„Schaut es mein Liebster nicht,
Der von mir weilet fern,
Beim hellen Morgenlicht,
Beim matten Abendstern?“

„Der Satan wird lebendig in ihr!“ schrie entsetzt die Haushälterin, indem sie, mit einer Geberde des Abscheues nach der jungen Dame hin, von ihrem Sitze aufsprang. „Ein Liebeslied in der Wohnung des gesalbten Dieners des Herrn, ein sündiger weltlicher Gesang hier, wo nur die Stimme der auserwählten Kinder Gottes erklingen soll? Hinweg von ihr, der Fürst der Finsterniß spricht aus ihr, um mein unschuldiges Gemüth zu verlocken.“ Sie eilte nach der Thüre. Die Verweisung gab ihr Muth, und sie wollte sich lieber den Gefahren, die ihr leibliches Heil betreffen konnten, aussetzen, als denjenigen, welche ihre Seele bedroheten. Aber welches Mißgeschick! Erabdon hatte den äußern Riegel

vorgeschoben und ihr so den einzigen Weg zur Flucht versperrt. Zitternd schmiegte sie sich in einen Winkel, fern von der jungen Gefangenen, die jetzt, kühner gemacht, sich dem Fenster näherte, und noch lauter eine dritte Strophe, die auf ihre gegenwärtige Lage Bezug hatte, improvisirte:

„Komm, Liebster! Gottgesandt
Dringst du in meine Luft.
Der Drache wird gebannt:
Willkommen, Freiheitsluft!“

Ananias hörte hinter sich das Lied der jungen Lady erschallen, und auf's Neue erwachte in ihm der Argwohn, daß zwischen dem Sängern im Garten und ihr ein Einverständnis obwalte. Eifersucht und Wuth bemächtigten sich seiner in einem so hohen Grade, daß er jeder Vorsicht vergaß. Er befahl dem Knaben, die Hausthüre zu öffnen, hinter der es jetzt ganz still geworden; er trat ihm, mit dem gezogenen Schwerte in der Rechten, auf dem Fuße nach, in der Absicht, den Ersten, der sich

ihm entgegenstellen würde, mit einem Streiche niederzuschmettern. Aber schon hatte die Riesenfaust des Ritters von Belmore den Knaben so unerwartet und gewaltig getroffen, daß dieser lautlos zu Boden fiel, und die Leuchte, welche er getragen, verlöschte; im nächsten Augenblicke fühlte Eraddon selbst, ehe er in der plötzlich einbrechenden Finsterniß irgend einen Gegenstand zu erkennen vermochte, an seiner Gurgel eine Hand, die mit eisernem Drucke sie zuschnürte, und indem sie, ihm den Odem raubend, ihn zu jeder Gegenwehr unfähig machte, den Schrei, den er ausstoßen wollte, erstickte. Das Schwert entsank seiner Hand, eine Blendlaterne leuchtete ihm in das leichenblasse Angesicht. Mit halbem Bewußtsein konnte er wahrnehmen, daß seine Bedränger die befreundete Kleidung der Conventualer trugen; vergebens aber blieben seine convulsivischen Bewegungen, sich loszumachen und Freiheit zum Sprechen zu gewinnen. Ohne ein Wort zu verlieren, ergriffen ihn die Eindringenden, trugen ihn und

den bewußtlosen Knaben in das Innere des Hauses, während immer die eiserne Faust seine Gurgel umklammert hielt, und warfen beide Gefangene, nachdem sie ihnen Anebel in den Mund gelegt und sie fest mit Stricken gebunden hatten, in einen Winkel des Vorplatzes. Da erklang vernehmlicher von oben herab Elisa's Stimme:

„Der Drache wird gebannt,
Willkommen, Freiheitsluft!“

Zwei der Männer eilten die Treppe hinauf, zwei andre blieben zur Wache bei Ananias, der, nun seine Besinnung wieder erlangend, wohl einsah, daß dieses ihm bisher so räthselhaft scheinende Unternehmen auf eine Entführung seiner schönen Gefangenen gerichtet sei. Aber er konnte nicht ahnen, wer es wage, ihn, den Gefürchteten, in seinem eigenen Hause zu überfallen. Vergebens bemühte er sich, die Gesichtszüge seiner Wächter zu erspähen. Die Männer hatten sich tief in das Dunkel zurück-

gezogen, und das Licht der Blendlaterne traf nur ihn und den Mitgenossen seines Mißgeschickes. Als jetzt aber einer der Fremdlinge die junge Dame herabführte, als ein Anderer die ehrsame Jungfrau Deborah nachbrachte, indem er jeden Laut, den sie auszustoßen Miene machte, mit einem Dolchstoße zu unterdrücken drebete: da schäumte Ananias Grabdon vor Wuth, da biß er in den Knebel, der ihm die Rede verwehrte, da erschöpfte er sich in den letzten Anstrengungen, sich von den Banden, die ihn fesselten, zu befreien. Umsonst! Er mußte Zeuge sein, wie die fromme Deborah sich in das unabwendbare Schicksal, wie er geknebelt und gebunden zu werden, ergab, er mußte sehen, wie der reizende Gegenstand seiner Leidenschaften von seinem Begleiter, der den Hut tief in das Gesicht gedrückt hatte, hinweggeführt wurde, wie auch dessen Gefährten, indem sie die Hausthüre von Außen verschlossen, sich entfernten, und nun undurchdringliche Finsterniß ihn umgab, aus der von Zeit zu Zeit die

gepreßten Seufzer der Jungfrau Deborah sein Ohr trafen.

Indessen hatte der Entführer der jungen Dame, mit seiner liebenswürdigen Beute und seinen Gefährten, einen Weg eingeschlagen, der sie sämmtlich in die Nähe des Stadtgefängnisses von Dunkeld brachte. Mit wenigen Worten benachrichtigte der Junker von Alenacoil das geliebte Mädchen von dem Wagemuth Reginald Dirty's, der es allein unternommen, den edlen Laird aus seinem Kerker zu befreien. Elisa kannte keine Furcht, keine Besorgniß mehr. Der Ritter von Belmore und seine Begleiter hatten sich ihr als alte Freunde ihres Oheims kund gegeben, sie erfuhr, daß eine zahlreiche Schaar anderer Freunde bereit stehe, im Nothfalle mit der Gewalt der Waffen das Gefängniß Sir Walters zu brechen, sie fühlte sich so glücklich an der Seite des von allen Beschuldigungen gereinigten Dunkans, daß sie in diesen Augenblicken keiner trüben Ahnung für die Zukunft Raum geben konnte.

„Hony soit qui mal y pense!“ flüsterte ihr Belmore, der ihr zur Rechten ging, zu: „aber ich kann Euch versichern, daß Seine Majestät, König Karl, wenn er nach Gottes Willen den Thron seiner Väter wieder bestiegen hat, uns eine ganz besondere Belohnung dafür schuldig ist, daß wir seinetwegen eine Komödie gespielt, in der wir alle als presbyterianische Teufel erschienen sind, höllische, näselnde Lieder geplärrt und uns mit dem schweren, verwünschten Rundhute auf dem Kopfe herumgeschleppt haben. Bei Schottlands alter Ehre! Karl Stuart besitzt keine getreueren Unterthanen, als uns, und ich wette meinen Familienpokal, ein Geschenk des kühnen Roberts Bruce an das Haus der Belmore, daß er nicht noch ein Duzend anderer Edelleute zusammensindet, die, so wie wir, ihm zu Liebe nahe an der presbyterianischen Hölle hinstreifen, in der Gefahr, von ihren Flammen versengt zu werden.“

„Du darfst nun Alles wissen, Elisa, was ich

dir früher verheimlichen mußte," sagte Dunkan. „Es besteht ein Bund kühner Männer, deren Anführer ich bin, und welche die Rettung des Königs beabsichtigen. Unser gegenseitiges Ehrenwort verpflichtete uns gegenseitig, vor jedem, wer es auch sei, unverbrüchlich das Geheimniß zu bewahren. Nur mit Einwilligung aller Theilnehmer durfte eine Einweihung in unser Vertrauen statt finden; und du, Elisa, wurdest, gleich nachdem ich dich auf Alt-Alenacoil gesehen, nachdem ich meine Freunde überzeugt, daß der königliche Flüchtling selbst dir Freiheit und Leben vertraue, als eine Eingeweihte unsers Bundes betrachtet, wie dann auch mein würdiger Vater, ohne daß er es weiß, schon vom Anfange unsrer Vereinigung als ein Bundesbruder gilt. Die Verkleidung, welche wir wählten, die Maske, welche wir zeigten, gewährten uns Sicherheit und ließen uns die Pläne der Feinde durchschauen. Es gelang mir, einen Geheimschreiber Cromwell's zu bestechen und mit Hülfe der Urkunde, die ich von

ihm erhielt, konnte ich den undankbaren Bösewicht Eraddon aus dem Eigenthume meines Vaters vertreiben, und Schloß Menacool, dessen Lage am Eingange des Gebirges unsre Absichten begünstigt, mit meinen Freunden in Besitz nehmen. Briefe aus Frankreich sichern uns die Ankunft französischer Schiffe an der Mündung des Tay zu; wir erwarteten ihre Signale mit jeder Stunde, und dann mag der König selbst, dessen Aufenthalt meinem Vater nicht verborgen sein kann, entscheiden: ob er noch länger in diesem Lande der Empörung und Zerrüttung sein Leben preisgeben, oder ob er jenseits der Meere eine bessere Zukunft erhalten will.“

„Wie konnte ich dich nur einen Augenblick verkennen, Dunkan!“ versetzte im Tone der Beschämung die junge Dame. „Du hast gehandelt, wo wir duldeten; du stelltest dich der Gefahr als ein Held entgegen, wo wir furchtsam uns verbargen. Bei der heiligen Jungfrau! Euer Werk ist ein großes,

denn ihr waret stark genug, dem Scheine das Theuerste und Heiligste zu opfern.“

Sie standen vor dem dunkeln, gothischen Gebäude des Stadtgefängnisses. Dunkan lauschte. Alles war still im Innern; zum mindesten schien noch keine Entdeckung von Reginald's Unternehmen statt gefunden zu haben. Hier konnte man, wenn auch die Sackpfeife jene verabredeten Zeichen gegeben, sie nicht hören. Mit leisen Schritten näherten sich die nächtlichen Wanderer einem Eck des Gebäudes, das sie umgehen mußten, um an dessen hintere Seite zu gelangen. Da vernahmen sie plötzlich ein Geräusch von der Hausthüre her, Schlüssel wurden gedreht, Riegel hinweggeschoben. Sie wandten um und zogen sich an die Mauer des Hauses zurück, um, von ihrem dunkeln Schatten geschützt, Alles, was sich begeben möchte, genau zu beobachten. Ein dämmernder Schein brach aus der geöffnieten Thüre hervor. Zwei dunkle Gestalten erschienen in diesem.

„Gehe heim, alter Dirky,“ sprach mit schwerfälliger, lallender Zunge Jemand aus dem Innern, „und schlafe deinen Rausch aus! Dein Whisky war gut, aber mich hat er doch nicht so angepakt, wie dich, denn, wenn mir auch das Reden etwas schwerer wird, so bin ich doch nicht so ganz und gar stumm geworden, wie du.“

Derjenige, an welchen sich diese Worte richteten, murmelte eine unverständliche Antwort in sich hinein und entfernte sich, als jezt die Thüre hinter ihm verschlossen wurde, in der Begleitung seines Gefährten mit raschern und festern Schritten, als es von einem Trunkenen zu erwarten stand. Indem ihn sein Weg an Dunkan's Hinterhalt vorbeiführte, trat ihm der Junker plötzlich in den Weg und sagte besorgnißvoll: „Reginald, du kommst allein, ohne meinen Vater? Sprich! Ist deine List mißglückt? sollen wir jezt mit der Gewalt der Waffen einbrechen in das Gefängniß?“

Eli sa war dem Geliebten gefolgt und harrete

ängstlich einer Antwort. Der Ritter von Belmore und seine Begleiter lockerten schon ihre Schwerter in den Scheiden, um dem alten Freunde mit Gefahr ihres Lebens beizustehn.

„Mort de ma vie!“ sprach da der vermeinte Spielmann, indem er den Junker von Menacoil in seine Arme schloß: „Du bist es, mein Sohn Dunkan, den ich liebe und segne, ob er gleich im Kleide eines spitzbübischen Rundkopfs vor mir steht! *Nous avons trompé l'ennemi!* Ich trage die Sackpfeife als Reginald Dirky, und der alte, treue Tollkopf ist d'rin zurückgeblieben, als Sir Walter von Menacoil. Er hat mir von dir erzählt, Dunkan, auch von dir, Belmore, und euch allen, meine lieben Freunde! *Vive le Roi!* ist unser Wahlspruch. Und nun vorwärts, hinauf in die Gebirge. Dort weist derjenige, der seiner treuen Cavaliere bedarf, dem wir angehören mit Blut und Leben. *En avant mes amis!*“

„Aber der arme Dirky!“ bemerkte Lady

Elisa. „Ihn wird die Bosheit unsrer Gegner treffen, an ihm wird man schwer unsre Flucht ahnden.“

„Der alte Bursche lachte, als ich ihm das sagte;“ antwortete Sir Walter. „Ob ich denn glaube, man werde einen Hasen für einen Löwen nehmen, meinte er; und ob ich ihm nicht zutraue, daß er den Gefängnißwärter, den er überlistet, als er bei nüchternem Verstande gewesen, nicht noch einmal anführen könne, jetzt, da sein Bißchen Verstand in den Schlingen des Whisky liege? Ma foi, ihr Herren, er trieb mich mit Gewalt fort, und daß ich sain et sauf hier vor euch stehe und übermorgen meinen Kopf nicht auf das Blutgerüst zu Verth tragen muß, habe ich ihm allein zu verdanken.“

Es war nicht Zeit, über diesen Gegenstand in weitere Erörterungen einzugehen. Schon dämmerte das Licht des aufsteigenden Mondes über die Berggipfel herein. Leicht konnte der presbyterianische Geistliche durch einen Zufall aus seinen Banden

erlöst werden und dann war nichts gewisser, als daß er durch Sturmläuten die ganze Gegend in Aufruhr versetzte, um der Beute, in deren Besitz er sich schon so sicher geglaubt, wieder habhaft zu werden. Im Stillen aber faßte Dunkan den festen Entschluß, den braven Reginald Dirky in keinem Falle der Willführ derjenigen, die seine gelungene List erbittern mußte, zu überlassen.

Schon lag das Städtchen hinter den rasch Fortschreitenden und bald sahen sie sich inmitten der Freundeschaar, welche die Geretteten mit lebhafter Freude begrüßte. Man wandte sich hinauf in die Berge. Was Dunkan noch von werthvollen Dingen auf Schloß Klenacoil vorgefunden, hatte er während seines Aufenthalts daselbst bereits in sichres Gewahrsam gebracht. Alle hatten jetzt nur ein Ziel, Alle leitete ein Gedanke: der, den königlichen Flüchtling aufzufinden, um ihm, wie es seine Entscheidung gebieten würde, ihre Dienste und ihr Leben zu widmen.

Man wählte aus Rücksicht für die junge Dame die bequemern Gebirgspfade, welche in weiteren Krümmungen in die höhern Gegenden führten. Noch eine Besorgniß beunruhigte Lady Elisa. Als sie und ihr Oheim von Erabdon und seine Bande nach Dunkeld eingebracht worden, hatte man ihre Dienerin Hannah von ihr getrennt, und sie wußte nicht, wohin das treue Mädchen, das weder Verwandte noch Freunde in dieser Gegend besaß, gekommen. Der presbyterianische Priester mochte die Nähe einer, ihrer Gebieterin so innig ergebenen Person, wie Hannah, seinen Absichten nicht günstig geglaubt haben. Die junge Lady aber empfand ihre Abwesenheit um so unangenehmer, da sie sich nur von Männern umgeben sah, da es ihr einleuchtete, wie wenig Hannah, bei ihrer gänzlichen Unkunde der weltlichen Verhältnisse, sich in ihr Schicksal zu finden wissen würde.

Indessen erreichte man einen Gebirgsvorsprung, der eine weite Aussicht auf das vom Monde beglänzte

niedre Land, nach der Seelüste hin, gestattete. Hier gönnte man sich einige Augenblicke Ruhe. Dunkan gab seinem Vater die Aufschlüsse, welche dieser noch wünschen konnte. Der Ritter von Belmore und mehrere seiner Freunde versammelten sich um Lady Elisa und brachten dieser die Huldigungen, welche ihnen die chevalereske Courtoisie der damaligen Zeit eingab. Da stiegen mit einem Male in weiter Entfernung, vom Meere her, mehrere Raketen und Leuchtkugeln in die Luft; gleich darauf schlug von einem der See nahegelegenen Berggipfel eine Feuerflamme empor, der in kurzer Zeit einige andre auf näher befindlichen Bergspitzen, in abgemessenen Entfernungen, folgten.

Das sind die französischen Schiffe!“ rief frohlockend Dunkan, indem er auf ein vorragendes Felsenstück sprang. „Unsre Freunde sind wachsam, ihre Feuer bringen uns die glückliche Kunde. Aber wo finden wir jetzt den König, wer führt uns zu

ihm, damit wir ihm den Weg der Rettung zeigen, der sich ihm eröffnet?"

„Ich bin der Mann!“ sagte eine rauhe Stimme, und Reginald Dirty trat aus dem Dickicht, eine weißgekleidete Frauengestalt an der Hand führend, in der Lady Elisa mit Freuden die vermißte Hannah erkannte.

Alle sahen mit Blicken des Erstaunens auf ihn. Der Ritter von Belmore zog ihn in den Kreis, und Sir Walter rief: „Mort de ma vie! Alter Reginald, du bist ein Hexenmeister. Sprich, welches Teufelchen bringt dich auf seinen Flügeln hierher in unsern Weg, wie ist es dir gelungen, das Whiskyfaß von Dunkeld noch einmal zu täuschen, und noch obendrein eine andre Kriegsgefangene in Freiheit zu setzen?“

Der Spielmann lachte dumpf in sich hinein, wie Jemand, der sich eines wohl gelungenen Schelmenstücks erfreut. Dann sagte er: „Ihr müßt mir schon verzeihen, edler Herr, daß ich auf Eure Recha-

nung ein wenig plump gelogen habe! Aber wie soll man sonst fertig werden mit einem presbyterianischen Schurken, wenn er selbst so albern und betrunken ist, wie mein alter Freund Tom? Ich setzte immer noch einige Hoffnung auf ein Restchen von Pflicht und Treue, das ihm aus der guten alten Zeit geblieben wäre; allein das puritanische Gesindel hat ihn ganz verwandelt und ihn zu einem Betbruder gemacht, der einen andern Gläubigen für eine Satansbrut hält. Keine von seinen alten Tugenden ist ihm treu geblieben, als die Liebhaberei am Whisky. Als er mich an Eurer Stelle fand, da konnte man von ihm sagen, wie es in einer alten Ballade heißt:

„Mac-Lenox wirft auf ihn den Blick,
Dann fährt er ganz entsetzt zurück,
Sinkt auf die Erde machtlos schier:
Du, Satansbrut, entleuch von mir!“

„Mit Euerem Verlaub, edler Herr, sagte ich ihm ganz trocken, daß, während ich zugegen gewesen, Euch der Teufel geholt und auch meinen Ana-

ben mit sich genommen habe, weil er wahrscheinlich in dessen Seele auch einige altgläubige Gesinnungen verspürt. Erst glockte er mich ganz dumm an, dann pflichtete er meiner Meinung bei, oder gab sich vielleicht auch nur den Schein es zu thun, indem er durch diese Aussage sich am besten vor den heuchlerischen Rundköpfen, die uns ja alle der Hölle heimgefallen meinen, zu rechtfertigen hoffte. Er war so erschrocken und betrunken zugleich, daß er sich nicht vom Boden, auf den er sich in der ersten Bestürzung niedergesetzt, erheben konnte, und nach wenigen Augenblicken in einen tiefen Schlaf versiel. Nun war ich Herr des Gefängnisses. Vor seinem Schlüsselbunde, von dessen Gewicht ich ihn erlöste, öffneten sich alle Thüren, und bei meinem Abmarsche hinderte mich Niemand, auch das arme Ding, die Hannah, die sie dem Trunkenbolde Tom einstweilen zur Aufsicht übergeben, mit mir hinwegzuführen. Auf Nichtwegen, die Niemand, als ich, vielleicht kennt, erreichte ich diese Stelle, und daß

ich meinen Weg hierher nahm, kann keinen verwundern, der weiß, daß meine Hütte nur wenige Schritte von hier gelegen ist. Und nun, Ihr wackern Cavalieri, frisch auf zur weitem Wanderung auf den höchsten Gebirgsgipfel! dort findet Ihr den, welchen Ihr sucht:

„Der Stuart Glanz, der Stuart Macht,
Es sollen ewig leben!
Und heller treten aus der Nacht,
So die Verräther wehen!“

Man verweilte nur eine kurze Zeit vor der Hütte des Sackpfeifers. Ein alter Lehnstuhl, den dieser herbeischaffte, wurde von vielen thätigen Händen rasch zu einer Tragbahre für Lady Elisa eingerichtet, und die Galanterie der Cavaliere duldete nun nicht länger, daß die junge Dame mit ihnen die Mühseligkeiten einer Fußwanderung theilte. Trotz aller Einwendungen sah sie sich genöthigt, diese Sänfte, welche so viele Bequemlichkeit, als die Umstände erlaubten, bot, zu besteigen, und ihre rit-

terlichen Begleiter wetteiferten nun um die Ehre, diese reizende Bürde weiterzubringen. So bewegte sich der Zug rasch und lebendig die Schluchten des Gebirges hinan, und als die Sonne ihre ersten wärmenden Strahlen aus Osten herübersandte, hatte man schon den höchsten Gipfel der Grampianberge, wo Karl Stuart bei der wunderlichen Märchenmutter weilte, im Auge.

Nach einer schlaflos hingebachten Nacht stand der königliche Flüchtling am offenen Fenster der Hütte, die ihm jezt zum bescheidenen Asyl diente. Nebelwölkchen, durch welche nur matt das erste Grauen der Morgendämmerung brach, umschwärmten den Berggipfel, und Karls Phantasie, durch die seltsamen Erzählungen seiner alten Wirthin gereizt, bildete aus ihnen allerlei abenteuerliche Gestalten, die ihm in dieser Einöde eine zerstreuende Beschäftigung gewährte. Nach Reginalds Entfernung

hatte es die Alte für ihre Pflicht angesehen, den königlichen Gast mit dem Besten, was sie wußte, zu unterhalten. Die wunderlichsten Märchen durchkreuzten sich mit den Sagen des Landes, und der Vortrag der Alten war dabei so lebendig und von einem so grauenhaften Eindruck, daß der ergriffene Zuhörer bald in allen Winkeln der dämmerigen Hütte Elfen, Kobolde und Wasserfeyen zu erblicken glaubte. Diese Erscheinungen hatten den König auf sein Lager verfolgt und seinen Schlaf benruhigt. Jetzt trug er sie auf äußere Dinge über, und würde dieses Spiel der Einbildungskraft vielleicht noch lange verfolgt haben, wenn er nicht den Schritt der Alten hinter sich vernommen hätte, die sich ihm näherte, um ihn zum Frühstück einzuladen.

Während Karl Stuart, schon längst an Beschränkungen aller Art gewöhnt, die mit Honig versüßte Habergrüße behaglich genoß, lauerte sich die Alte in einen Winkel, betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und hob in einem ernsten, bedeutungsvol-

len Tone an: „Wie Ihr hier sitzt und Euch die Gabe der Armuth gefallen laßt, so saß auch einst der reiche Erbe des Häuptlings von Clan Mount-Ross in der Hütte eines armen Köhlers, und frühstückte von seiner Grütze und seinem Honig. Es war ein kühner und heit'rer Jüngling, der schlankste Mac-Angus, und er dachte am Morgen nicht, daß ihn die Mitternacht würde todt und kalt finden am einsamen Hügel, den die Raben umflattern. Er sprach gütig und herablassend mit dem armen Köhler, und beschenkte dessen Kinder mit Psennigen, die damals noch hoch im Werthe standen. Der Köhler hatte ihn schon oft durch den Wald gehen sehen, und ahnete wohl, was ihn hinüberzog über die Berge in das Thal von Kirderry. Dort wohnte der Laird von Ellesmere mit seiner bildschönen Tochter Blandine. Niemand sah die junge Lady, ohne von ihren Reizen zur Bewunderung hingerissen zu werden, allein sie zeigte sich streng und blöde, und hatte schon, zum Verdrusse ihres Vaters, meh-

rere angesehene Freier zurückgewiesen. Die Liebe
 kann keinen Zwang ertragen, sie will frei wählen
 für das Leben und die Ewigkeit, und bleibt dann
 auch treu für hier und dort. Blandine hatte
 schon gewählt: Mac-Angus war der geheime
 Freund ihrer Seele. Aber wie still und verborgen
 mußte diese Liebe, die der Erbe von Mount-Ross
 erwiderte, nicht gepflegt werden! Schon seit Jahr-
 hunderten lebten die Häuptlinge von Mount-Ross
 in bitterer Feindschaft mit den Pairds von Elles-
 mere. Oft waren sie aufeinander getroffen mit
 den Waffen in der Hand, und das Blut der beiden
 Stämme war geflossen und forderte wieder auf zu
 neuer Blutrache. Der letzte aus den zwei Häusern,
 der eines gewaltsamen Todes gestorben, war der
 Vater des jetzigen Häuptlings von Mount-Ross
 gewesen. Man fand ihn erschlagen im Walde, und
 aller Verdacht der gewaltsamen That fiel auf den
 Paird von Ellesmere, den man als einen finstern,
 leidenschaftlichen Mann kannte. Seitdem waren

viele Jahre verflossen, und der Laird war ein sehr alter Mann geworden. Aber die Blutrache lag noch immer auf ihm, und wer den Vater des schlanken Mac-Angus kannte, der war auch überzeugt, daß der stolze, ehrgeizige Häuptling sie üben würde früh oder spät. Ihm war des Sohnes Reigung eben so unbewußt, wie dem Laird von Ellesmere die der Tochter. Wie schwer würde des Vaters Zorn die arme Blandine getroffen haben, wie würde zwischen dem Häuptlinge und seinem Sohne die Flamme der Zwietracht aufgeschlagen sein bei der geringsten Ahnung dieses still gepflegten Bundes! — Der schlanke Mac-Angus hatte sein Frühstück eingenommen, bewaffnete sich mit Pfeil und Bogen, und ging in den Wald. Ehe er den Köhler verließ, sagte er diesem, daß er vor-Abend noch einmal wiederkehren würde. Der Köhler sah ihm traurig und kopfschüttelnd nach; denn über dem Haupte des schlanken Jünglings schwebte eine Schaar Reiher, und bewegte sich nach der nämlichen Richtung hin, die er ein-

schlug. Im Walde begegnete Mac-Angus seinem Vater, der, den Wurffspieß in der Hand, mit finstern Blicke vor ihm stehen blieb. „Wohin, mein Sohn,“ sprach der Vater. „Was lockt dich so frühe schon in den Wald?“ — „Ich jage den Hirsch!“ erwiderte Mac-Angus. „Glück auf!“ versetzte noch finsterrer der Häuptling. „Meine Jagd geht höher. Ich will heute noch ein blutdürstiges Raubthier fällen.“ Aber der Häuptling war ein böser Mensch, der in seiner Jugend viel Uebelthaten vollbracht und unter andern auch ein junges Mädchen, Namens Lucia, aus einem edeln Hause verführt und betrogen hatte. Sie ward von ihren Eltern verstoßen und Niemand wußte, was aus ihr geworden. Lange Jahre nachher erschien in jenen Wäldern ein bejahrtes Weib in seltsamer Tracht, die bald in der ganzen Gegend als eine Prophetin und Zauberin galt. Als sie wandte sich der Häuptling, daß sie ihm rathe und beistehe zu der Blutrache, die er noch gegen den Païrd im Herzen trug. Von ihr kam er eben; sie

hatte ihm ihren Rath gegeben und endlich Zeit und Ort bestimmt, wann und wo die That am sichersten auszuführen sei. Der schlanke Mac-Angus schwärmte den ganzen Tag im Walde umher, aber er sah mehr von den Berggipfeln hinab in das Thal von Kirkderry, als er dem Wild im Dickicht aufauerte. Abends kehrte er in die Köhlerhütte zurück. „Gehe heim, du Erbe von Mount-Ross,“ sagte der Köhler zu ihm, als er, nach eingenommenem Mahl, seine Schritte wieder dem Walde zuwenkte, „diese Nacht ist dir nicht günstig, denn die Krähen sind mit dir ausgezogen und mit dir wiedergekommen!“ Er deutete zugleich in die Höhe, und Mac-Angus sah in der That den Schwarm der unheilverkündenden Vögel über seinem Haupte. Der Jüngling aber lachte und sprach: „Was kümmern mich die Krähen? Ihre Schnäbel können mich nicht verletzen und ihre Krallen nicht zerreißen!“ — „Wer weiß!“ erwiderte ahnungsvoll der Köhler, und sah dem Forteilenden traurig nach. Der junge Mann

eilte, wie von Flügeln getragen, hin über Berge und Hügel nach dem Thale von Kirderry. Bald glänzte ihm das Schloß des Lairds im Mondenlichte entgegen, bald hielt er in seiner Rechten die Hand der schönen Blandine, die ihn im vertrauten Erlengehölz erwartete. Die Stunden rauschten unbemerkt an ihnen vorüber, denn die Liebe zählt keine Zeit. Ein Gewitter stieg auf, Donner und Wetterleuchten erweckten sie aus alles vergessendem süßem Gespräch und mahnte sie an die Trennung. Sie schieden heute ängstlich und bekümmert, aber keins entdeckte dem andern, daß eine schwere Ahnung seine Brust drückte. Der schlanke Mac-Angus verbannte diese düstern Gedanken durch frohe Erinnerungen an seine Liebste. Rasch und kühn schritt er durch die Gewitternacht den Hügel hinan, über den sein Weg ihn in das Waldgebirg führte. Da zuckte ein mächtiger Blitz am Himmel und erleuchtete die weite Gegend umher, und erleuchtete den Jüngling, wie er, mit einem schwachen Todeklange, von einem menschenmörderi-

schen Wurfspeer gerade durch das Herz getroffen, zu Boden sank. Im Sterben noch vernahm er ein höhnisches Gelächter, das aus einem nahen Gebüsch erklang. Wenige Augenblicke später standen zwei finstre Gestalten neben dem Todten. Wieder zuckte ein Blitz am nächtlichen Himmel, und zeigte den alten Häuptling von Mount-Ross, der seinen Wurfspeer aus der Wunde des Getödteten zog, und ihm gegenüber das prophetische Waldweib, das ihm Anleitung zur Blutrache gegeben. „Weib,“ schrie, von wahnsinnigem Entsetzen ergriffen, der Häuptling, „das ist nicht mein Feind, der Laird von Ellesmere, das ist Mac-Angus, mein Sohn!“ — „Und ich bin Lucia, die du einst betrogen und dem Elende preisgegeben!“ rief im tollen Jubel das Weib. „Ahnest du nun Alles, weißt du nun, warum ich eine Prophetin und Zauberin geworden? Die Rache kann zögern, aber sie vergißt nie.“ Das Weib verschwand im Walde; noch lange ertönte ihr wildes Hohngelächter aus der Ferne. Als am andern

Morgen der Köhler aus dem Dickicht trat, sah er die wohlbekannten Krähen über dem Hügel schweben. Ahnungsvoll ging er näher. Da lag der schlanke Mac-Angus in seinem Blute und neben ihm sein Vater, den Wurfspieß so in der Brust, daß man sehen konnte, er habe sich selbst hineingestürzt. Beide wurden am Hügel begraben. Der ganze Clan trauerte über den Untergang der letzten Häuptlinge, und Miß Blandine von Ellemere verzehrte sich bald in tiefem Gram um den todtten Liebsten."

"Das ist eine traurige Geschichte, gute Alte!" sagte Karl Stuart. „Wir wollen hoffen, daß nicht auch auf unser Frühstück von Grüße und Honig ein so böser Tag folgt. Aber was ist das?“ rief er plötzlich aufspringend, und durch das Fenster schauend: „Getöse aus dem Thale herauf! Alles noch in Düst und Nebel verhüllt — vernehmt Ihr nichts, meine gütige Wirthin? Sollte uns irgend eine Gefahr bedrohen?“

Die Alte nahm, ohne ihren Platz zu verändern,

eine lauschende Stellung an. Dann lächelte sie und sprach: „Du hast nichts zu befürchten, König Karl! Wo Reginald Dirky's Sackpfeife erschallt, da naht kein Verrath. Ich unterscheide deutlich ihre Klänge, er bläst das Stuartlied:

Der Stuart Glanz, der Stuart Macht,
Sie sollen ewig leben!“

In diesem Augenblicke traten mehrere dunkle Gestalten aus dem Nebel. Trotz der Versicherung der Hüttenbewohnerin würde sich Karl Stuart bei der Erscheinung so vieler Bewaffneten, welche die äußern Zeichen des Puritanismus an sich trugen, beunruhigt gefühlt haben, wenn er nicht an ihrer Spitze, zu seiner Freude in völliger Freiheit, den wackern Laird von Klenacoil, mit frohem, strahlendem Angesichte, neben diesem auf der hochgetragenen Sänfte die reizende Lady Elisa, und, dem Zuge vorschreitend, in der That den treuergebenen Spielmann Reginald Dirky erblickt hätte. Als

nun aber die Gerannahenden, indem sie seiner wahrnahmen, die breitkrempigen Rundhüte von den Köpfen rissen und sie mit dem Jubelgeschrei: „Es lebe der König!“ in die Luft schwenkten, da erkannte Karl Stuart in ihnen lauter treue Anhänger, Cavaliere von bewährter Tapferkeit und unzweifelhaft guter Gesinnung, die ein gehässiges Kleid nur um einer edeln Absicht willen angelegt haben konnten.

Mit der Wandelbarkeit, welche seinen Charakter bezeichnete, gab sich Karl Stuart bei dem Anblicke dieser tapfern Schaar sogleich wieder den ausschweifendsten Hoffnungen hin. Seine lebhafteste Phantasie zeigte ihm im Fluge des Augenblickes Tausende, die sich diesen andern Mittern anschließen, das Heer Cromwell's vernichten und ihn auf den Thron seiner Väter zurückführen würden. Er eilte hinaus den Freunden entgegen. Jeden begrüßte er einzeln, Jedem hatte er etwas Wohlwollendes zu sagen. „Meinen Dank an euch,“ wandte er sich lächelnd zu Dunkan, indem er auf die junge Dame deutete,

„übertrage ich dieser reizenden Lady, von deren Munde er Euch leicht willkommener sein dürfte, als von dem meinigen.“ Elisa erröthete. Der alte Laird ahnete zum ersten Male Etwas von einem Einverständnisse zwischen seinem Sohne und seiner Nichte. Aber die Zeit drängte und die Cavaliere forderten den König auf, indem sie ihn von der Ankunft der französischen Schiffe benachrichtigten, sie hinab an die Küste zu begleiten, um für sein geheiligtes Leben, hoffentlich auf kurze Zeit nur, eine Zufluchtsstätte in einem fremden Lande zu suchen. Karl Stuart hörte sie unwillig an. Seine Züge verdüsterten sich, und mit einem Anfluge von Bitterkeit entgegnete er: „Ich hatte gehofft, in Schottland Freunde genug zu finden, um noch einmal mit den Rebellen das Glück der Waffen zu versuchen. Ich dachte immer, es sei besser glorreich unterzugehen, als verzagend zu entfliehen. Ich sehe ein, daß ich geirrt haben mag, daß ich dieser Hoffnung entsagen muß. Meine Cavaliere sind Leute von

Ehre, sie kennen die Lage der Umstände, was sie rathen, kann meiner königlichen Ehre nicht zum Nachtheile gereichen, und so mag denn geschehen, was die Nothwendigkeit des Augenblicks gebietet!“

Er schob der Märchenmutter, die in der Thüre ihrer Hütte stand, einige Goldstücke in die Rechte. „Es soll den Armen in den Bergen zum Frommen gereichen!“ sagte sie, indem sie einen traurigen Blick auf den König warf. „Gott behüte dich, König Karl! Eben war es mir, als sähe ich einen Märtyrerschein deine Stirne umleuchten.“

Niemand vernahm die letzten Worte der Alten. Verstummt hatte der König sich in seinen Mantel gehüllt und war rasch in das Thal hinabgeschritten, wohin der Zug ihm folgte. Reginald Dirty wollte aufs Neue das Stuartlied anheben, allein ein Wink des Monarchen gebot ihm Schweigen. Auch unter den Cavalieren herrschte eine ernste Stille; denn Viele von ihnen glaubten sich verkannt, ihren Muth bezweifelt, da sie doch mit so großen Auf-

opferungen, mit Gefahr ihres Lebens dem Könige den Weg zur Rettung, der ihnen einzig möglich schien, gebahnt hatten. Nur mit dem Laird von Menacoil begann nach einiger Zeit Karl Stuart ein freundliches Gespräch. Er hörte wohlwollend die Erzählung seiner Befreiung, er rief Reginald Dicky herbei und sagte zu diesem: „Wir werden nicht vergessen deiner dankbar zu gedenken, wenn wir dereinst wieder unser königliches Scepter ergriffen haben. Was du für uns selbst, was du für diesen, unsern edeln Freund, gethan hast, legt uns heilige Pflichten gegen dich auf.“

„Hätten wir ihn nur erst glücklich auf salzigem Wasser!“ sprach der Sackpfeifer in sich hinein. „Mich dünkt, ich höre in der Ferne schon die Sturmglocken von Dunkeld und von vielen andern Städtchen und Dörfern nach der Seelüste hin. Dort haben sie so gute Augen, wie wir, um das fremde Schiff und die Feuer auf den Bergen, die etwas Absonderliches bedeuten müssen, zu bemerken.“

Indessen senkte sich der Weg immer etwas steiler abwärts, und Lady Elisa gab nun durchaus nicht mehr zu, daß die Cavaliere sie weiter trugen. Wirklich hatte auch auf diesen steinigten Gebirgspfaden Jeder genug auf sich selbst zu achten, um keinen Fehltritt zu thun, um die mannichfachen Hindernisse, die sich entgegenstellten, zu überwinden. Ob die junge Dame in ihrem Begehren zugleich dem geheimen Wunsche ihres Herzens Genüge geleistet, in Dunkan's Nähe und von ihm unterstützt den Weg fortzusetzen, wollen wir nicht entscheiden, obgleich die Traulichkeit und Heiterkeit, mit der sie sich sogleich seiner Begleitung überließ, sehr für diese Vermuthung sprachen.

Es war gegen Mittag, als man sich im Schatten eines dunkeln Fichtengehölzes einige Ruhe erlaubte. Reginald Dirty, der hier überall gut bekannt war, sorgte für einige Erfrischungen aus einem nahegelegenen Bergdörfchen, welchen freilich das Bedürfniß der Wanderer die beste Würze beimischen

mußte. Die üble Laune des königlichen Flüchtlings schien verschwunden. Er scherzte über die seltsame Art von Hofhaltung, die er jetzt zu führen genöthigt; er verglich sie mit dem Hofe des alten Herzogs in Shakspeare's: Wie es Euch gefällt! er meinte, mit einem Blicke auf Elisa, daß es auch an einer muthigen Rosalinde und einem gewaltigen Orlando nicht fehle, diese zu beschützen. Auch die Cavaliere, durch das Beispiel des Königs belebt, stimmten in den heitern Ton der Unterhaltung ein, mancher kühne Streich, den sie unter der Puritanerlarve geübt, wurde erzählt; und man hätte in diesem fröhlichen Beisammensein aller drohenden Gefahren vergessen, wenn nicht der Sackpfeifer, der indessen einen benachbarten Hügel bestiegen, eilig mit der Nachricht zurückgekehrt wäre, daß im Niederlande Alles im Aufstande scheine, daß wiederum deutlich Glockengeläute von dorthier ertöne, und mächtige Staubwolken sich von mehreren Seiten her nach der Mündung des Tay bewegten. Man

sah ein, daß kein Augenblick zu verlieren sei, um den Strand, wo die befreundeten Fahrzeuge harrten, zu erreichen, bevor die Krieger des Convents den Weg dahin verlegt haben würden. Die Cavaliere steckten Tannenzweige auf ihre Hüte, um im Falle eines Zusammentreffens mit dem Feinde einander zu erkennen. Der König gab das Lösungswort: Karl Stuart und sein heiliges Recht!

„Elisa,“ sagte Dunkan, indem jetzt der Zug rasch der Meeresküste zuing, „es kann zu blutigen Ereignissen kommen, deren Ausgang zweifelhaft ist. Noch ist es Zeit, dich diesen Gefahren zu entziehen. Kehre um mit Hannah! Bei Reginald's Mutter findest du ein sicheres und ruhiges Versteck.“

„Ich verlasse Euch nicht!“ versetzte entschlossen die junge Dame. „Ich kann nicht mit Euch kämpfen, denn meiner schwachen Kräfte würde der Feind spotten, meine ohnmächtigen Versuche müßten Euch selbst thöricht erscheinen; aber meine Seele fühlt sich

stark genug, einer Gefahr, die Ihr kühn bekämpft, eben so kühn in's Auge zu schauen, nichts kann mich in dem Entschlusse wankend machen, Euch zu begleiten, wohin es auch sei."

Der Junker von Alenacoil kannte die feste Entschlossenheit der Lady Elisa hinlänglich, um einzusehen, daß jeder fernere Versuch, sie zur Rückkehr zu bewegen, vergeblich sein würde. Zwei schwere Sorgen lasteten jetzt auf ihm: die für die Rettung des Königs, die um den Schuß der Geliebten. Aber in dieser Bedrängniß wuchs sein Muth und erhob sich zu begeisterungsvoller Kühnheit. Er hatte das Unternehmen eingeleitet, ihm lag jetzt die Aufgabe ob, es glücklich zum Ende zu führen. In dem er die junge Dame der Fürsorge des Ritters von Belmore übergab, eilte er an die Spitze des Juges und ließ diesen bald hinter sich, um eine Anhöhe zu erreichen, von der er hoffte, die See erblicken zu können. Er hörte Schritte in seiner Nähe. Es war Reginald Dirky, der ihm folgte.

„Vier Augen sehen immer besser, als zwei,“ sagte der Sackpfeifer, „und ich fürchte, wir werden mehr zu sehen bekommen, als uns lieb ist. Das Rabengesindel der Conventanter sammelt sich, weil es einen Adler wittert, dem die Flügel gelähmt sind. Wahret nur Eure weiße Taube, die schöne junge Lady, wohl, denn ich wette d'rauf, der Habicht von Dunkeld, der heuchlerische Ananias Cradon, hat sich wieder losgemacht aus seinem Käfig und wagt Alles, um die süße Beute, die ihm so unerwartet entschlüpft, wieder zu erringen.“

„Das Meer, das Meer!“ rief in diesem Augenblicke freudig der Junker. „Aber ich sehe nur ein Segel,“ setzte er mißmuthig hinzu, „statt der Flottille, die man zu senden versprochen, einen elenden Schooner, den ein halbes Duzend wohlbemanneter Küstenboote zu überwältigen vermögen.“

„Glaubt das nicht!“ bemerkte kopfschüttelnd der Spielmann. „Diese kleinen, gewandten Burschen führen in der Regel einige Knallbüchsen an

Bord, mit denen sie schon unter einem enggeschlossenen Haufen von Conventantern gut aufzuräumen vermögen. Zu raschen Unternehmungen sind diese Dinge ganz geeignet. Ich kenne sie genau, denn ich habe in einer solchen Nußschale einmal eine Fahrt nach den Orkney-Inseln mitgemacht. Sie necken Euch die größten Kriegsschiffe, daß es eine Lust ist, setzen sich ihnen, ehe diese sich's versehen, auf die Nase und fliegen wieder davon, wie die Mücken. Wenn wir des Burschen bedürfen, wird er heranschweben, wie ein Pfeil vom Bogen, und wird's ihm zu heiß am Ufer, so schießt er in die hohe See, wie ein Bliß."

Die beiden Männer standen auf einer Anhöhe, welche die Spitze eines in die See hineinlaufenden Vorgebirges bildete. Am Fuße der Anhöhe zogen sich zu beiden Seiten Birkengehölze nach dem Strande hin, der nur auf einem schmalen, gegen sein Ende von zwei Felsenvänden zusammengedrängten Raum erreicht werden konnte. Hinter den Felsen traten

die Birkengehölze mehr in das innere Land zurück, das man von dem weit vorliegenden Standpunkte der zwei Männer nicht erblicken konnte. Doch hörte man noch immer aus jener Gegend herüber das Geläute der Sturmglocken, man vernahm einzelne dumpfe Kanonenschüsse, welche das Landvolk zu den Waffen riefen und entfernten Truppenabtheilungen zu Signalen dienen mochten.

Reginald Dirty berührte den Arm des jungen Mannes, der hinaus in die See starrte, und sprach: „Blickt zur Seite, edler Junker, denn unsre Feinde lauern nicht auf dem Wasser, sondern am Lande. Die Staubwolke, die dort über dem grünen Hügel am Birkengehölze aufsteigt, gefällt mir gar nicht. Sie ist drohend und dunkel, wie eine puritanische Kriegslift. Diejenigen, die sie verursachen, singen gewiß kein frisches, heitres Lied zur Ehre der Stuart's, sondern irgend eine näselnde Weise vom Antichrist und den Söhnen Beelzebub!“

„Du kannst Recht haben, Alter!“ entgegnete

Dunkan. „Um so mehr müssen wir eilen, um so mehr erhöht jeder Verzug die Gefahr für den König.“

Mit Hülfe einiger Freunde, die indessen herangekommen, steckte der junge Mann rasch einige zusammengeraffte Reisigbündel in Brand, deren Flamme und Rauch sich in wenigen Augenblicken zum Himmel erhob. Auf dem Schiff wurde das Signal bemerkt. Der Schooner steckte alle Segel auf und näherte sich, von einem frischen Seewinde begünstigt, dem Ufer.

Die Züge des Königs verfinsterten sich auf's Neue, als er diese Anstalten, welche seine Entfernung aus dem Vaterlande bezweckten, gewahrte. Er biß sich in die Lippen, aber er sagte nichts. Einige Augenblicke verweilte er auf der Anhöhe, und sah, wie zum Abscheide, nach den Berggipfeln zurück, hinab in die Ebene, so viel ihm die vortretenden Hügel das gestatteten. Dann folgte er, von seinen treuen Cavalieren umgeben, mit raschen Schritten der Vorhut nach, die indessen der Laird von Kle-

nacoil und sein Sohn mit einigen andern Rittern zu bilden für nothwendig erachtet hatten. Lady Elisa wich nicht von Dunkan's Seite und die jagende Dienerin, Hannah, gesellte ihre Schritte denen der rasch forteilenden Gebieterin. Auch Reginald Dirky suchte, wie es schien, von einer besondern Veranlassung bewogen, die Nähe des Lairds. Mehreremale öffnete er den Mund zum Sprechen, allein eine seltsame Schen mochte sich dann seiner immer wieder bemächtigen und ihn abhalten, seinen Gedanken Worte zu geben. Endlich gelang es ihm, dieses Gefühl einigermaßen Herr zu werden und mit gepreßter Stimme hob er an: „Ich habe Euch viele Jahre lang' meine besten Stückchen vorgepiffen, edler Ritter, und Ihr habt den armen Spielmann nie hungrig und durstig, nie ohne eine reiche Gabe aus Eurer Halle scheiden lassen. Das wird nun bald Alles vorüber seyn, wie ein schöner Traum, und von dem großmüthigen Laird von Menacoil, von den guten Tagen in seinem Schlosse

bleibt mir nichts, als eine freudige Erinnerung, die mir heilig sein soll bis zum letzten Athemzuge.“

„Ils sont passé les jours de fête!“ erwiderte Sir Walter. „Warum sollten wir nicht auch frohen Tagen im heitern Frankreich entgegen sehn? *Mort de ma vie!* Ich kann dir sagen, alter Reginald, ich habe dort eine glückliche Jugendzeit verlebt. Es gibt auch dort gastliche Schlösser loyaler Cavaliere, und der Wein, der drüben wächst, macht den besten Whisky aus den Hochlanden zu Schanden.“

„Ich verlasse diese Küste nicht;“ versetzte kopfschüttelnd und wehmüthig der Sackpfeifer. „Oben in den Gebirgen wohnt eine alte Frau, die es mir nie verzeihen würde, wenn ich meine Gebeine unter anderer, als unter schottischer Erde begraben lassen wollte. Diese Berge haben mich als Kind, als Jüngling, als Mann gesehn. Hier sind meine Väter heimisch, hier finden sie einen fröhlichen Wiederklang in den Herzen der Bergbewohner; drüben in Frankreich würde man meine Sackpfeife verachten,

belächeln und nicht verstehen. Wie könnte Reginald Dirky leben, ohne sein Lied zu pfeifen aus der guten alten Zeit, ohne sich seines belebenden Eindrucks auf Andre zu erfreuen, welche die Stuarts im Herzen tragen, wie er; deren Augen blitzen, wenn sie die alten Weisen von Robert Bruce, von den Campbell's, von den Donald's hören. Lebt wohl, edler Herr! Tausend Dank für tausend Wohlthaten, die Ihr mir erzeigt! Sagt dem Könige, daß Reginald Dirky täglich für seine Rückkehr beten werde, daß er wohl bessere, aber keinen getreuern Unterthan habe, als den Sackpfeifer von Klenacoil. Mein letztes Lied soll Euch auf das Schiff begleiten, durch die Brandung hindurch wird wohl mancher Ton an Euer Herz treffen, wie eine Abschiedsklage Eures Vaterlandes?"

„Ich will dir nicht zureden, alter Freund,“ sagte gerührt der Laird von Klenacoil, „denn wenn ich behaupten wollte, daß sie in Frankreich die Sackpfeife nach Verdienst zu schätzen verstünden,

so müßte ich lügen. Aber ein Andenken mußt du von mir zurückbehalten, ein Andenken an die Stunde, wo mich — eine Thräne trat in sein Auge — wo mich,“ fuhr er unwillig auf seine Schwäche und sich ermannend fort — „aus dem Gefängnisse zu Dunkel-
feld der Teufel holte. Mort do ma vie! das ist ein Stückchen, das ich dir nimmer vergesse. Sieh’ diesen Ring, alter Reginald! Er ist nicht viel werth, allein ich habe ihn von meiner Mutter; trage ihn zu meinem Gedächtniß, erinnere dich dabei des Mannes, der ohne dich sein Haupt auf den Richt-
block hätte legen müssen!“

„Meines Wohltäters kann ich nie vergessen!“ entgegnete Dirty, indem er mit der Hand über die Augen fuhr. „Der Ring wird mich an diese traurige Stunde mahnen, und soll einst mit mir begraben werden.“

Die kleine Schaar, welche die Vorhut bildete, hatte indessen das Ufer erreicht. Hier lag schon ein Boot des Schooners bereit, die Flüchtlinge aufzuneh-

men. Das Schiff selbst krenzte vor der schmalen Bucht und näherte sich, so viel es die Untiefen erlaubten. Mit wenigen Worten verabschiedete sich der Spielmann von Lady Elisa und Dunkan, warf noch einen Blick der Wehmuth nach dem Könige zurück und eilte dann mit fliegenden Schritten den Felsen hinan, von dem er den Lauf des Schiffes bis zu seinem letzten Verschwinden am Horizonte zu beobachten gedachte.

Noch lag ein bedeutender Raum zwischen den Cavalieren, welche Karl Stuart umgaben, und der Stelle am Ufer, wo das Boot seiner harrte, als plötzlich aus dem Birkenwäldchen zur Linken eine Musketensalve ertönte, deren Schüsse theils auf die Vorhut am Ufer, zum größern Theile aber auf den König und seine Begleiter gerichtet waren. Ehe die Angegriffenen zur Besinnung kommen konnten, drang unter dem wilden Rufe: Schwert des Herrn und Sideon! aus dem Wäldchen ein dunkler Haufe von Conventantern hervor, dessen Uebermacht sich

sogleich zwischen Karl Stuart und die hart an das Ufer gedrückte Vorhut warf.

„Das ist der presbyterianische Bluthund von Dunkeld!“ rief Sir Walter, indem er hastig nach Schwert und Pistole griff. „Mort de ma vie! Ich will ihn abfangen, wie einen tollen Hund, ich will ihn lehren, an seinem Könige zum Frevler, an dem Sohne seines Wohlthäters zum Mörder zu werden.“

Erbleichend sah Lady Elisa auf. Das entstellte, blutgierige Antlitz des Ananias Craddon, der mit hochgeschwungenem Degen und unter dem wiederholten Rufe: Schwert des Herrn und Gideon! an der Spitze einer zahlreichen Schaar von Conventantern heranstürmte, grinzte sie an. Von Abscheu und weiblichem Zagen ergriffen, schwankte sie, auf Hannah gestützt, in das Boot, während die Cavaliere sich kühn den Andringenden entgegenwarfen.

Da erschallte Reginalds Sackpfeife ermutigend vom Felsen herab. Das Stuartlied begeisterte die Ritter zum verwegenssten Widerstande.

Aber die Uebermacht verhinderte den König, sich mit seinen Freunden bis zum Ufer durchzuschlagen, so wie sie jeden Versuch Dunkans und der Seinigen, sich mit den Zurückgebliebenen zu vereinigen, vereitelte. Immer neue Massen von Conventen drangen aus dem Birkengehölz hervor, der Tapfern an Karl Stuarts Seite wurden immer weniger, und die verzweiflungsvoll kämpfende Vorhut sah sich näher und näher nach dem Ufer gedrängt. Karl Stuart und sein heiliges Recht! ertönte es hier: Schwert des Herrn und Gideon! dort. Dem Laird von Klenacoil gelang es, den kühnen Priester von Dunkeld zu erreichen.

„Stirb, verrätherischer Bube! *Traître sans loi et sans loi!*“ rief er, und schon holte sein Schwert zum tödtlichen Stöße aus. Aber in diesem Augenblicke glitt sein Fuß im losen Ufersande; er strauchelte und würde das Opfer seiner Tapferkeit geworden sein, wenn nicht, ehe Eraddon's Schwert auf das Haupt des verhassten Gegners niedersiel, der Ritter von Belmore, der an Sir Walter's

Seite kämpfte, mit einem mächtigen Streiche den Kopf des Priesters bis zur Brust gespalten hätte. Ohne einen Laut stürzte er sterbend zu Boden, die letzten Blicke des brechenden Auges auf Lady Elisa richtend.

Der Muth der Conventanten wurde durch den Fall ihres Anführers nicht gelähmt. Sie hörten das Siegesgeschrei der Freunde in ihrem Rücken, sie sahen, wie der König, weichend der immer wachsenden Uebermacht, sich mit seinen Begleitern in das höhere Gebirg zurückzog. Dunkan mußte das lange vorbereitete Unternehmen, von dem er so Vieles gehofft hatte, verloren geben. Bald sah er sich mit seinem Vater und den wenigen Cavalieren, die ihm noch zur Seite standen, in das Boot gedrängt. In diesem Augenblicke ertönten von dem Schooner, dessen Theilnahme an dem Gefechte ebensowohl den Freunden, wie den Feinden, verderblich hätte sein können, wenn er sich nicht absichtlich unthätig verhalten, in rascher Folge drei Kanonenschüsse: ein Zeichen, welches die Mannschaft des Boats von einer auf dem Meere drohenden Gefahr benachrichtigte und

sie an sein Bord zurückrief. Rasch stießen die Anderen vom Lande ab in die schäumende Brandung, keine Aufforderung der Cavaliere konnte sie zur Rückkehr bewegen. Einige Musketenkugeln, welche die Conventanten nachsandten, schlugen unschädlich zur Seite in die Wellen. Sir Walter breitete die Arme nach dem Lande hin, wo sein König zurückgeblieben, Dunkan setzte sich in düsterer Ergebung an Elissa's Seite nieder. Erst am Rande des Schooners erhob er wieder die Blicke. Eben schwebten um das nahe Vorgebirge zwei englische Schiffe von ansehnlicher Größe heran. Noch drangen einzelne Klänge von Reginalds Sackpfeife durch das Getöse der brandenden Wogen. Der Schooner setzte alle Segel bei. Der Wind hatte sich zu seinen Gunsten gedreht. In kurzer Zeit ließ er die feindlichen Schiffe weit hinter sich, und richtete seinen Lauf nach Frankreichs friedlicher Küste.

Dem Freunde der Geschichte ist es bekannt, wie die Schotten den unglücklichen Karl Stuart den

Engländern gegen eine Summe von 800,000 Pfund Sterling auslieferten, wie dieser eine schmäbliche Gefangenschaft erduldet, und endlich, von Cromwell's unverföhllichem Hasse verfolgt, sein Haupt auf das Blutgerüst legen mußte. Erst zehn Jahre später versöhnte sich das Schicksal, freilich auch nur vorübergehend, wieder mit den unglücklichen Stuarts. Karl der Zweite, der Sohn des hingerichteten Königs, wurde durch den Gesamtwillen der Nation auf den englischen Thron berufen. Cromwell war todt, alle Parteien sehnten sich nach Ruhe.

Mit vielen andern Anhängern des Hauses Stuart kehrte auch der edle Laird von Glenacoil zu dem Sitze seiner Väter zurück. Das glücklichste Band hatte indessen Duncan mit Lady Elisa vereinigt, blühende Entel waren die Freude Sir Walter's und erheiterten seine alten Tage. Oft gedachte man im häuslichen Kreise des Sackpfeifers Reginald Dicky, von dem man vergebens eine Kunde zu erhalten gesucht hatte. Da erklang eines Abends im Schlosshofe

unerwartet eine Sackpfeife in der Weise des allbekannten Liedes:

„Ich lebe mir die Cavaliere,
Bei'm Mahle froh und froh zu Ros.
Sie ritten jubelnd zum Turniere
Und Freude wohnt auf ihrem Schloß.“

„Mort do ma vie!“ rief froh der alte Laird:
„Das ist Reginald Dirty und kein Anderer.
Bringt ihn herauf! Er soll an meinem Tische sitzen,
er soll bei mir leben und mir die guten alten Lieder
vorpfeifen, bis ihm der Tod den Mund verschließt.“

Und er war es. Tief gebeugt von Alter und Mühseligkeiten trat er vor die wohlwollenden Freunde. Blindheit hatte ihn getroffen vor mehreren Jahren, und er trug ruhig dieses Geschick, indem er es als eine gerechte Strafe für das frevelhafte Gaukelspiel, das er früher getrieben, betrachtete. Selbst in der tiefsten Noth war von ihm der Ring, den Sir Walter ihm in der Schiedsstunde gegeben, getreulich bewahrt worden. Jetzt kam er aus dem hohen Norden herab, wohin er sich vor den Puritanern

geflüchtet. Seine Mutter war längst gestorben; er stand ganz einsam in der Welt. Müde und lebenssatt hatte er sich über die Gebirge hergeschleppt in das Thal seiner Heimath, um die alten Freunde, von deren Rückkehr man ihm gesprochen, vor seinem Tode noch einmal zu begrüßen. Sein Stündlein war gekommen, sein letztes Lied hatte getönt. Indem er dem Laird den treu bewahrten Ring vorzeigte, indem er die Hand seines Wohlthäters an die weißen Lippen führte, erlagen seine wenigen Kräfte dem Sturme der Gefühle, der sich in ihm erhob.

„Der Stuart Glanz, der Stuart Nacht
Sie sollen ewig leben.“

lallte seine erlahmende Zunge. Dann brach er zusammen und verschied in den Armen des Mannes, den er einst vom Tode durch Henkers Hand gerettet. Noch lange, nachdem auch Sir Walter, Duncan und die schöne Eliza in die Gruft ihrer Vorfahren heimgegangen, wurde das Andenken des treuen Sackpfeifers von ihren späten Enkeln geehrt.

Die zwei Freunde.



Es war ein reizender Sommerabend. Eine kühle, erfrischende Luft strömte von den Gebirgen, welche den nordwestlichen Horizont begränzten, herüber, melodisch rauschten die Wellen des Tigris am dämmernden Gestade hin, und in allen Straßen Bagdad's regte sich frohes, geselliges Leben, Musik tönte aus den Gärten, lauter Scherz und Gelächter aus den zahlreichen Kaffeehäusern und Sorbetbuden am Ufer des schönen Stromes. Noch war die Sonne nicht untergegangen. Sie weilte am Saume der Berge, sie schien ungern von dem anmuthigen Thale mit der glänzenden Stadt und dem herrlichen Strome zu scheiden. Ihr Strahl spielte mit den Wegen der Rosenfelder, welche sich längs der Mauern der Stadt hinzogen, er spiegelte sich in den Gärten der Springbrunnen auf den öffentlichen Plätzen, er stahl sich, wie zum Abschiedsgrusse, unter die bunten Zelt-

tücher, die auf den Plattformen der anschaulicheren Gebäude heitere Gruppen von Männern und Frauen, welche die Anmuth des Abends heraufgelockt hatte, bargen. Auch hier, wie in den Kaffeehäusern und Gerbestuden, war der Meddab oder Märchenzähler der Hauptgegenstand der Aufmerksamkeit, und je nachdem seine Erzählungen mehr oder minder die Theilnahme der Zuhörer fesselten, fiel auch die Belohnung aus, die er am Schluß seiner Bemühungen zu erwarten hatte.

Auf dem Dache eines großen, palastartigen Gebäudes breitete sich ein weites Zelt von himmelblauer Seide, mit Silberschmelz reich geziert, aus. Seine Vorhänge waren nur nach der Seite des Flusses, an dessen Ufer sich der anschauliche Ban erhob, zurückgeschlagen. Hier saß Achmed, einer der reichsten Kaufleute von Bagdad, der, nach der Sage des Volks, vom Allah so sehr mit Reichthümern gesegnet worden, daß er dreißig Tage und Nächte bedürfte, um seine Schätze zu zählen, daß seine Caravannen

alle Straßen bedeckten, daß seine Kamele immer zugleich in der heiligen Stadt Mecca, in dem gesegneten Stambul, in dem reichen Kairo, an den Cisternen der Wüste tranken. Neben ihm befand sich die geliebteste seiner Slavinnen oder vielmehr die einzige, für die er Liebe empfand. Sie nannte sich Gulnare und war in Damascus, in der Stadt der Rosen, wie sie die Kinder des Orients bezeichnungsvoll nennen, geboren. Achmed hatte sie nicht gekauft. Ihr Vater war ein Kaufmann in Damascus gewesen, den Achmed zum Oestern durch Darleihen an Waaren und Geld unterstützt. In ihrem vierzehnten Jahre, in dem Alter, wo im Orient die jungfräuliche Blüthe sich reizend entfaltet, wurde sie eine Waise. Auf dem Sterbebette gab ihr der Vater, der in Armuthe verschied, einen Brief an den reichen Handelsfreund Achmed, in dessen Edelmuth er das Vertrauen setzte, er werde die Waise nicht von der Schwelle seines Hauses zurückstoßen. Mit einer Caravane Achmed's

gelangte Gulnare glücklich von Damaskus nach Bagdad. Ihre Schönheit, ihre Unschuld machten gleich bei ihrer ersten Erscheinung einen tiefen Eindruck auf Achmed. Dieser wurde zu einer innigen Neigung, als er das Mädchen näher kennen lernte, als er die Sanftmuth ihres Charakters, so manches erfreuliche Talent, das die Frauen des Orients ausbilden, bewundern mußte. Sie hatte sich ihm als Sclavin hingegeben, sie konnte nach der Landesitte nur in dieser Bedeutung ihren Aufenthalt bei ihm nehmen. Achmed aber behandelte sie bald wie die Herrin des Hauses; die übrigen Sclavinnen waren ihr unterthan, er selbst suchte ihre Gunst durch tausend Gefälligkeiten, durch tausend Aeußerungen seiner Zärtlichkeit zu gewinnen. Sie nahm diese mit der aufmerksamen Demuth, welche die orientalischen Frauen den Männern zu erweisen gewohnt sind, an, und Achmed, der lieben wollte, um geliebt zu sein, glaubte am Ziele seiner Wünsche zu stehen.

In diesem Verhältnisse fand der reizende Abend,

den wir oben schilderten, das junge Paar unter dem azurnen Zeltdache, wo es der entzückendsten Aussicht auf den Tigris, auf die blumenreichen Umgebungen und die fernern blauen Berge genoß. Achmed hatte den Meddah verabschiedet, im Hintergrunde des Zeltes harrte bescheiden eine Anzahl von Sclavinnen seiner Wink, und Gulnare, nur den Blicken des befreundeten Nachbarn ausgesetzt, legte den Schleier zurück, um die glühende Wange der erquickenden Abendluft preiszugeben. Der junge Kaufmann sah wonngetrunken in das schöne Angesicht, dessen Anblick sich ihm jetzt unverhüllt bot; neben dem Ausdrücke der Befriedigung, der sich in seinen Zügen zeigte, trat aber auch ein andres fremdartiges Gefühl hervor, das einem gleich wichtigen, gleich werthgehaltenen Gegenstande gelten mochte.

„Stern meines Lebens,“ hob nach einem kurzen Schweigen Achmed an, „der Abend neigt sich und noch sind die Hoffnungen, noch ist die Sehnsucht nicht erfüllt, die mich an diese Stelle, wo der

Hafen, wo die Umgebungen von Bagdad frei vor unserm Blicke liegen, geführt hat. Sollte Hussein sich in der Berechnung seiner Reise getäuscht, oder sollte gar irgend ein unseliges Hinderniß, ein Unglück vielleicht sich ihm in den Weg gestellt haben? Allah beschütze ihn!“

Sein Blick flog besorgt den Tigris hinauf, dann nach der Landstraße hin, auf welcher die Caravannen aus der großen und reichen Stadt Kairo anzulangen pflegten.

„Eben erst, Herr meines Schicksals,“ erwiderte indessen Gulnare, „verschwindet die Sonne hinter den fernen Bergen. Ehe der letzte Augenblick des Tages nicht heimgegangen ist, urtheile nicht über seine Gaben: sagt der Spruch eines alten Märchens.“

„Du hast Recht, Rose von Damaskus!“ versetzte mit einem gärtlichen Blicke der junge Mann. „Meine Sehnsucht reißt mich hin, meine Wünsche verführen mich. Dieser Hussein, den mein Auge noch nie gesehen, hat durch sein redliches Handeln,

durch die edeln Gesinnungen, welche seine Briefe enthalten, meine ganze Freundschaft gewonnen. Schon unsere Väter standen miteinander in kaufmännischen Verbindungen. Als sie starben, erbte dieses Verhältniß auf die Söhne fort, die sich seiner erfreuten, da sie Einer in dem Andern gleiche Gefühle, gleiche Denkungsart erkannten. Bald theilten wir uns alle Ereignisse des Lebens, alle kleinen und großen Sorgen, alle kleinen und großen Freuden mit. Wenn ich dann einen Brief von Hussein empfing, in welchem sich seine Mitempfindung ausdrückte, dann verlor die Sorge ihr Bitteres, dann wurde die Freude reiner und bedeutungsvoller. Ich hatte mich endlich zu der weiten Reise nach Kahiro entschlossen, ich wollte denjenigen, der mir durch seine Briefe theuer geworden, von Angesicht zu Angesicht sehen, ich konnte mich nicht mehr mit dem bloßen Schattenbilde, das meine Seele von ihm entwarf, begnügen. Da erschienest du in meinem Hause, Gulnare. Da war mir plötzlich die Fessel übergeworfen, die mich zurück-

hielt, wie sehr mich auch die Sehnsucht der Freundschaft nach Kairo drängte. Aber Hussein, in Allem meine Gefühle theilend, hatte während dieser Zeit den nämlichen Entschluß gefaßt, wie ich. Er wollte mich in Bagdad besuchen, er schrieb mir, daß er mit der nächsten Caravane diese Reise antreten werde. Der edle Freund! Aus der Fülle seiner Reichthümer, aus dem Frieden seines Hauses ist er in die Wüste getreten, wo Entbehrungen und Gefahren aller Art auf ihn lauern. Seine Freundschaft bietet den Thieren der Wildniß, ihren Räubern, ihrer tödtlichen Sonnengluth muthig Troß. Heute durfte ich ihn erwarten, heute ist endlich der Tag erschienen, dessen Abend ihn in Bagdad begrüßen sollte, und der Abend ist da, aber der Freund —“

Bei diesen Worten wurde Achmed's Rede von einer rauschenden, frohen Musik unterbrochen, die vom Tigris heraufschallte. Frohe Ahnung belebte den jungen Mann. Er ergriff Gulnare's Hand und zog sie zum Balcon des Hauses. Da sah er

seine eigene Barke, die er Hussein entgegengefandt, den Strom hinabschwimmen, da stand an der Seite des mit dem ehrenvollen Empfange beauftragten Leibslaven Selim ein junger Mann in glänzender, prachtvoller Kleidung, schlank gewachsen, wie die Feder des Gebirgs, das schöne Antlitz edel emporgerichtet, den flammenden Blick nach der Stelle, wo Achmed und Gulnare standen, erhebend. Seine Hand deutete fragend hierher und Selim schien mit demüthiger Gebehrde zu bejahen. Das war Hussein. Diese Ueberzeugung drang freudig in Achmeds Seele, denn das Bild, das er sich von dem Freunde entworfen, hatte ihn nicht getäuscht. Ja, die Wirklichkeit übertraf es, sie stellte es edler, verklärter hin, als es die Einbildungskraft geschaffen!

Gulnare hatte nur einen Blick hinabgeworfen. Dann war sie, tief erröthend, rasch zurückgetreten, ließ den Schleier über ihr Angesicht niederfallen und zog sich unter das Zeltdach, zu den dort harrenden Sclavinnen zurück. Im Fluge eilte indessen Ach-

med die Treppen und Gänge des Hauses hinab, um den erschuten Gastfreund zu begrüßen. Er trat ihm entgegen, als er an das Land stieg; er hieß ihn mit tausend freudigen Ausrufungen, mit den heiligsten Segenswünschen des Corans willkommen, die aber Hussein, der sich in sichtlichcr Verlegenheit befand, nur larg erwiederte.

Sie befanden sich in der offenen Halle des Hauses, deren Wände mit Blumen, zwischen denen Wasserstrahlen plätscherten, geschmückt waren, deren Boden kostbare Seidenteppiche bedeckten. Von hier führten Marmorstufen an's Ufer des Tigris hinab, wo die Parke unter Gesang und Lautenspiel der begleitenden Sclavinnen angelegt hatte. Um die Oeffnung in der gewölbten Kuppel der Halle schlang sich in goldnen Schriftzeichen der Spruch des Coran: „Mit mir ist weder ein Heer, noch irgend Jemand der mir hilft; nur allein Allah, mein Herr und mein Schöpfer. Ihm sei Preis!“

Hundert Sclaven waren bereit, den Gastfreund

zu bedienen, eben so viele Sclavinnen lauerten auf den Wink Achmed's, ob sie den Gesang zu Hussein's Preis erneuern, ob sie ihn durch künstlich verschlungene Tänze ergöhen sollten. Achmed aber, der in Hussein's stillem Benehmen die Folgen der erlittenen Reisebeschwerden zu erkennen glaubte, führte den Freund in das Innere des Hauses, wo in einer kühlen Marmorballe ein köstlich duftendes Bad seiner harrete.

„Allah segne deinen Eintritt!“ sprach er, als er den Freund verließ. „Du bist der Gebieter meines Hauses, dein Wort legt Alles, was ich besitze, zu deinen Füßen, dein Odem belebt, dein Wink beherrscht mich. Unsere Väter haben den Bund gegründet, der uns zusammenführt. Das Erbe unsrer Väter sei uns heilig. Inschalla! Gott will's!“

Achmed begab sich zu Gulnaren, um ihr die Freude mitzutheilen, die er über die Ankunft Hussein's empfand. Er konnte nicht müde werden, die Vorzüge des Freundes, welche er während

der kurzen persönlichen Bekanntschaft entdeckt, zu rühmen. Seine Gestalt verglich er der schlanken Dattelpalme in dem gesegneten Thale des Nil's, sein Antlitz den Lilien- und Rosenfeldern am Tigris, sein Auge dem Sonnenstrahl, seine Stimme dem Laute der Nachtigall, von der die persischen Dichter singen, seine Stirn erhob er zum Throne der Weisheit. Er bemerkte nicht, daß Gulnare während dieser Lobsprüche, die er dem Freunde ertheilte, die Blicke verlegen zu Boden schlug, daß sie öfters die Farbe wechselte, daß sie den Blumenstrauß, an dem sie knüpfte, nicht zu Ende bringen konnte und endlich die widerwilligen Blumen unnuthig am Boden verstreute. Als Achmed sich von ihr trennte, bat er sie, Abends mit den Slavinnen in der Gasthalle zu erscheinen und Husseln durch den Zauber ihres Gesanges und ihres Lautenspiels zu entzücken. Mit tiefgebeugtem Haupte, mit über die Brust verschränkten Armen trat sie einige Schritte zurück und sprach:

„Du hast mich erkoren, o Herr, dein Leben mit der Blume der Liebe und der Perle der Treue zu schmücken. Drum wolle nicht, daß des Fremden Auge mich treffe, daß ich ihm die Opfer spende, die allein dir gebühren! Es gibt eine Pflanze, deren Blüthen sich scheu zurückziehn, wenn die Hand des Menschen sie berühren will. Also, Herr meines Lebens, kann es mit der zarten Pflanze der Liebe sein und der Blick des Fremden kann sie ersterben machen.“

Achmed entgegnete nichts auf diese Entschuldigung. In Gulnare's Worten lag ein Nachdruck und eine Bedeutung, die ihn in tiefes Sinnen versetzten. Mit gefurchter Stirn verließ er das Frauengemach; als er jedoch in die Speisehalle trat und dort seinen Freund Hussein im leichten, aber kostbaren Hauskleide erblickte, das ihm andeutete, er fühle sich bei ihm wohl und heimisch, da wich auch die leiseste Spur von Ernst aus seinem Angesichte und mit vollkommener Heiterkeit, eine freundliche

Nede auf der Lippe, nahm er dem Gaste gegenüber seinen Platz ein.

Nichts was bei solchen Gelegenheiten dem Gaumen zu schmeicheln und das Gemüth zu erheitern vermag, fehlte dem Mahle. Dort glänzten silberne Gefäße mit den feinsten Confituren, überzuckerten Rosen und Lilien, in ihrer natürlichen Gestalt — dort andre mit den seltensten Früchten, dort feines Porzellangeschirr mit köstlich zubereiteten Gerichten, mit dem Rebhuhn der Wüste, mit Fischen des Tigris, mit zarten Gemüsen, welche die Kunst der orientalischen Gärtner dem sandigen Boden abzurufen versteht; dort zwischen den zwei kühlenden Springbrunnen im Hintergrunde erhob sich amphitheatralisch ein goldglänzendes Gerüst mit Kristallgefäßen, deren Inhalt aus Sorbeten der verschiedensten Art und von allen Farben bestand. Reizende Slavinnen bedienten die zwei Freunde, Musikchöre tönnten aus versteckten Gemächern und in den Pausen unterhielt die Speisenden der Meddah mit der

Erzählung der wunderbarsten Märchen und Abenteuer. Achmed bot Alles auf, um das Wohlwollen, welches er gegen seinen Gast empfand, zu äußern und dennoch wollte ein trübes Wölkchen, das schon seit seinem Eintritte in des freundlichen Wirtes Haus auf Hussain's Stirn lag, nicht verschwinden.

Der Meddah entfernte sich und man gab sich nun einem Genuße hin, den zwar das Gesetz Mohammed's verbietet, den aber in unsern aufgeklärten Tagen, wo so manche Sitte des Abendlandes im Oriente heimisch geworden, sich bei einer gastlichen Gelegenheit der reiche Muselman nicht leicht versagt. Griechische und fränkische Weine wurden aufgetragen, die schönste der Sclavinnen kredenzte dem Gaste den goldenen Becher. Er sah sie an und empfing ihn mit einem Seufzer, den er nicht unterdrücken konnte, aus ihrer Hand. Kläuschender tönte jetzt die verborgene Musik, die Sclavinnen ordneten sich und ihre Reihen verschlangen sich zu anmuthigen

Tänzen. Achmed hoffte den Freund, dessen Trübsinn ihn bekümmerte, durch den belebenden Geist des Weins zu zerstreuen. Er brachte ihm den Becher zu wiederholten Malen mit ermunternden Sprüchen zu, er gab endlich den Slavinnen einen Wink, der ihren Tanz endigte und ein unsichtbarer Chor von Sängern mit folgendem Liede laut werden ließ:

Alle Blumen, die sich hier verschlingen,
Alle Töne, die hier fröhlich klingen,
Alle Düste, so die Luft durchschweben,
Geister, die in Licht und Wasser leben,
Haben ein Gefühl nur aufgenommen
Und das spricht: „o Gast sei uns willkommen!“

„Schöner blüht sich's unter deinen Micken,
Den Gesang zu dir erfüllt Entzücken,
Düste würzt der Hauch von deinem Munde,
Geistern ist dein Dasein frohe Kunde:
Geister, Düste, Sang und Blum' im Grünen
Sind bereit als Sklaven dir zu dienen.“

Hussain, der gegen diese Beweise von Wohlwollen nicht unempfindlich bleiben konnte, lächelte

dem Wirthe mit trüber Freundlichkeit zu. Dann ließ er sich von einer der Slavinnen die Guitarre reichen, schlug mit gelübter Hand einige Accorde an und sang, sich selbst begleitend, zur Erwiederung jenes Grußes:

Quelle, die uns rinnet in der Wüste,
Die der müde Wand'rer preisend grüßte,
Eiland, das sich in der Stürme Tosen
Möglich vor dem Schiffenden erhoben,
Palme, wo wir Ruh' und Schatten finden,
Ist die Freundschaft in des Herzens Gründen.

Laß' mich trinken von der süßen Quelle,
Müden Wanderer an dieser Stelle;
Laß' mich an der schönen Insel landen,
Wo die Stürme ihren Frieden fanden;
Palme, neige sanft dein Haupt hernieder,
Du, mein Herz, gieb Lieb' um Liebe wieder!

Nach diesem Gesange, dessen Wohlklang und Bedeutung Achmed entzückte, erhob sich Hussein von seinem Sitze. Sogleich stand ein Duzend reizender Slavinnen bereit, ihn zu seinem Ruhe-

gemache zu begleiten. Sein Abschied von Achmed, sein Dank waren so herzlich, daß dieser sich immer mehr von der Liebenswürdigkeit seines Gastes bezaubert fühlte, dennoch aber mit Bescheidenheit nicht in ihn drang, ihm die Ursache seines verborgenen Kummers zu entdecken. Houssein beurlaubte die Sclavinnen an der Thüre seines Gemachs. Die artigen Kinder konnten sich gar nicht erklären, was einen jungen Mann, den Allah mit körperlicher Schönheit und geistigen Vorzügen so reich gesegnet hatte, so trüb zu stimmen vermochte.

An den nächsten Tagen folgten ähnliche Feste. Trotz Achmed's wiederholter Einladungen schlug es Gulnare immer aus, an ihnen Theil zu nehmen. Sie blieb im Innern des Hauses verborgen, und weil Achmed durch die Mittheilung ihrer Widrigung den Freund nicht kränken wollte, so vermied er ganz von ihr zu sprechen. Er versäumte nichts, seinen lieben Gast zu zerstreuen, ihn seiner räthselhaften Schwermuth zu entreißen und in eine heitere

Stimmung zu versehen. Er führte ihn zu seinen reichen Standesgenossen, zu dem Cadi, selbst zu dem Scheih. Allenthalben wurden, ihn zu ehren, Feste veranstaltet, und er lernte bei diesen die schönsten Frauen und Jungfrauen Bagdad's kennen. Seine Liebenswürdigkeit gewann ihm viele Freunde und Mancher unter den reichen Kaufleuten hätte ihn wohl gern als Eidam willkommen geheißen. Nichts desto weniger nahm sein Tieffinn mit jedem Tage zu. Er schlug bald jede fernere Einladung aus, er mied die Menschen, er hielt sich in sein Zimmer zurückgezogen und verstattete nur seinem gütigen Wirth, den diese Gemüthsstimmung des Freundes mit Schmerzen erfüllte, den Eintritt. Achmed mußte zu seinem vermehrten Kummer bemerken, daß Houssein anfing, nun auch körperlich zu leiden. Seine edle Gestalt verfiel, das Feuer seines Auges erlosch, die Röthe seiner Wangen verschwand.

„O mein Freund,“ sprach da Achmed, der nicht länger den Wunsch, durch Trost und Theil-

nahme Hussein's Leiden zu vermindern, unterdrücken konnte, „entdecke mir, welches schmerzliche Geheimniß deine Seele umdüstert, deinen Körper entkräftet! Allah ist groß. Gedenke der Sprüche der heiligen Bücher, die da sagen: Wie oft ist nicht das erfreulichste Glück unter dem Schleier des Mißgeschicks hervorgegangen, und wie viel Freude ist entsprungen von daher, woher du Unglück erwartetest! Vertraue dich mir; vielleicht hat mich der Herr der Himmel und der Erde zu einem Werkzeuge seines Willens erkoren. Vielleicht besitze ich Heilung für die Wunde, die peinigend an deinem Herzen nagt. Er ist mächtig in dem Schwachen; unzählige Beispiele lehren es. Wurzelst aber dein Kummer fern von hier in dem Boden deiner Heimath, opferst du rücksichtslos der Freundschaft dein Wohl, o dann beschwöre ich dich, kehre zurück nach Kairo, verlasse mich, so schwer mir es auch fällt, dich zu entbehren.“

Mit dem Ausdrücke tiefer Rührung schüttelte

Hussain das Haupt. Er legte seine Hand auf Achmed's Rechte, er sah ihn trüb lächelnd an und sagte:

„Deine Nähe versüßt das Leiden, dessen bitteren Trank ich nicht von mir zu weissen vermag. Ein Kummer, den die Gegenwart des Freundes nicht heilt, findet nirgends Linderung. So sehr auch das Gemüth bedrückt und der Körper erkrankt ist, so erhebt mich doch die Gewißheit deiner Freundschaft über das Gefühl meiner Schmerzen. Aber dringe nicht weiter in mich. Hussain's Geheimniß muß in seiner Brust verborgen bleiben. Meschalla! Der Herr hat's gewollt!“

Von diesem Augenblicke an wurde Hussain immer stiller, und gab sich bald einer so tiefen Schwermuth hin, daß selbst Achmed's Gegenwart ihn nur flüchtig zu beleben vermochte. Der Kaufmann von Bagdad war trostlos über dieses unerwartete Ereigniß, das alle seine Hoffnungen vernichtete, und ihn aus seinem schönen Traume von einem seligen Zusam-

menleben mit dem Fremde aus Kairo häßlich erweckte. In Gulnarens Busen schüttete er seinen Kummer, seinen Schmerz über Hussein's unerklärlichen Zustand aus. Hier fand er eine Theilnahme, die ihn auf's Innigste ergriff. Er sah die schöne Geliebte erbleichen, Thränen vergießen, und, einer Ohnmacht nahe, sich nur mit Mühe aufrecht erhalten. Er hatte nun an ihr, bei der er Trost zu finden hoffte, zu trösten.

„Sonne des Morgenlandes,“ sprach er, „laß deinen Glanz nicht durch die düstre Wolke, die an unserm Himmel emporsteigt, verhüllen. Allah ist mächtig. Seine Hand wird sie zerstreuen, sein Odem sie in die Wüste verwehen. Ich will die weisen Männer dieser Stadt berufen. Ich will sie zu Hussein führen, damit sie über sein Uebel berathen und es ergründen. Nichts ist mir zu theuer, was ich nicht hingäbe, ihm zu helfen, und wäre es der edelste Schatz meines Hauses. Inschalla! Der Herr will's!“

„Sein Wille geschehe!“ antwortete Gulnare, beide Arme ergebungsvoll über die Brust kreuzend. „Was er beschlossen hat, wird er auch zu Ende bringen.“

Ahmed verließ seine reizende Braut, um sich zu den Weisen Bagdad's, die wegen ihrer Kenntnisse in der Heilkunde besonders berühmt waren, zu begeben. Als er an dem Gemache Hussein's vorüberging, vernahm er in diesem Saitenspiel und Gesang. Mit schwacher Hand rührte der kranke Gast die Saiten der Guitarre; mit matter, kaum vernehmlicher Stimme sang er ein Lied, das folgendermaßen lautete:

„Einmal durst' ich dich erblicken,
Lichter Stern in dunkler Nacht,
Der ein seliges Entzücken
Mir im Herzen angefaßt.
Mißgeschick will dich entrücken,
Doch du strahlst in deiner Pracht,
Stern aus meines Herzens Nacht,
Aber willst mich nicht beglücken.

Ach, wie gäb' ich gern mein Leben
Für den Glanz des Eternes hin,
Wollt er einmal noch erheben
Sich vor meinem äußern Sinn!
Doch auch gern will ich es geben,
Wenn ich ferne von ihm bin,
Weiß schon seliger Gewinn,
Daß ich einmal ihn sah schweben.

Wenn sich meinen Zügen Leiden
Allen kenntlich eingeprägt,
Sind es Spuren nur vom Scheiden,
Daß die Seele trauernd trägt,
Und ich will ihn nicht beneiden,
Dem das Glück an's Herz gelegt,
Was so stürmisch mich bewegt,
Was ich muß in Schmerzen meiden."

Vergebens bemühte sich Achmed, die Bedeutung dieses räthselhaften Liedes zu finden. So klagend und schwach die Stimme des Freundes auch klang, so hatte sie doch nichts von der Anmuth ihres Ausdrucks und dem Zauber ihres Wohlklangs verloren. Achmed fühlte sich tief gerührt. Konnte

denn nichts diese Trauer endigen, nichts diesen Trübsinn erheitern, nichts dieser Krankheit wirksam entgegenzutreten? Er eilte zu den Heilkundigen von Bagdad. Er berief sie zu einer gemeinsamen Berathung in sein Haus, und die Weisen zeigten sich bereit; denn sie wußten, daß Achmed, der Sohn des reichen Gadyf's, die Tugend der Großmuth besaß, und ihre Bemühungen durch ehrenvolle Belohnung vergelten würde. Als sie in Hussein's Gemach traten, fanden sie ihn aufrecht auf seinem Lager sitzend, die rechte Hand auf dem Herzen, die trübten Blicke niedergeschlagen. Die Gegenwart so vieler bejahrter, ehrwürdiger Männer entriß ihn seinem dumpfen Hinbrüten. Er war zu wohl erzogen, um selbst in seinem gemüths- und körperkranken Zustande, die Achtung aus den Augen zu setzen, welche man dem Alter und der Erfahrung schuldig ist. Er antwortete auf die Fragen der Weisen nach den einzelnen Zeichen seines Uebels, verneinte aber beharrlich jede Kenntniß der Ursache, die es veran-

laßt haben könne. Da begaben sich die heilkundigen Männer in ein Nebengemach, beriethen lange mit einander und entschieden endlich: daß Hussein von einer geheimen Liebe verzehrt werde, daß diese Liebe, da sie ihn weder an die Heimath gefesselt, noch auf der Reise aufgehalten habe, erst hier in Bagdad entstanden sein müsse, und daß sein Siechthum, das an der Wurzel des Lebens nage, nur durch Vereinigung mit dem Gegenstande seiner Wünsche geheilt werden könne.

Achmed vernahm diese Entscheidung mit Vergnügen, denn die Genesung des geliebten Gastes lag nun doch nicht außer den Grenzen der Möglichkeit. Er eilte zu ihm und entdeckte ihm den Ausspruch der Aerzte; er beschwor ihn, diejenige zu nennen, welche die verzehrende Flamme in seinem Herzen entzündet, er wolle für ihn werben, und sei es um die Tochter des Scheich's selbst. Hussein blickte verwirrt vor sich nieder. Dann ergriff er die Zitter

und sang zu ihrer Begleitung mit leiser Stimme
folgende Worte :

Unter Tausenden will ich sie kennen,
Meines Lebens Licht ;
Aber sie mit Worten zu benennen,
Das vermag ich nicht.

Reizend ist ihr Buchs, wie der Gazelle -
Zärtliche Gestalt,
Und es wohnet in des Auges Helle
Zaubrische Gewalt.

Einer Flur von Lilien und Rosen
Gleicht ihr Wangenpaar,
Und sie bietet unter allen Rosen
Das ersehnte dar.

Wo sie strahlt, erbleicht des Demant's Schimmer
Und der Perlen Kranz,
Eines fremden Lichts bedarf sie nimmer
In dem eignen Glanz.

Unter Tausenden will ich sie kennen,
Meines Lebens Licht ;
Aber sie mit Worten zu benennen,
Das vermag ich nicht.

Als er geendigt hatte, entglitt die Kante seiner Hand, und er selbst sank kraftlos auf sein Lager zurück. Jede Bemühung Achmed's, eine weitere Erklärung von ihm zu erhalten, blieb vergeblich. Durch Zeichen gab Husssein zu erkennen, daß er allein zu sein wünsche. Achmed zog sich zurück; aber in seiner Seele, die jetzt nur von Sorge und Mitgefühl für den Gastfreund erfüllt war, bildete sich schon ein Plan, wie er die unbekannte Geliebte Husssein's unter den Schönen der Stadt herausfinden wolle, um dann durch eine glückliche Vereinigung mit ihr seine Genesung herbeizuführen. Er begab sich in Eile zu allen denjenigen, deren Bekanntschaft der junge Kaufmann aus Kairo gemacht hatte, er schilderte ihnen die Gefahr, in der er schwebte, er entdeckte ihnen sogar die Veranlassung seiner Krankheit und beschwor sie nun, die Schönen, welche er in ihrem Hause gesehen haben könne, an sein Krankentager zu senden, damit er diejenige, welche sein Herz in Liebe entzündet, erkenne. Der

Vorschlag würde bedenklich erschienen sein, wäre Hussein nicht ein Mann von so großen Reichtümern gewesen, daß man der Vortheile wegen, welche die Verwandtschaft mit ihm brachte, nicht gern seine Seltsamkeit übersehen hätte. Die Kaufleute versprachen ihre Töchter und Verwandtinnen zu schicken, selbst der Kadi und der Scheih schlossen sich nicht aus.

Schon der nächste Tag wurde zu dieser wunderlichen Musterung festgesetzt. Achmed hatte Gulnaren mitgetheilt, welche List er erdacht, um das Räthsel, worin Hussein's Zustand gehüllt war, zu lösen. Sie lächelte seltsam und sprach nach einigem Nachsinnen:

„Allah ist groß! Alles was uns begegnet, ist von ihm vorher bestimmt. Vielleicht hat er dich erwählt, seinen Willen zu ergründen. Aber bedenke wohl, daß wir oft, wenn wir zu erreichen hoffen, was wir wünschen, ein andres Gut verlieren, das uns schon sicher war!“

Der Morgen des nächsten Tages kam, und Achmed eilte fröhlich zu seinem Gastfreunde, um ihm anzuzeigen, was sich in kurzer Zeit unter seinen Augen begeben würde. Während Hussein, über diese Nachricht bestürzt, nachzusinnen schien, ließ der freundliche Wirth das Gemach auf das Lieblichste ausschmücken, so daß es würdig schien, die reizenden Gäste, welche man erwartete, zu empfangen. Kostbare persische Teppiche schmückten Fußboden und Wände, Blumen dufteten durch die geöffneten Hallen herein, große Silbergefäße mit wohlriechenden Essenzen standen in jedem Winkel des Gemachs. Eine große Tafel in der Mitte des Gemachs wurde mit Zuckergebacknem und Sorbeten aller Art besetzt.

Ein schwermüthiges Lächeln zeigte sich in Hussein's Zügen, als alle diese Anstalten vollendet waren. Wie Jemand, der sich nur in die wohlwollenden Anordnungen eines Freundes fügt, um diesem Vergnügen zu machen, gab sich Hussein

Allem, was sein liebevoller Wirth für gut fand, hin. Er ließ sich selbst ein Kleid von köstlichem Stoffe darreichen, legte dieses an und nahm nun eine Stellung auf dem Polster seines Lagers ein, wie sie demjenigen, der Gesellschaft bei sich erwartete, gebührte. Achmed setzte sich froh bewegt an seine Seite, ergriff seine Hand und sprach:

„Allah segne diese Stunde und führe bald die Schöne vor dein Auge, ohne deren Besitz du im Leben, wie in einer Wüste wandelst, die allein die Wunden deines Herzens zu heilen vermag. Du wirst sie erkennen, und ein Druck deiner Hand, ein Blick deines Auges sagen mir Alles. Dann soll diese Wohnung, die bisher ein Aufenthalt voll Leiden für dich gewesen, auf's Neue von Jubel, Tanz, Musik und Gesang widerhallen. Dann führ' ich dir die Geliebte zu, und wenn du endlich — Allah setze den Augenblick noch weit hinaus! — von mir scheidest, so nimmst du einen Schatz mit, der dich auch an den Freund in Bagdad immer erinnern wird.“

Kaum hatte Achmed dieses gesagt, so öffneten sich die Pforten des Gemachs und hereinschwebten, von ihren Müttern oder andern weiblichen Verwandten begleitet, die schönsten Jungfrauen Bagdad's. Sie waren stattlich und reizend gekleidet, wie wenn es zu einem hohen Feste ging; sie hatten die Schleier zurückgeschlagen und boten die Schönheit ihres Angesichtes den Blicken der beiden jungen Männer Preis. Während sie, nach der Liebhaberei der morgenländischen Frauen, vom Confect naschten und Sorbet schlürften, erwartete Achmed vergebens den bedeutungsvollen Druck von der Hand seines Freundes, hoffte er umsonst, dessen Auge von einem lebhaften Feuer erglücken zu sehn. Hussain blieb in sich gekehrt und traurig, wenn er auch von Zeit zu Zeit ein Lächeln versuchte, das ihm das Gefühl seiner Dankbarkeit, seiner freundlichen Erkenntniß der Wohlmeinheit Achmed's abdrang. Endlich als den jungen Schönen und ihren Begleiterinnen die Zeit lang zu werden schien und sie über die

Verzögerung einer Entscheidung anfangen, Ungeduld zu zeigen, griff Husseln nach der Guitarre, die an seiner Seite ruhte, präludirte auf eine anmuthige Weise und sang dann, seine Stimme so sehr, wie es ihm seine Schwäche gestattete, erhebend, folgenden Vers:

„Viele Sterne neigen freundlich
Sich im lieblichen Verband;
Doch der rechte, der bleibt feindlich
Von mir abgewandt.“

Der Sinn dieses Verses war zu verständlich, als daß die Schönen sich hätten versucht fühlen können, länger bei dem Kranken zu verweilen. Alle Schleier sanken, wie auf das Gebot eines unsichtbaren Geistes, alle Füßchen trippelten rasch der Thüre zu und, nach wenigen Augenblicken, sah sich Achmed mit dem leidenden Gastfreunde wiederum allein. Dieses Mißlingen eines Plans, von dem sich Achmed so viel versprochen hatte, kränkte ihn tief. Jetzt sah er keine Hülfe mehr für den geliebten

Freund, jetzt schien ihm dieser unerrettbar verloren. Da erblickte er seinen Leibslaven Selim, der ihm geheimnißvoll winkte, der ihm irgend eine wichtige Eröffnung machen zu wollen schien, im Eingange.

„Salem aleicum, Friede sei mit dir!“ sagte der Slav, als sein Herr zu ihm getreten war und ihm in eine Seitenhalle folgte. „Ich weiß, o Herr, daß dir dein Freund Hussein aus Kairo so lieb ist, wie dein eigenes Leben, und dennoch wirst du ihn verlieren, dennoch wird sein Dasein verrinnen, wie das Bächlein in den Sand der Wüste, wenn du nicht das einzige Mittel, das ihm Frohsinn und Gesundheit zurückzubringen vermag, anwendest.“

„Allah's Gebote verkündigen sich oft wunderbar;“ antwortete Ahmed. „Du weißt, daß mir das Unternehmen, auf welches ich meine letzte Hoffnung setzte, fehlgeschlagen ist. Sprich, Selim, was kann ich noch weiter thun? Bei allen Freuden des Paradieses, ich schenke dir die Freiheit und mache dich zu einem wohlhabenden Mann, wenn dein Rath

des Freundes Leben erhält, wenn er seiner Seele den Frieden, seinem Körper die Kraft wieder gibt.“

„Die weisen Männer sagen,“ versetzte Selim, „Husse in werde von einer verzehrenden Liebesflamme gequält und, bei'm Grabe des Propheten! die weisen Männer haben Recht. Stand ich doch neben ihm, als die Flamme sein Herz entzündet, habe ich doch gesehen, wie der Bliß in seine Seele fuhr und im nämlichen Augenblicke aus dem heitern, lebensfrohen Menschen einen trauernden, tiefsinnigen Kranken machte.“

„Sprich weiter, Selim!“ drängte Achmed den Sklaven. „Wer war die Schöne, die ihn so plötzlich bezauberte, wo ist sie zu finden? Bei den Schätzen der heiligen Kaaba, sie soll die Seinige werden und müßte Achmed's Reichthum sich erschöpfen, um sie zu kaufen.“

„Du gebietest, Herr; dein Sklave gehorcht!“ versetzte demüthig Selim, indem er einen besorgten

Blick nach Achmed sandte. „Der Blick, der Hussein's Herz getroffen, so daß es nun in verderblicher Flamme brennt — er kam aus den Augen Gulnarens, deiner Sclavin, die sich unverschleiert über den Balcon deines Hauses herabhog, als wir im Begriff waren, zu landen. Ich sah, wie in diesem Augenblicke Hussein die schöne Sclavin bemerkte, wie er zusammenfuhr und erblaßte, wie er dann mit schwachem, schwankendem Schritte an's Land stieg und statt der freudigen Hoffnung, die er bisher ausgesprochen, nun Schwermuth und düstres Schweigen zeigte. Nun, Herr, kennst du den Quell von Hussein's Krankheit? An dir ist es, über sein Leben oder seinen Tod zu entscheiden. Salem aleicum, Friede mit dir!“

Nach diesen Worten entfernte sich Selim und ließ seinen Gebieter in einer Bestürzung zurück, die ihn für den Augenblick zu jeder Ueberlegung unfähig machte. Mit einem tiefen Seufzer verließ er endlich seine Stelle und begab sich in das Innerste seiner

Gemächer, wo er sich verschloß und Niemanden Eintritt gestattete. —

Indessen blieb Hussein den Empfindungen hingegeben, die ein seltsames Schicksal plötzlich in seiner Seele erregt hatte. Er unterwarf sich dem Gedanken, an einer unbefriedigten Liebe sterben zu müssen, er war überzeugt, daß die Reize Derjenigen, die eine so unwiderstehliche Macht über ihn übte, für ihn verloren seien, er gedachte mit Rührung Ahmed's und seiner edelmüthigen Bemühungen, er gelobte sich, sein verderbliches Geheimniß mit in's Grab zu nehmen. In diesem Entschlusse fand er neue Kraft und einen Theil der Heiterkeit wieder, die ihn sonst immer begleitet hatte. Ein sanfter Schlummer kam über ihn. Erst nach einigen Stunden erwachte er. Ahmed saß nicht, wie gewöhnlich, an seinem Lager, er sah sich allein, er fühlte wieder tiefer den peinlichen Schmerz am Herzen nagen. Er nahm mit einem herben Lächeln seine einzige Vertraute, die Zitter, zur Hand und sang leise für sich hin:

Wöcht' ich sterben auch, wenn die Geliebte
Wügte nur, was mich so tief betrübte,
Daß ihr Auge, als es auf mich blickte,
Mir in's Herz des Dolches Spitze drückte!

Wöcht' ich sterben auch, wenn eine Thräne
Nur von Dir, die ich umsonst ersenne,
Ziele auf mein Grab! Allein vergebens —
Niemand löst das Räthsel meines Lebens.

Wöcht' ich sterben auch, wenn ihre Blicke
Einmal lebten noch zu mir zurücke!
Ach, wie süß dich Aug' in Auge schauen,
Ach, wie leicht und leicht dann Todesgrauen!

Da öffnete sich leise die Thüre des Gemachs und Achmed, begleitet von einer verschleierten Jungfrau, trat herein. Houssein bebte unwillkürlich zusammen, wie damals, als ihn der Blick der Schönen auf dem Balcon getroffen. Ein unerklärliches Gefühl der Borne drängte sich in sein Herz, es war, als ob in der Gegenwart der verschleierten Unbekannten ein Zauber liege, der ihn mit einemmale seiner Leiden vergessen machte, der siegreich der

Krankheit, die seine Glieder lähmte, entgegentrete. Er sah fragend auf die Sclavin, ebenso auf Achmed. Dieser lächelte, sah aber ungewöhnlich blaß aus. Sein Lächeln trug den unverkennbaren Ausdruck des Wohlwollens, zugleich auch den eines Schmerzes, welchen er vergebens zu verbergen suchte. Er trat mit der Sclavin dicht vor Hussein. Dann entschleierte er sie und, indem Gulnarens reizendes Antlitz, wie der Mond hinter Wollen, aus der Verbüllung hervortrat, sagte er im Tone des zärtlichsten Wohlwollens zu dem überraschten und betroffenen Freunde:

„Allah ist groß, sein Wille geschehe! Er ordnet die Schicksale der Sterblichen nach seiner Weisheit. Er hat dich von Kairo hierhergeführt, er hat dir Gulnaren gezeigt, er will, daß sie die Deinige werde und dir die Heiterkeit deiner Seele, die Kraft deines Leibes wiedergebe. Nimm sie hin, Hussein! Wer weiß,“ setzte er, seufzend und auf die schöne Sclavin blickend, hinzu, die mit dem Wechsel ihres Looses

gar nicht unzufrieden schien, „ob sie nicht glücklicher mit dir wird, als sie mit mir geworden wäre. Inschalla, der Herr will's!“

Nach dieser Rede, die den Gastfreund in Stausen und Entzücken versetzte, entfernte sich Achmed mit raschen Schritten. Er hatte der Freundschaft reinstes Opfer gebracht, er fühlte sich nun, nachdem er die schmerzliche Entsagung unwiderruflich ausgesprochen, frei und glücklich, er sann nur darauf, das Hochzeitfest Hussein's und seiner Geliebten so bald und so glänzend, als möglich auszustatten.

Wir berichten, um den Gang unsrer Erzählung nicht aufzuhalten, nur, daß Alles nach dem Wunsche Achmed's geschah, daß Hussein und Gulnare, welche erst durch diesen die Liebe kennen gelernt, sich ganz glücklich fühlten, daß die angesehensten Einwohner von Bagdad, der Scheih an der Spitze, das Fest durch ihre Gegenwart verherrlichten und das junge Paar, von Achmed mit

reichen Geschenken überhäuft, endlich die Reise nach Kahirö antrat.

Achmed empfand in dem Bewußtsein, dem Gastfreunde Das, was seinem Herzen am Nächsten gelegen, geopfert zu haben, eine Zufriedenheit, die ihn bald den Schmerz über die Trennung von Gulnaren überwinden half. Er warf sich in einen Strudel von Geschäften und feierte immer einen frohen Tag, wenn ihm eine Kunde von Hussein sagte, daß das Glück, welches er dem Freunde gegründet, immer noch im Zunehmen sei. So vergingen mehrere Jahre. Da schien mit einemmale das Schicksal, das sich bisher allen Unternehmungen Achmed's günstig gezeigt, seine tückischen Launen an ihm versuchen zu wollen. Mehrere seiner Caravanen gingen in der Wüste zu Grunde, andere wurden von herumstreichenden Räubern geplündert. „Wieschalla, der Herr hat's gewollt,“ sagte er und ergab sich ruhig in das Unabänderliche. Aber das Unglück war noch nicht müde, ihn zu verfolgen.

Seine Gläubiger, beunruhigt durch die Kunde von den Verlusten, die er erlitten, bedrängten ihn; er mußte sein Haus, er mußte Alles, was ihm als Erbe von seinem Vater überkommen war, verkaufen, um die ungestümen Mahner zu befriedigen. Er hatte noch eine Hoffnung: er erwartete ein reich beladenes Schiff, das mit jedem Tage in den Hafen einlaufen konnte. Neues Unheil! Das Schiff erschien, allein im Angesichte von Bagdad scheiterte es: die Menschen wurden gerettet, die Ladung von den Wellen verschlungen.

„Allah ist groß!“ sagte Achmed. „Seine Werke sind unerforschlich. Ich bin ein Bettler, aber deshalb nicht arm; ich bin reich, denn ich besitze in Hussein einen Freund, der mehr werth ist, als alle Schätze der Erde. Zu ihm will ich wandern. Das Glück, das ich in Bagdad verlor, finde ich in Kairo wieder.“

Schon am Morgen des nächsten Tages ging Achmed an die Ausführung dieses Entschlusses. Er

verkaufte sein letztes Kleinod, einen goldenen Ring, den er von seiner Mutter erhalten; für den größten Theil dieses Erlöses versah er sich mit der Kleidung eines Derwishes, die ihm die geeignetste schien, unangefochten von den Räubern der Wüste, diese zu durchwandern. Er besaß nur noch einige wenige Münzen von unbedeutendem Werthe, als er die schöne Stadt Bagdad, mit dem Schmucke ihrer reizenden Rosen- und Liliensfelder hinter sich ließ. Von dem Gipfel eines Hügels, hinter welchem die weite Wüste lag, begrüßte er sie zum letzten Male. Er gedachte so mancher Freuden, die ihm in der Heimath geworden, die seine Kinder- und seine Jünglingsjahre mit reizenden Erinnerungen durchflochten. Dann aber wurden diese durch die bittere Erkenntniß der Gegenwart verdrängt. Als er noch reich gewesen, hatte sich Jedermann um seine Gunst beworben, sein Tisch war immer von Gästen besetzt gewesen, tausend Versicherungen der innigsten Freundschaft hatte er erhalten; den armen Achmed aber

wollte Niemand kennen, man verschloß ihm die Thüren, für ihn war nirgends ein Tisch gedeckt. Dieses undankbare Verfahren kränkte ihn tief, und, indem er die letzten Blicke auf Bagdad warf, sagte er folgende Sprüche, welche die Weisen des Landes erdacht, für sich hin:

„Wenn ein Reicher redet, ruft ein Jeder: du hast Recht! selbst wenn er nicht weiß, was er sagt. — Wenn ein Armer spricht, antwortet man: das ist falsch! selbst wenn er das Recht für sich hat. — Das Geld erwirbt in allen Ländern seinem Herrn Bewunderung und Ehrfurcht. Es ist eine Zunge für Denjenigen, der reden will, und ein Pfeil für Denjenigen, der tödten will.“

Er wandte sich um und sah nicht wieder nach Bagdad zurück. Sein Schritt trug ihn in die Wüste, dem Elende, den Entbehrungen aller Art entgegen. Wie von einer wunderbaren Macht beschützt, entging er den Gefahren, die auf dieser einsamen, langen und mühseligen Wanderung seiner harren.

Wenn er von Durst gefoltert, von Hunger geschwächt, schon glaubte zu erliegen; so stieg plötzlich am fernem Rande der Sandebene ein dunkler Punkt auf, dessen Anblick neue Hoffnung in seine Seele goß, und seine sinkenden Kräfte frisch belebte. Je näher er dem Punkte kam, desto deutlicher trat er in seinen Einzelheiten hervor. Es war eine Oase. Grünnende Dattelpflanzen mit erquickenden Früchten, ein Rasenhügel, der in der eintönigen Wüste das Auge entzückte, und — die ersehnteste Gabe — ein rieselnder Silberquell bildeten das kleine Paradies, das den Pilger in seinen Schatten aufnahm, das ihm Erquickung und Ruhe bot. Aber wie im Paradiese der ersten Menschen die Schlange, so lauerten auch hier verderbliche Gewalten. Wenn die Sonne hinter dem weiten Sandmeere unterging, wenn ringsum eine Stille herrschte, die nur das Rieseln der Quelle unterbrach, dann erwachte plötzlich das Leben der Thiere der Wüste. Der blutdürstige Schakal erhob sein düsteres Gebell, das Brüllen des Löwen

durchdrang, Entsetzen in die Brust des einsamen Wanderers werfend, die Lüfte, das Schnauben des Tigers verkündete Mordlust und Raubgier. Dann konnte der Pilger sein Leben nur dadurch sichern, daß er sich mit einem Ringwalle von Feuern umgab, wozu ihm dürres Laub und trocknes Reisig, das die Dase in Fülle enthielt, die Mittel bot. Aber die Erquickung des Schlafes, die Ruhe, deren er so sehr bedurfte, blieb ihm versagt. Die ganze Nacht hindurch umkreisten die heulenden Ungeheuer seine Lagerstätte, er durfte die Feuer nicht verlöschen lassen, und erst, wenn der Morgen graute, sah er seine blutgierigen Feinde, wie graue Nebenbilder, wieder in die Wüste verschwinden. Ein andermal stieß er auf einen Haufen schwarzer, ausgehörter Leichname. Es waren Wanderer gewesen, wie er, sie hatten vielleicht sorglos die Wüste durchschritten, als plötzlich der glühende Südwind Wolken von Sand aufgewühlt und die unglücklichen Pilger lebendig unter diesen begraben. Ein anderer stürmischer Wind

hatte dann die Sandhügel wieder zerstreut und die ausgetrockneten Leichname enthüllt.

„Allah ist groß!“ sagte Achmed, und eilte bewegt weiter, mit langen Zügen den erquickenden Nordwind, der ihm entgegenwehte, einathmend. Er hatte schon viele Tage lang diese einsame Wanderung durch die Wüste fortgesetzt, als er auf eine Caravane stieß, deren Anführer ihm vergönnte, sich in der niedrigen und mühevollen Eigenschaft eines Kameeltreibers anzuschließen. Er trug mit ruhiger Untergewerfung alle Uebel, welche die Tücke des Schicksals ihm bereitete; nur wurzelte immer tiefer in seiner Seele der Gedanke, daß der Arme keinen Freund habe, daß man nur Geld und Geldeswerth, aber nicht den Menschen ehre. Er hatte nur noch eine Tagereise bis Kairo zurückzulegen, als die Caravane sich von ihm trennte und einen andern Weg einschlug. Einsam wanderte er am Ufer des Nils hinab. In seiner Seele wurde es von Augenblick zu Augenblick düstrier, er fing an, die Menschen zu

hassen, er beneidete einen armen Fischer, den vor seinen Augen ein aus dem Flusse auftauchendes Krokodill ergriff und in die Fluth hinabriß. Der Gedanke an Hussein besaß nichts Tröstliches, nichts Beruhigendes mehr für ihn. Mit dem Vertrauen auf die Menschheit hatte er auch das auf den alten Freund verloren. Fast ängstlich näherte er sich den Thoren von Kairo, verzweifelt sah er auf die Lumpen, die ihn bedeckten, er bereuete, Bagdad verlassen zu haben, wo er doch vielleicht, wenn auch durch niedrige Handarbeit, sein Leben kärglich gesfrisst haben würde.

Es war ein trüber, regnerischer Abend, an dem er die Heimathsstadt Hussein's erreichte. Aller Muth war von ihm gewichen, er verwünschte sein Dasein, er fühlte sich überzeugt, daß Hussein ihn durch seine Sklaven von der Schwelle seiner Wohnung würde treiben lassen, wenn er sich dort in dem Aufzuge eines Bettlers darstellte. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sich dieser schmachvol-

len Behandlung auszusetzen. Hart an der Strasse, durch die ihn sein Weg führte, lag ein Caravanseraï. Hier beschloß er die Nacht zuzubringen, und es der Weisheit Allah's zu überlassen, was sie für den nächsten Tag über ihn verhängen werde. Dieses plötzlich aufkeimende Vertrauen auf eine höhere Fügung erhielt sich nur kurze Zeit. Achmed hatte zu viel gelitten, er war zu sehr an Körper und Geist geschwächt, um sich nicht bald wieder düstern Betrachtungen über sein Schicksal, jener Verzeiſung an dem Edelmuthe der Menschheit hinzugeben, die ihn den Tod wünschen ließ. Als er sich in einem Winkel der großen Halle des Caravanseraï auf eine Winstenmatte niedergestreckt hatte, ergriff ihn das Gefühl seines Elends mit unwiderstehlicher Gewalt. „Herr des Himmels und der Erde,“ stöhnte er, „dein Wille hat mich in diesen Abgrund des Elends gestürzt, deine Macht hält mich darin gefangen! Ich war reich und angesehen, hundert Sclaven lauerten auf meinen Wink; jezt höhnt meiner der niedrigste Sclave,

denn ich bin elender, als er. O Herr, der du diesen Jammer auf mein Haupt gehäuft, sende mir den Tod, um ihn zu endigen!“

Da erhob sich im Eingange des Caravanserai ein wüthes, wildes Geschrei. „Mord! Mord!“ hallte es durch den weiten Raum, und viele dunkle Gestalten drangen in das Innere. Man verfolgte einen Mörder, der, wie man glaubte, in dem weitläufigen Gebäude sich zu verbergen suchte; man stieß auf Achmed, der, einen Wink der Gottheit, eine Antwort auf sein Gebet in diesem Ereignisse wähnend, sich selbst für den Schuldigen ausgab, sich willig fesseln, und, unter den Verwünschungen der Menge, in das Gefängniß führen ließ.

„Inschalla, der Herr will's!“ sprach er zu sich selbst, als er sich innerhalb der feuchten Mauern seines Kerkers allein sah. „Seine Weisheit lenkt der Menschen Schicksale auf wunderbare Wege, und wenn dem Leben Alles geraubt worden, was es werthvoll machte, so erhebt er uns in sein Paradies, wo unend-

liche, unaussprechliche Freuden unsrer warten. Allah sei gepriesen, er fügt Alles zum Besten!“

Unter diesem Gedanken schief er ruhig ein. Sein Schlaf war so sanft und fest, wie einst in seinen glücklichsten Tagen. Als er erwachte, fielen die Strahlen der Morgensonne durch die obern Gitterfenster in sein Gefängniß. Er hörte aus der Ferne den Gesang der Muezzins von den Minarets der Moscheen; er warf sich zu Boden, und richtete sein Gebet zu Gott, daß er ihn nicht kleinmüthig in der Sterbestunde werden lasse. In dieser Stellung fand ihn der Kerkermeister, der ihn vor den Kadi führen wollte. Der alte Mann erstaunte, einen Mörder, dessen Todesurtheil schon so gut wie gesprochen war, in einer so frommen und ruhigen Gemüthsverfassung zu finden. Er konnte sein Befremden hierüber nicht verbergen, Achmed aber antwortete:

„Würdest du nicht heiter und froher Dinge sein, wenn dir eine Reise in ein glücklicheres Land, als das, welches du jetzt bewohnst, bevorstünde?

Siehe, Freund, so ist es mit mir. "Allah will dem Märchen meines Lebens eine glückliche Wendung geben, und nach wenigen Stunden verwandeln sich die Leiden dieser Erde in die Freuden des Paradieses."

Als er vor dem Kadi stand, bekannte er sich wiederum zu dem Verbrechen, das am gestrigen Abende begangen worden war. Jeder andern Frage setzte er ein beharrliches Schweigen entgegen. Dieser anscheinende Troß erbitterte den Richter so sehr, daß er befahl, den eingeständigen Mörder sogleich zum Galgen zu führen und das Todesurtheil zu vollstrecken.

„Allah spricht durch dich!“ sagte Achmed, und folgte mit ruhiger Ergebung den Schergen.

Das Gerücht von der Hinrichtung eines Mörders verbreitete sich mit Blitzesschnelligkeit in ganz Kairo. Der größte Theil der Einwohner strömte herbei, um Zeuge dieses seltenen Austritts zu sein. Jedermann war verwundert, den Verbrecher mit einer Heiterkeit zum Tode gehen zu sehen, die den

vollkommenen Frieden seines Innern bekundete. Mit festem Schritte betrat er die Leiter, an deren obern Ende ihn der Henker erwartete, noch einen Blick warf er auf die Menge zu seinen Füßen. Da gewahrte er in geringer Entfernung seinen Freund Hussein, da begegnete sein Auge dem Desjenigen, dessen Gegenwart allein seinen Muth herabstimmen, seine Festigkeit erschüttern konnte. Er verhüllte rasch sein Angesicht, allein es war zu spät. Hussein hatte auch ihn erkannt. Mit unwiderstehlicher Kraft bahnte sich der treue Freund einen Weg durch die Menge, und, nur auf eine Weise die Möglichkeit der Rettung in diesem dringenden Augenblicke erkennend, rief er mit aller Anstrengung seiner Kräfte:

„Haltet ein! Ihr tödtet einen Unschuldigen. An dieses Mannes Hand klebt kein Blut, seine Seele ist rein von diesem Verbrechen. Ich bin der Mörder. Mich nehmt hin, und verfährt mit mir, wie es das Gesetz befiehlt.“

Er hatte die Richtstätte erreicht, er riß Achmed

von der verhängnißvollen Leiter herab, er drückte den Verstummenden mit Hefigkeit an seine Brust. Welche Beschämung für Ahmed, die Großmuth des Freundes, auf den er so wenig Vertrauen gesetzt, jetzt zu einem Opfer bereit zu sehen, das seines Gleichen nicht hatte! Er stand erbleichend und zitternd, er konnte nicht sprechen, auf seiner Brust lag eine Centnerlast. Indessen brachte Hussain's unerwartetes Einschreiten das versammelte Volk in die unruhigste Bewegung. „Wie,“ tönte es von Mund zu Mund, „Hussain, der reichste Mann in Kairo, dessen Wandel kein Vorwurf traf, dessen Redlichkeit und Edelmuth allgemein anerkannt waren, sollte nun mit einem Male eines verabscheuungswürdigen Verbrechens schuldig sein, das schon ein andrer eingestanden hatte, das bereits auf dem Punkte war, bestraft zu werden?“

Die Sache schien so wunderbar, daß der Kadi jedes weitere Verfahren einzustellen befahl und selbst zum Pascha eilte, diesem den seltsamen Fall zur

Entscheidung vorzulegen. An der Brust des Freundes gewann Achmed nach und nach seine Gemüthsruhe wieder. Einer machte nun dem Andern die zärtlichsten Vorwürfe, sich eines Verbrechens angeklagt zu haben, dessen er unfähig sei. Aus ihren Erörterungen erklärte sich der ganze Vorgang und die Umstehenden bewunderten laut eine Freundschaft, die solche Prüfungen zu bestehen vermochte. Die Kunde der Wahrheit drang bald zu Allen, welche das ungewöhnliche Ereigniß herbeigeführt hatte und als nun der Pascha persönlich erschien und, von Hussein, mit dem er befreundet war, über alle Einzelheiten der wunderbaren Begebenheit unterrichtet, beide Männer frei sprach, da pries ein einstimmiger Jubelruf der versammelten Menge die Freundschaft Achmed's und Hussein's. Aber der aufopfernde Edelmuth der zwei Freunde sollte noch ein großes Wunder bewirken. Plötzlich drängte sich aus dem Volkshaufen ein Mann von wildem, verstörtem Aussehen hervor, warf sich dem Pascha zu Füßen und

erklärte sich für den wirklichen Urheber jenes Mordes. Er war es in der That. Er hatte seinen Feind, der ihm ein geliebtes Weib entführt und sein Vermögen geraubt, erschlagen; er unterwarf sich jetzt freiwillig der Strenge des Gesetzes. Das Beispiel der Allmacht Gottes, welches in den beiden Freunden sich kund gethan, hatte ihn überzeugt, daß sein Verbrechen nicht unentdeckt bleiben, daß er es nur durch ein offenes Geständniß, durch Reue im Tode sühnen könne.

„Allah, ist groß!“ sagte, zum Himmel blickend, der Pascha. „Er hat durch die wunderbare Rettung der beiden Freunde bewiesen, daß er heute nicht Gefallen findet an einem Blutgerichte. Entferne dich. Begieb dich in ein Land, wo deine That Niemand kennt. Will Allah sie strafen, so verfolgt sein Auge dich auf allen Wegen, so waltet seine Hand aller Orten.“ —

Wer aber konnte glücklicher sein, als die beiden Freunde? Achmed, daß er eine Liebe, eine Aufopferung fand, an der ihn sein Unglück hatte ver-

zweifeln lassen; Husein, daß ihm Gelegenheit geworden, jene edle Handlung, die ihm das Leben erhalten, die sein immer noch dauerndes Glück mit Gulnaren geschaffen, zu vergelten? Er theilte seine Reichthümer mit Achmed und als dieser, nachdem er lange Zeuge von Husein's und Gulnaren's ungetrübter Erdenfeligkeit gewesen, sich bereitete, nach Bagdad zurückzukehren, sang am letzten Abende ihres Zusammenseins Husein folgendes Liedchen zur Laute:

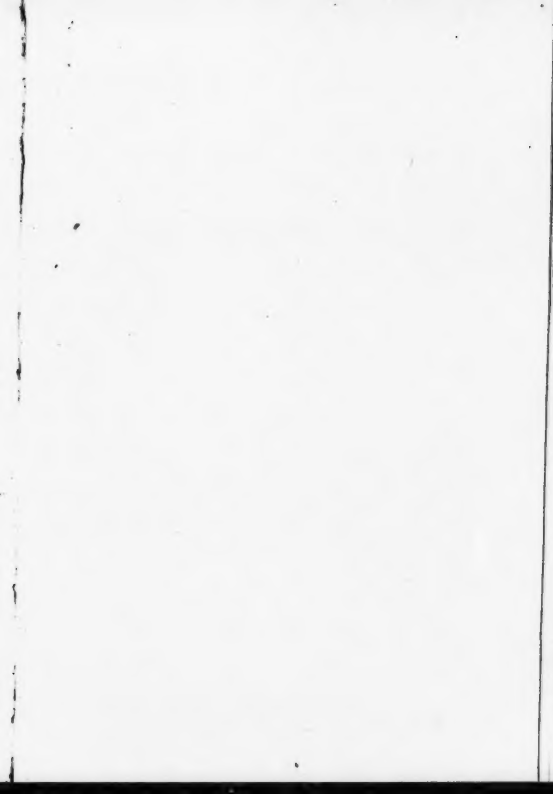
Wenn der Mond durch stille Nächte
An des Himmels Bogen zieht,
Wenn die Näh' der Geistermächte
Angstlich Kind und Jungfrau flieht,
Wenn er zu der stummen Erde
Seine Silberstrahlen neigt,
Dann ist's Freundschaft, die er kündet,
Die er seiner Erde zeigt.

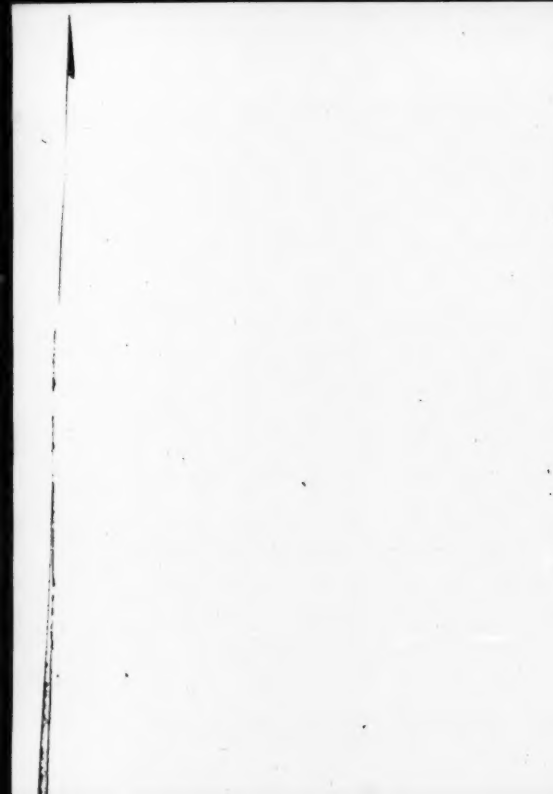
Brennend ist der Sonne Glühen,
Milde ist des Mondes Strahl;
Siehst du ihn am Himmel blühen,
Denk' an uns im fernen Thal;

Strahlt er lieblicher hernieder,
Als es sonst ihm wohl beliebt,
Denk, daß er die Grüße strahle,
Die an dich der Freund mitgibt. —

Die Kunde von Achmed's und Hussein's Freundschaft verbreitete sich bald im ganzen Morgenlande. Sie wurde eine Lieblingsgeschichte unter dem Volk und die Meddah's mußten sie bei allen geselligen Zusammenkünften wiederholen. Wann Jahrhunderte vergangen sind, so wird sie noch wie ein liebliches Märchen der Vorzeit, wie ein verlornener Klang aus schönen Tagen ertönen und man wird die Räthselfrage aufwerfen, welcher von beiden das größere Opfer gebracht, ob Achmed, da er die geliebte Gulnare vom Herzen gerissen, um sie dem Freunde hinzugeben — ob Hussein, da er, den Freund zu retten, sich schuldlos einer entehrenden Todesstrafe unterworfen?







EXPRESSEN.

E r z ä h l u n g e n

von

Georg Döring.

H e r a u s g e g e b e n

von

Wilhelm Kitzler.

GAZETTES

Zweiter Theil.

Der moderne Fortunat. — Ergo bibamus.

Frankfurt am Main. 1838.

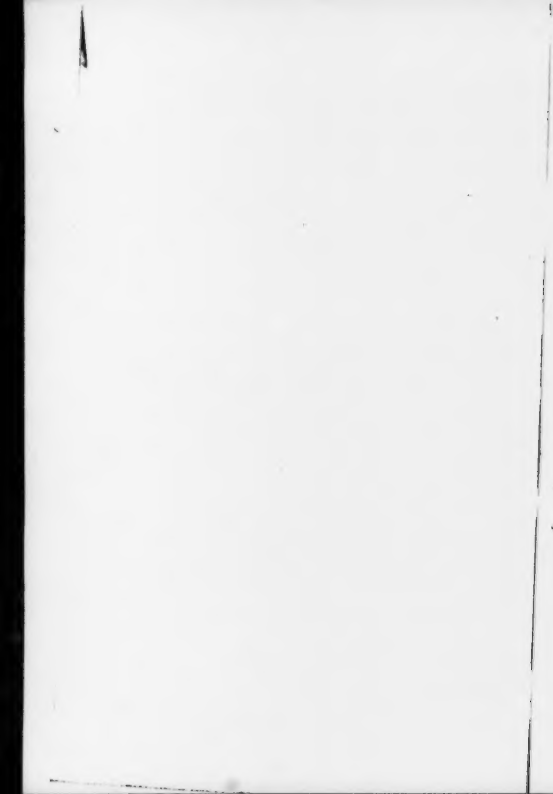
Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

1725-62



Inhalt.

	Seite
Der moderne Fortunat	I
Ergo bibamus	145



Der moderne Fortunat.



Ich befand mich nun schon ein Paar Monate in der Siebenhügelstadt am Bosporus, in dem herrlich amphitheatralisch gelegenen, aber kothigen und winklichen Konstantinopel. Ich hatte Alles gesehen und bewundert, was zu sehen und zu bewundern war, und insofern die Türkenmenschen einem Christenhunde zu sehen und zu bewundern erlauben. Oft hatte ich im Portale der Sophientirche gestanden und nach dem gegenüberliegenden kaiserlichen Seraï sehnüchlich geblickt und geseufzt, ob nicht irgendwo, auf einem Balcon oder einem der flachen Dächer, eine verschleierte Schönheit erscheinen, mich bemerken und dann den Schleier fallen lassen würde, auf daß ich daheim in meiner Vaterstadt Gelnhausen auch dereinst einmal erzählen könne, wie eine türkisch kaiserliche Odaliske aussehe, denn ich besaß ein gefühlvolles Herz, das auf vieljährigen Reisen in Handels-

städten und Residenzen vielseitig ausgebildet worden war; als ich aber eines Abends bemerkte, daß einige schwarze Sklaven aus dem Seraï mich aufmerksam und argwöhnisch beobachteten, als ich in ihren Geberden etwas Drohendes und Gefährliches erkannte, als ich zugleich einige Kanonenschüsse aus dem Innern des Seraï vernahm, welche andeuteten, daß man dort ohne weitere Umstände einige Verbrecher hingerichtet habe, deren Verbrechen vielleicht auch in nichts mehr, als einigen Seufzern und einiger Sehnsucht nach den eingeschlossenen Schönheiten bestand: da ergriff mich eine panische Furcht, die mich mit Sturmeseilte von dannen führte, indem ich einen theuern Eid schwur, nie wieder auf tausend Schritte den Mauern der Sultansresidenz nahe zu kommen. Statt des Vadiſchah (kaiserlichen) Seraï beschloß ich, mich mit dem Eski-Seraï zu begnügen, in welchem die Weiber und Sklaven der verstorbenen Kaiser wohnen, um den Tod ihrer ehemaligen Gebieter lebenslang zu beweinen. Da gelang es mir denn bald, die Sehnsucht meines Her-

gens zu befriedigen. Vielen von diesen kaiserlichen Wittwen war es erlaubt, auszugehen. Da ersah ich mir denn eine von schlankem Wuchse und stolzem Gange, der ich eine Woche lang auf Schritt und Tritt folgte. Am ersten Tage schien sie mich nicht zu bemerken; am zweiten blieb sie einige Augenblicke auf der Thürschwelle stehen und mochte mir durch den Schleier nachschauen; am dritten winkte sie ihrer Begleiterin näher, indem sie das Ansehen hatte, mit dieser über mich zu sprechen; am vierten ließ sie eine Rose fallen, die ich hastig aufraffte und liebestrunken an meiner Brust verbarg; am fünften schob mir die Begleiterin eine Vase in die Hand, auf der ein Herz, von Blumen umgeben, abgebildet war; am sechsten erhielt ich einen ganzen Selam, der mich aufforderte, als Judenweib verkleidet in das Serais zu kommen; am siebenten schlug meine Odaliske an einer menschenleeren Stelle den Schleier zurück und ließ mich ein Antlitz erblicken — ein Antlitz, braun wie die Trümmer der Barbarossenburg in meiner

Vaterstadt, saltenreich, wie das jener siebenzigjährigen Alten, bei der in Musäus' Märchen die drei Rolandeknappen übernachteten. Ich floh noch eiliger vor diesem schrecklichen Anblicke, als vor jenen Mohren am Palaste des Großtürken. Ich habe die Schöne nie wiedergesehen. Welche gute Wünsche sie mir nachgesandt hat, weiß ich nicht.

Meine Abenteuer vor den beiden Serais waren so ausgefallen, daß ich mir vornahm, gegen Niemand in meiner Vaterstadt Gelnhausen damit groß zu thun, am wenigsten gegen Jungfer Rätchen, des Bürgermeisters Tochter, mit der ich gleichsam verlobt bin. Hatte ich doch der Merkwürdigkeiten sonst in Hülle und Fülle zu berichten, konnte ich doch erzählen vom Großvezier und vom Kapudan-Bascha, vom Musti und den Imans, von den Agas und den Radis, und daß Alle große Reizung, sich zum Christenthume zu bekehren, gezeigt, indem sie große Quantitäten christlicher Weine, als: Champagner, Burgunder, Markbrunner und Johannisberger von mir gekauft,

deren Saldo in meinem Handbuche sorglich eingetragen steht.

Die Welt muß nämlich wissen, daß ich Reisender der weltberühmten Weinhandlung Steinlein und Sohn in Frankfurt am Main bin. Ich selbst nenne mich Gabriel Mostert, bin, wie schon gemeldet, aus dem Orte gebürtig, den ich gern und mit einigem Stolze die Barbarossastadt nenne, und welcher verdiente, ebenso berühmt zu sein, wie die Stadt Pisa im Welschlande, weil er einen ebenso schiefen Thurm, wie diese, besitzt. Mein Antlitz ist rund und frisch, mein Blick gefühlvoll, belebt aus eigenen Erfahrungen und vielfacher Lectüre, meine Gestalt gedrängt und kräftig: fünf Fuß drei Zoll. Von Speculationsgeist bin ich durchdrungen, wie Einer auf der Frankfurter Börse, aber meine Speculation geht auf's Geld, nicht auf's Papier; denn, wenn das Geld fällt, kann man es wieder aufheben, am Papier haben sich aber schon bedeutende Häuser schwach und matt gehoben. Ich will ein bedeutendes

Haus werden — ich! Nicht, was sie bedeutend nennen in Frankfurt, Leipzig oder Hamburg, nein! ich will nur ein bedeutendes Haus werden für meine Barbarossastadt und für Jungfer Käthe n, die mir der künftige Schwiegervater! Bürgermeister nur unter der Bedingung zugestehen will, daß ich mich ansehnlich etablire in Gelnhausen, in allerlei Luxusartikeln, in: Drap de Zéphire, in Crêpe de Chine und in veritablem Eau^d de Cologne. Deshalb war auch ich es, der meinen geehrten Prinzipalen die Speculation auf Konstantinopel vorschlug, von der mir beachtungswerthe Procente gutgeschrieben werden. Ich hatte nämlich aus den glaubwürdigsten öffentlichen Blättern ersehen, daß der gegenwärtige Sultan Alles auf europäischen Fuß stelle. Zu einem europäischen Fuß gehört ein europäischer Kopf, und was ist ein europäischer Kopf, wenn er nicht begeistert wird durch Versenay moussoux bei Verrier père et fils zu Chalons in der Champagne, durch seinen Nuits von Laflite, durch Markbrunner bei Gebrüder Nap-

peß in Mainz, durch Johannisberger Schloßwein vom dortigen Castellan selbst? Die Herren Principale überlegten, sie willigten ein. Von Triest aus ging ich mit Fässern und Flaschen unter Segel. Ich ankerte im Bosporus und war am nächsten Tage schon in voller Arbeit, meine europäische Begeisterung an die Verehrer des Islams abzugeben.

Die Geschäfte machten sich gut; die Weine waren reißend abgegangen. Selbst der Musti war mein Kunde geworden, und hatte mich bei einem geheimen Besuche, als er gerade den köstlichen Johannisberger von achtzehnhundert zweiundzwanzig langsam und mit Kennerzunge geprüft, versichert: sein ehemaliger College, der Abt von Fulda, habe ganz recht gehabt, diese Fläschchen zu seinem Cabinetsweine zu erheben; denn er verdiene in der That ganz ungestört im einsamen Cabinet getrunken zu werden, damit nichts Aeußerliches, kein Geräusch, kein Gespräch, kein Zeuge beim Vollgenuße des köstlichen Goldes und zerstreue. Er hatte mir zwei Flaschen

aufprobiert. Dann strahlte aber auch die europäische Begeisterung so lebendig aus seinen grauen Augen, daß ich glaube, er wäre sogleich zum Christenthume übergegangen, wenn irgend ein tüchtiger Bekehrer aus einer unserer Missionanstalten bei der Hand gewesen wäre.

Meine Angelegenheiten standen also gut; aber auch wiederum nicht gut. Die Waaren hatten ihre Käufer gefunden, aber das Incasso der Gelder wollte nicht recht vorwärts gehen. Von Zeit zu Zeit machte ich Besuche bei meinen türkischen Sönnern. Ich wurde freundlich aufgenommen, mußte Taback rauchen und Kaffee trinken; von meiner Hauptangelegenheit war jedoch keine Rede, und ich hütete mich wohl, ihrer en gros oder en détail zu gedenken, da ich von einigen armenischen Bekannten wußte, daß die Herren Moslemim das Mahnen nicht leiden können, und oft eine solche Erinnerung, statt mit der schuldigen Summe Geldes, mit einer unerwünschten Bastonade bezahlt hätten. Im Uebrigen stand

mein Geld sicher. Ich hatte schon von der Gewohnheit der vornehmen Türken gehört, ihre Rückstände sämmtlich an einem bestimmten Jahrestage, kurz vor dem Ramazan zu bezahlen; der Ramazan aber war nicht mehr fern, und bis dahin mußte ich mich in Geduld fassen. Es ist ein schreckliches Ding für einen jungen, feurigen Geschäftsmann, dessen Phantasie in Absatz und Procenten schwelgt, so in der unthätigen, unnützen Geduld Strafe auf, Strafe ab zu steigen. Besonders in Konstantinopel, wo man nicht Gelegenheit hat, sich zu zerstreuen, wie in Berlin bei Italienern und Zuckerbäckern, in Leipzig in den Buchenläden, oder in andern deutschen Städten auf den Pefecabinetten.

So faßte ich mich denn auch an einem schönen Nachmittage in Geduld und spazierte nach Bujukdere hinaus, wo im Sommer die europäischen Gesandten wohnen. Es gab himmlische Gesandtstöchter draußen, aber nach denen durfte Unsereiner den Blick nicht aufschlagen. Ich hatte auch schon

genug mit meinen amorosen Versuchen gegen den
Vadischah- und Esli-Seraï, und mein Banco in
konstantinopolitanischen Liebesaffairen war abgeschlos-
sen. Nur Jungfer Rätchen trug ich jetzt im Sinn
und das künftige Etablissement in Modeartikeln und
Eau de Cologne. Da fühlte ich mit einem Male
mein Herz sonderbar erschüttert, denn mein Auge
war auf die Kuppel der Sophienkirche gefallen, und
unwillkürlich der oft gehegte Wunsch wiederum in
mir laut geworden: o wärest du, hochthaurer Gabriel
Mostert, ein so bedeutendes Haus, wie diese ver-
ehrungswürdige Kirche, die da, nach des glaubhaf-
ten Anton Friedrich Büsching's Versicherung, täglich
Zehntausend Gulden Einkünfte hat! Zehntausend
Gulden täglich, selbst an Sonn- und Festtagen, wäh-
rend des Ramajan und des Beiram! Es gibt keinen
größern Gedanken auf der Welt als diesen. Shal-
speare, Schiller und Göthe haben große Gedanken
gehabt, Bethmann und Rothschild haben die Poesie
des Commerzes hoch getrieben, aber die Sophien-

Kirche in Konstantinopel — ich muß mich bekämpfen, ich muß gewaltsam die speculative Phantasie im Fluge zügeln, sie führt mich sonst zu weit, nach Soltenda und Potosie, in das grüne Gewölbe nach Dresden und zu den Goldbarrenlagern der Condner Bank. Kehre in die Heimath zurück und nähre dich redlich! In der alten ehemaligen Reichsstadt, wo dem Barbarossa seine Gela blüdete, blüht dein Weizen, Jungfer Rätchen, des Bürgermeisters Tochter, und neben ihr Handel in Ellenwaaren von Lyon und Elberfeld, im duftigen Raß von Karl Maria Farina am Fühlischplatz in Köln.

Durch solche Betrachtungen hatte ich auch damals meine heftigen Gemüthsbewegungen zu moderiren gesucht, indem ich mich dem Dorfe Sujndere näherte, als ich plötzlich durch einen starken Schlag auf die Schulter aus meinen vaterstädtischen Träumen erweckt und in die Wirklichkeit an den Bosporus zurückversetzt wurde.

„Salem aleikum!“ rief ich und sprang, den

türkischen Friedensgruß hastig ausstosend, mit einem weiten Saße zur Seite. Ich war dergleichen derbe Zurechtweisungen, mit denen die Herren Moslemin und Frankenhunde beehren, wenn wir ihnen zufällig in den Weg kommen, schon zu sehr gewohnt, um etwas Anderes zu denken, als der Sklav eines vornehmen Türken habe mich nur freundschaftlich auf die Gegenwart seines Gebieters aufmerksam machen wollen. Ein lautes Gelächter in meinem Rücken belehrte mich eines Andern und berichtigte meinen falschen Calcül. Als ich mich umsah, erblickte ich meine zwei guten Bekannten, Myn Herr Jan van Delpt, Koch des holländischen Gesandten, und Monsieur Fleury, Kellermeister des französischen. Wir hatten schon manchen lustigen Streich miteinander ausgeführt, manchen schönen Abend zusammen hingebracht, manchmal in Vera die großen Herren gespielt, während die wirklichen Herren in Bujukdere das Landleben und Sommerplaisir genossen. Die zwei Kameraden kamen mir ganz recht. Sie

konnten mich zerstreuen, sie konnten mir beistehen, mich in Geduld zu fassen, wir konnten uns ein geselliges Gaudium machen; denn, wie sie sagten, waren sie heute ganz frei, da die Minister zum Reich-Essendi eingeladen waren.

„Wir wollen ein Geschäft zusammen machen, *mon amis!*“ hub ich an, indem ich beide unter den Arm faßte und sie vom Weitergehen zurückhielt. Das heißt ein Geschäft, welches Euch nicht zur Last, sondern zur Lust geschrieben wird. Ihr seid heute nicht in der Diplomatie beschäftigt und da dürft Ihr Euch schon etwas erlauben. Kehrt mit mir um, kommt mit in meine Wohnung! Ich habe noch einige Reste köstlicher Weine daheim. Frischen Caviar hat mir heute Morgen der russische Kaufmann Gregorow verehrt, geräucherten Lachs der Griechen Ambrosio, westphälischen Schinken der wackere Hamburger Drosselmeyer, trefflichen Confect der Italiener Marietti und Eingemachtes aus Smyrna der Armenier Pamphilio. Ein ganz passables Souper

bringen wir da zusammen. Im Trinken habt Ihr freie Wahl. Ihr, van Delyt, liebt etwas Schwereß, Gewichtiges: einen Portwein, einen echten Dry Madeira. Daran soll es nicht fehlen, und Ihr müßt mir so oft die Gesundheit Eurer Grietje van Wynderhout auf der Prinze-Kraacht in Amsterdam trinken, bis Ihr nicht mehr das Gleichgewicht Eurer ansehnlichen Person ohne freundschaftlichen Beistand erhalten könnt. Ihr, Monsieur Fleury, bekommt Champagner mouffeur von Sillery oder Versenay, et vivo Demoiselle Manon Larochière, rue Montmartre. Numero 9 au troisième. Ich selbst halte mich an das solide Deutsche. O, du verehrungswürdige Traube von Rüdesheim, womit bist du zu vergleichen, wenn nicht mit Jungfer Rätchen im Schloßgäßchen in der Barbarossastadt, deine süße Blume mit der Blume ihrer Schönheit, dein Aroma mit der würzigen Empfindung, wenn Rätchen hinter dem Rücken ihres Vaters ein verstoßenes Mäulchen gibt, dein begeisterndes Feuer mit dem Feuer, das

aus ihrem Blicke strahlt! Kommt, Ihr Freunde, und laßt uns die hohe Idee in die Wirklichkeit, in's Leben stellen. Der Dreiflang unserer Liebe soll in Madeira, Champagner und Rüdesheimer wiedertönen, und vor unseren trunkenen Blicken soll die begeisterte Phantasie die Huldgestalten unserer Mädchen hinzujaubern!“

Ich hatte mich, wie ich glaubte, selbst übertroffen in der Poesie dieser Einladung; ich wollte rühren, ich wollte gewinnen. Die Freunde aber schienen weder gerührt durch meine Erinnerung an die Schächchen daheim, noch gewonnen durch meine Schilderung der köstlichen Dinge, die ihrer in meiner ländlichen Wohnung warteten. Sie sahen einander bedenklich an, sie schüttelten mit den Köpfen, sie widerstanden ernstlich meinen Bemühungen, sie zur Stadt zurückzuführen. Da riß sich van Delp mit einem Male in ungewöhnlicher Bewegung von mir los, packte mich, der ich vor Erstaunen nicht zu widerstehen vermochte, bei beiden Schultern,

drehte mich so rasch, wie der Sturmwind eine Wetterfahne, um meine eigene Achse und sagte, indem er auf ein kleines hölzernes Gebäude mit einem rothseidnen Fähnlein auf der Spitze deutete:

„Kennt Ihr die Bude dort, wißt Ihr, was in ihr vorgeht, und was dort gegen geringe Zahlung servirt wird?“

Ich verneinte.

„So will ich Euch den bergenden Deckel von der köstlichen Schüssel nehmen,“ fuhr der Koch fort, „so sollt Ihr erfahren, wie man im Stande ist, sich mit dem Himmel schon auf Erden regaliren zu lassen; wie man nicht allein auf einige Stunden des christlichen, sondern auch der sieben Himmel Mohammed's theilhaftig werden kann! Ja, Wynn Herr, dort in jener unscheinbaren Bude mit dem blutrothen Anstriche wird Seligkeit vor und nach dem Tode gegen einige Para verhandelt.“

Das gling über meine Begriffe. Van Delpst war in der Regel ein solldes, nüchternes Haus.

Er hatte auch nicht das Ansehen, als ob er bereits einigen Genèvre über das gewöhnliche Maass getrunken; der ansehnliche Oberkörper bewegte sich fest auf den starken Beinen, das alte holländische Pflagma war nicht aus seinen Zügen gewichen; nur zeigte sich in seinen Blicken etwas Begeistertes, Sehnsüchtiges, das ihm sonst fremd war, und, indem er nach dem rothen Häuschen hinschaute, lebendiger hervortrat.

„Ja, Monsieur,“ nahm jetzt der Franzose das Wort; „Sie werden es nicht übel nehmen, wenn wir Ihre Einladung ausschlagen! Bei Ihnen können wir uns nur betrinken, dort aber wollen wir uns beseligen. Es ist ein Spas, den wir uns alle Jahre einmal machen, seitdem uns die Diplomatie nach Stambul geführt. Heute hat uns der Reis-Effendi die Gelegenheit dazu verschafft; wer weiß, wann sie wieder kommt! Gehen Sie mit uns, Monsieur Mostert, schlucken Sie Seligkeit, Himmelserwonne, Götterfreude! Ja, Monsieur Mostert, keine Champagnerflasche auf der Welt kann das Entzücken gewähren,

welches ich, mittelst eines ganz kleinen Dinges, Ihnen beizubringen mich anheischig mache. Ich bin Kellermeister und Sie wissen, was das sagen will. Ich muß die Freuden kennen, welche die Neben von Constantia, Canaria, vom Vesuv, von den griechischen Inseln, aus dem herrlichen Frankreich und dem kalten Deutschland zu erzeugen vermögen. Aber was sind sie gegen die Seligkeit, die uns erwartet? Treibt es Sie, ein Königreich zu beherrschen, so besitzen Sie es in dem Augenblicke, wo Sie daran denken; wünschen Sie der Schönsten der Houris Ihr Mouchoir de Cachemire hinzuwerfen: la voilà; sie drückt es mit Freude an ihre Lippen; wollen Sie Großvezier werden, Kapudan-Vascha, Minister plenipotentiaire, Rothschild, Paganini, oder selbst auch eine berühmte Sängerin: Sie sind es im Augenblicke. Unsere Seligkeit läßt jeden Unterschied des Standes und des Geschlechtes zu. Kommen Sie mit und Sie werden Ihren Freunden danken, dem dicken Koch und dem schlanken Kellermeister, daß sie Ihnen

ein unbekanntes aber unvergleichliches Entzücken verschafft. Ich habe mir vorgenommen, heute Henri quatre zu sein, aber nur bis zu der unglückseligen Ausfahrt, wo der Bösewicht Navailiac den trefflichen Monarchen ermordet; dann verwandle ich mich in den Grafen St. Germain, der bekanntlich dreihundert Jahr alt war, als er am königlichen Hofe zu Versailles erschien und wahrscheinlich noch irgendwo unter einem falschen Namen, in Jugendkraft und Fülle der Gesundheit lebt.

Vive Henri quatre,
Vive ce Roi vaillant,
Ce diable à quatre!"

stimmte Monsieur Fleury an, indem es mir kalt und wild im Kopfe herumging und ich mich mechanisch von den beiden Bekannten nach dem rothen Häuschen mit dem rothen Fähnlein hinziehen ließ. Welche Verheißungen waren aus Fleury's Munde gegangen, und ich kannte ihn: er war zwar ein

Franzose, aber doch kein Windbeutel; auf das, was er sagte, konnte man sich verlassen. Ich konnte König, ich konnte Gebieter einer Houri, ich konnte Rothschild werden! Dabei blieb ich stehen. Es war eine große Idee. Eine poetische Wallung ließ wiederum mein Herz höher schlagen. Aber da legte sich mit einemmale prosaisch und starr die Glaubensveränderung zwischen mich und meine Wünsche. Nein! sagte ich still und resignirt zu mir selbst: du bleibst ein guter protestantischer Christ nach der augsbургischen Confession; du hast die Vorschläge des Musti abgelehnt, der dir Ansehnliches für den Uebtritt zum Islam geboten; du kannst immerhin dem Erzvater Abraham die gebührende Ehrfurcht zollen, ohne deshalb dermaleinst in seinem Schooße ruhen zu wollen. Er mag auch keine sonderliche Ruhestatt sein, dieser alte Schooß! es wird sich schon Anderes für dich finden in der Seligkeit im rothen Hänschen: Geld, und viel Geld und Jungfer Rätchen in Selnhäusen.

„Ihr seid und bleibt ein Vornehmthuer, Fleury! erwiederte jetzt van Delpt auf des Franzosen Erklärung. Ihr wollt aufbinden gegen Euch selbst mit dem Henri quatre, Ihr wollt nebenbei die Liebschaften durchmachen, die dieser roi vaillant von der ersten Herzogin an bis zur belle jardinière herab gehabt hat. Ihr könnt Euern Charakter nicht verleugnen, ob Ihr gleich seit vielen Jahren schon in diplomatischen Verhältnissen steht. Ihr seid und bleibt ein Franzose, ein Obenaus und Nirgendan, ein Courmacher bei allen Schönen. Ich habe mir es anders vorgenommen, ich halte mich an den Mittelstand, an das Solide. Ich will heute nicht seliger sein, als mein berühmter Landsmann Wilhelm Beukels, da er das Einsalzen der Häringe erfunden hatte. Ja, meine Freunde,“ fuhr er mit so begeisterten Bewegungen fort, als es ihm seine Corpulenz und sein natürliches Pflegma erlaubte, ich will nur einen Zustand haben, aber diesen einzigen Zustand der Glückseligkeit Stunden lang festhalten; den großen

Augenblick, in welchem Wilhelm Beukels vor der ersten gelungenen Tonne eingesalzener Häringe stand. Es war im Jahre 1416. Denkt Euch den herrlichen Mann; wie nun endlich das Werk, über das er Jahre lang gebrüht, vollkommen, unverbessertlich, seinem Vaterlande Segen bringend, vor seinen Blicken stand. Er sah in diesem Augenblicke tausend Erfindungen voraus, welche diese Eine gebären mußte: Pökelfleisch, Sardellen, Sauerkraut, eingemachte Bohnen und Alles, was im Salze der Unsterblichkeit überliefert werden kann. Er sah durch seine Erfindung Tonnen Goldes in sein Vaterland fließen; er sah die Häringsslotte mit unzähliger Menge zurückkehren; er hörte seinen großen Namen von der Mit- und Nachwelt preisen. Ja, du unsterblicher Wilhelm Beukels," schloß van Delpst seine Rede und faltete dabei die fleischigen Hände über dem corpulenten Leibe, indem er einen schnüßichtigen Blick auf das rothe Häuschen warf, ich will heute Du sein, ich will ganz die Bonne genießen, die du empfandest, als du beim Anblicke der ersten

Häringstonne deine eigene Größe und die glückliche Zukunft erkanntest, welche du deinem Vaterlande bereitet, die Freuden, welche du der gesammten Menschheit verschafft hast!“

Ich wußte noch immer nicht, wie ich dran war, ob ich die Worte meiner Freunde in das Gewinn- und Verlustconto oder als baar empfangen in das Hauptbuch eintragen sollte. Sie hatten mich verwirrt, aber auch zugleich neugierig erregt und hoffnungsvoll erhoben. Jetzt standen wir vor dem Häuschen mit dem rothen Fähnlein. Ich sah einige Türken mit schwankenden Schritten heraufstaukeln, bleich, hohläugig, an allen Gliedern zitternd.

„Sind das die Eingeweihten Eueres Tempels der Glückseligkeit?“ sagte ich betroffen zu meinen Begleitern. So wahr ich in der Barbarossastadt mich ansehnlich zu etabliren hoffe, so gewiß sehen sie eher Candidaten eines Krankenspitals ähnlich, als Menschen, denen eine Spekulation auf Entzücken, Wonne und Himmelsfreuden gelungen ist!“

Van Delpt drängte mich dem Eingange näher; der Franzose schob nach.

„Das sind dumme Türken; erwiderte Jener, auf die Fortschwankenden deutend. „Die wollen immerfort selig sein, und wenn eine Seligkeit aufhört, so soll die andere schon wieder anfangen. Das geht aber nicht. Ordnung herrscht in der weiten Natur, Ordnung in der menschlichen Gesellschaft, in jedem Haushalte, im Staats- wie im Küchenhaushalte. Hätte der große Wilhelm Beufels nicht Maass und Ziel im Einsalzen gekannt, so wären wir noch bedauernswürdige Geschöpfe, die viel Herrliches entbehren müßten. Nur vorwärts, vorwärts, Gabriel Mostert! drinnen sollt Ihr Alles erfahren, drinnen soll Euch ein Licht aufgehen, so hell wie die große Feuersbrunst in Moskau!“

„Vive Henri quatre!“ sang hinter mir Fleury und schob gewaltiger.

„Wilhelm Beufels für immer!“ rief feurig der Koch, umfasste mich, hob mich riesenkräftig und

brachte mich mit einem mächtigen Schwunge in das Innere des Häuschens. Ich stand, schwindelnd von der gewaltsamen raschen Bewegung, in einem großen, dämmerigen Gemache. Ob es gleich draußen noch ganz hell war, so kam doch hier alle Erleuchtung von einer düster brennenden, in der Mitte des Gemaches herabhängenden Lampe; Fenster bemerkte ich nirgends; ein seltsamer betäubender Geruch durchströmte das Zimmer. Die beiden Freunde drängten mich unwiderstehlich fort. Ehe ich noch die Gegenstände, welche mich umgaben, genauer betrachten konnte, fühlte ich mich auf ein Polster gedrückt, wo van Delp und Fleury neben mir Platz nahmen. Ich war wie betäubt, ich vermochte nicht meine Gedanken zu sammeln; ich sah nur, wie, aus der Dämmerung hervortretend, ein rothgekleideter, grinsender Türk mit einem silbernen Credenzsteller sich uns näherte. Auf dem silbernen Credenzsteller lagen mehrere rothbraune Kugeln, eine Kristallschale mit Wasser stand in der Mitte. Die Freunde grif-

fen gierig nach den Kugeln, mit einer leidenschaftlichen Wuth verschluckte jeder einige derselben.

„Jetzt ist, Gabriell!“ rief van Delp, indem sein linker Arm mich gewaltig umschlang. Speise Erdenwonne und Himmelseligkeit! das ist Opium, Unsterblichkeitsmanna; so gut ist dir's noch nie gewesen im Leben, Brüderchen, wie es dir heute sein wird.“

Seine Augen traten seltsam glänzend aus ihren Höhlungen. Ich glaubte einen Wahnsinnigen zu sehen. Ich wollte mich losreißen, aber ich vermochte nichts gegen van Delp's Riesenkraft. Er bemühte sich indessen, mir mit der rechten Hand einige Opiumkugeln in den Mund zu schieben, wogegen ich diesen fest zusammenkniff und den Kopf in beständiger schüttelnder Bewegung erhielt.

„Bon appétit, Monsieur Mostert!“ hub jetzt auch der Franzose an, indem er von der andern Seite einen Angriff auf mich machte. Zwei Hände mit den entsehllichen Kugeln schwebten hin und her

vor meinen verwirrten Blicken, jede bereit, mich Unglücklichen gewaltsam zu regatiren. „Sie müssen auch schlucken wie wir, Sie müssen auch selig werden wie wir, im Theriakshause gilt keine Ausnahme. Vive Henri quatre!“

„Ich thu' es aber nicht!“ rief ich entsezt. „Wenn ihr mich nicht gehen laßt, verklage ich euch bei der Gesandtschaft, ich breche alle Freundschaft mit euch ab, und verwünscht sei der Tropfen Madeira oder Champagner, den ich euch noch je erdenze! Was würde Jungfer Käthchen im Schloßgäßchen sagen, wenn sie dermal einst vernähme, daß ich ein Theriak geworden sei, daß ich mich im heidnischen Opium berauscht, daß ich muselmännisch geträumt und unchristlich selig gewesen! Fort mit den Satanskugeln! Der Schwarze mit Hörnern und Hockfüßen hat sie bereitet.“

„Er muß schlucken!“ schrien im Chorus Holländer und Franzose, und der Türke grinste fürchter-

licher. Von der entsetzlichen Anstrengung, mich ihrer zu erwehren, verlor ich auf Augenblicke die Besinnung. Das Triumphgeschrei meiner Peiniger rief mich in's Leben zurück.

„Er hat geschluckt!“ jubelten sie und ließen mich los. Im nämlichen Augenblicke sah ich sie in die Polster zurücksinken, ihre Augen wurden starr, eine wilde Röthe, ein seliges Lächeln verbreitete sich in ihren Zügen: die Verzückerung der Theriak oder Opiumbesser war über sie gekommen.

„Er hat nicht geschluckt!“ schrie ich wüthend und sprang auf. „Er hat sich wohl gehütet und Euere Teufelspillen sind in die Polster gefallen, statt in seinen Mund.“

Ich rannte wie rasend fort. Der Türke lachte mir höhnisch nach; ich hörte den Franzosen noch im Schläfe sein „Vive Henri quatre!“ den Holländer sein „Wilhelm Beufels für immer!“ hinter mir her lallen. Im Freien fühlte ich mich plötzlich aller

unangenehmen Empfindungen entledigt. Es wurde mir froh, es wurde mir leicht, es wurde mir herrlich zu Muth! Wie spiegelte sich heute die Sonne mit wunderbarem Farbenglanze im Bosporus; wie strahlten gleich ungeheuern Rubinen und Diamanten die Kuppeln der Moscheen von Stambul zauberisch herüber; wie leuchteten in goldener Pracht die Reisfelder, durch die ich hinschritt, nein! durch die ich hinschwebte. Es war mir, als könne ich fliegen, als hänge es nur von mir ab, in einer guten Stunde etwa die liebe alte Reichsstadt Gelnhausen zu erreichen und dort einen frohen Abend mit Rätchen zu verplandern. Und ich fühlte mich auch so reich in diesen Augenblicken, reicher als die größten Häuser, von denen ich je gehört hatte, als die Fugger in der alten Zeit, als die van der Leyen und andere in der neuen! So gelangte ich in ein schattiges Dattelwäldchen. Da ließ ich mich nieder unter einer weit überhängenden Dattelpalme und schaute nach Westen, wo eben die Sonne unterging und wo die

Barbarossaſtadt gelegen war, mit ihrem ſchiefen Thurme und meinem herrlichen Rätchen.

Ich führte eine koſtbare türkiſche Tabackspfeife bei mir mit einem langen Rohre von duſtigem Roſenholze. Den Kopf trug ich in ein ſanftes ſeidenes Tüchlein eingewickelt auf der Bruſt; das Rohr war ſo eingerichtet, daß ich es zum Spazierſtöckchen gebrauchen konnte. Ohne zu wiſſen, was ich that, wühlte ich, während meine trunkenen Blicke auf dem ſchönen Schauſpiele vor mir ruheten und meine begeisterte Phantaſie in der heimatlichen Ferne ſchwelgte und im Contobuche meiner Liebe jeden mit der Geliebten verlebten himmliſchen Augenblick auffand, mit dem Stöckchen im Boden, zwiſchen dürren Blättern und den Wurzeln der Palme. Da wurden plötzlich die Bewegungen meines Stöckleins durch irgend einen unbekannten Gegenſtand gehemmt, ich wurde aufmerkſam, ich wollte das köſtliche Pfei-

fenrohr rasch zurückziehen, aber es zerbrach und ich sah nun halb verdrücklich, halb neugierig nach, was diesen Unfall veranlaßt haben könnte. Mühsam brachte ich unter einer Wurzel des Dattelbaumes einen alten ledernen Beutel hervor, dessen Zichschnuren um ein anderes, noch unerkennbares Ding geschlungen waren. Dennoch dämmerte es, wie eine wunderbare, beglückende Ahnung, in meiner Seele empor bei'm Anblicke dieser Gegenstände. Noch wußte ich sie nicht zu deuten, noch jubelte es unstät und unbestimmt in mir. Als ich aber die beiden Sachen von Schmutz und Schimmel gereinigt hatte, als ich nun einen unscheinbaren, alterthümlichen, aber fest gearbeiteten Säckel in der Hand hielt, als ich in dem andern Dinge einen alten Fils in Gestalt eines winzigen Hütchens erblickte: da erhob sich glänzend aus den Erinnerungen meiner Kindheit das wundersame Märchen vom Fortunat mit dem unerschöpflichen Säckel und dem Wunschhütchen hervor, da flammte rings um mich die Schöpfung in herrlicherm Glanze, als

wolle sie mir Glück wünschen, und ein tausendstimmiger Engelschor vom Himmel herab rief mir zu: „du bist der neue Fortunat; Fortunat begünstigt dich, zwar nicht in der Classenlotterie, worin du selbst Einiges thust als Untercollecteur, aber durch ihre preiswürdigsten Geschenke, die über ein Jahrtausend lang, vor den Blicken aller Sterblichen verborgen, im Schooße der Erde geruht!“

Ich lachte hell auf, ich war wie kindisch. In meiner Seele lag die feste Ueberzeugung, daß Alles so wirklich sei, wie der Chor der Cherubim es verkündigt; ich tanzte wie närrisch mit dem Säckel und Hüttlein in den Händen um die Palme herum.

„Was ist Classenlotterie, was sind Badische, was sind Rothschild'sche Loose gegen diese Schätze?“ rief ich in die laue, duftige Abendluft. Will ich eine Million besitzen, so brauche ich nur einen Tag lang in meinen Säckel zu greifen; will ich einen großen Schlag in Staatspapieren machen, so hilfst

mein Hütlein tausendmal besser als die geschwindeste Staffette.

„Vive Henri quatre!“ drang es wie aus weiter Ferne an mein Ohr.

„Wilhelm Beukels hoch!“ stöhnte schwer und ebenso fern des holländischen Kochs fette Stimme.

„Was Henri quatre, was Wilhelm Beukels!“ rief ich mit einem freudigen Luftsprunge.“ Fortuna soll leben und ihr Günstling Fortunat!“

Da kam mir die Vernunft wieder, da wurde der tolle leidenschaftliche Mensch vom Kaufmanne, von diesem weise berechnenden Wesen geziemend zur Ruhe verwiesen. „Mache einen vorsichtigen Calcul und ziehe ein genaues Facit!“ sprach der Kaufmann. „Prüfe erst den Fond deiner Speculationen, dann überlege und wähle und das Beste behalte.“

Ich setzte mich wiederum in möglichster Gelassenheit am Fuße der Dattelpalme nieder. Mit ruhigem Gemüthe wollte ich die Kraft des Säckels

erproben, allein meine Hand zitterte, als ich hineingriff. Da durchzuckte es meine Finger galvanisch, da strömte der Reiz des edelsten Metalles durch alle meine Nerven, wie es einem geübten Kaufmanne zu gehen pflegt, wenn er unerwartet mit einem Goldstücke in Berührung kommt; da lag auf der flachen Hand vor meinem erstaunten, seligen Blicke in ganz neuem Gepräge ein Hundertfrankenstück: Louis Philippe, Roi des Français!

„O Gott, das Leben ist doch schön!“ rief ich mit Schiller's Marquis Bosa und faßte noch einmal in den Säckel, und noch einmal und so immerfort, bis die Schöße meines türkischen Kleides mit Louis Philippes bedeckt waren. Meine Augen weideten sich an dem Schatze, meine Seele schwelgte in Entzücken! „Vorsicht! Vorsicht!“ sprach da wiederum ermahnend der Kaufmann in mir. „Kann nicht das Gold falsch sein? Kann es nicht geprägt sein in des Satans falscher Münze und dich, wenn du nun Geschäfte damit zu machen gedenkst, um Ehre und Reputation

bringen?" — Ich untersuchte es, ich rieb es am Górduan meiner Sandalen, am Probirsteine, den ich immer vorsichtig bei mir trug. Es war echt, reine Mischung nach pariser Münzfuß, unverdächtig wie der rüdesheimer Elfer, den ich an den Rapid-schi-Baschi abgesetzt. Ich packte mein Gold ein, ich stopfte alle Taschen damit voll.

Wie schätzte ich mich glücklich, den Zudringlichen von Delpy's und Fleury's heldenmüthig und siegreich widerstanden zu haben! Was hatten sie jetzt von ihren Seligkeitspillen, von ihrer Himmelsmanna? — Traum und Schaum! Ich aber besaß die herrlichste, wünschenswürdigste Wirklichkeit, alle Taschen voll Hundertfrankenstücke und den unver-sieglichen Beutel und das wunderbare Hütlein. Freilich durchschauertel mich manchmal seltsam ein grauenhaftes, unerklärliches Gefühl, und es war mir, als umrauschten mich wie geisterhafte Wesen die zwei Theriaki und raunten mir zu: „du hast doch geschluckt, du bist einer der Unsrigen, du machst halt

mit und seiner Zeit wird das Conto geschlossen und die Summa gezogen!

Ich aber stärkte mich gegen solche Verirrungen der Phantasie, indem ich meine leibhaftigen Goldstücke befühlte, mit ihnen klimperte und sie freudig anschaute. Aber das Hüttlein? Auch seine Kraft wollte erprobt sein, ich mußte wissen, wie ich d'ran war mit der Kunst, allerwärts und nirgends, in diesem Augenblicke im Dattelwäldchen am Bosphorus, im nächsten im Kirchenwäldchen bei Frankfurt am Main zu sein. Es war schon dämmerig. Im Nu schwebte der kleine Deckel auf meinem Haupte, ich dachte an die Barbarossastadt, an den balconartigen Gang, der, hinter Räthens Zimmer herlaufend, einen freien Blick in dieses gewährte. Was ist eine königlich preussische Eilpost, ein königlich niederländisches Dampfschiff gegen das Hüttlein Fortunati? Ohne durch die Ellenbogen der Nachbarn, ohne durch den Lärm der Dampfmaschine belästigt zu werden, ohne die geringste Veränderung mit meiner werthen Ver-

son zu bemerken, stand ich vor dem Fensterlein, durch dessen Vorhänge ich in Rätchens Cabinet blischen konnte. Ich sah mich um, der schiefe Thurm schwebte hinter meinem Rücken, neben ihm sein gesetzter Bruder, der gerade. Ich war in meiner lieben Vaterstadt, heimatliche Lüfte, vom Hofe des Nachbar Oekonomen herkommend, weheten mich an. Da trat Rätchen in das Zimmer. Sie trug ein Licht, sie war ziemlich nachlässig gekleidet und trällerte ein Lied aus dem Freischützen. Hatte sich das Mädchen ganz und gar verändert oder hatte meine gar zu rege Phantasie mir tolle Streiche gespielt und die Entfernte mir herrlich erscheinen lassen, während sie jetzt in der Wirklichkeit mir höchst gewöhnlich vorkam? Wo war die Fülle der Reize, die in der konstantinopolitanischen Ferne meine Sehnsucht erregt, wo das Leichte, Aetherische, das das Bild der Ersehnten umgeben, wie Paradiesekdust eine mohamedanische Houri? Und das Schwärmerische, Romanische aus Walter Scott und Cooper, das Hoch-

schottische und Seerabentheuerliche? Ein belesener junger Kaufmann, wie ich, fand Gelegenheit, allerlei Ausstellungen zu machen. Rätchen war kein übles Mädchen, aber sehr alltäglich. Sie hatte Wangen frisch und rund wie Borktorfer Äpfel, ein artiges braunes Haar à la Giraffe, Augen, deren Farbe etwas in das Unbestimmte fiel, und eine Gestalt, die bei genugsamer Fülle sich gerade nicht mit tanzmeisterlicher Anmuth bewegte. Ich fühlte mein Herz erkaltet bei ihrem Anblicke. Weiß der Himmel, mein Geschmack mußte, seit ich von Rätchen entfernt war und mich auf Reisen befand, sich ungemein verfeinert, Welt- und Menschenkenntniß mußten meine Ansichten gereift, meine Urtheilskraft geschärft haben! Ich konnte dieses Wesen nicht mehr lieben, das stand mit unvertilgbarer Flammenschrift plötzlich in meiner Seele. Der Wundersäckel und das Wunschhütlein hatten mir andere Ansprüche gegeben, als der Eidam des Bürgermeisters eines obsuren deutschen Städtchens zu werden, als mich daselbst in

Crêpe de Chine und Eau de Cologne niederzulassen. „Fort, fort von hier zur Schönsten der Schönen!“ rief ich begeistert. Wer kann mir den Besitz des herrlichsten Weibes auf Erden streitig machen?“

Ich stand in einem hohen Vestibüle auf Marmorplatten. Von den cannelirten Wänden strahlten hundert Kerzen wieder, in durchbrochenen Arkaden duftete der Blütenreichthum der südlichen Hemisphäre, silberne Wasserstrahlen spielten im Glanze des Mondes vor den Oeffnungen. Ein großer Wandspiegel warf mein Bild zurück. Ich war in meinen besten europäischen Anzug schwarz gekleidet, ich trug die Halsnadel mit dem Türkis und den Brillanten, welche ich vor zwei Jahren auf der Frankfurter Ostermesse gekauft; ich wußte auch, daß ich mich im Hause des Herzogs von Silvio Cremonio in Rio Janeiro befand, dessen reizende Tochter, die „Schönste aller Schönen,“ ich kennen lernen sollte. Alles das hatte das Hütlein so geordnet und mir offenbart.

Fünfzig Lackeyen in reicher Livrée flogen zu

meinem Dienste herbei. Zwei Kammerdiener stießen die Flügelthüren auf, und unter ihrem Rufe: „der Marchese della Mostarda!“ trat ich in einen glänzenden Saal. Ich war wie geblendet, so bligte mich der Schmuck der Damen, die mit Diamanten und andern Edelsteinen bedeckt waren, an. Was war dagegen die hausbackene Pracht meiner Herren Principale, Steinlein und Sohn, die ich bei den halbjährigen regelmäßigen Messgesellschaften, in meiner frühern Befangenheit, oft bewundert? Was war der Puz der reichsten Kaufmannstöchter gegen diesen Glanz der Damen von Rio Janeiro? Bisher hatte ich, als waarenkundiger Kaufmann, Rio Janeiro seiner Häute wegen geschätzt, jezt empfand ich ein höheres Interesse für die Hauptstadt Brasiliens: ein Interesse des Herzens, nicht der Speculation.

Ich bemerkte, daß mein Eintritt Aufsehen erregte. Die Damen blieben stehen, sahen nach mir hin und flüsterten mit einander. Ein kleiner, dicker Herr schob sich aus dem Gedränge hervor, mir entgegen.

Es war der Herzog. Er trug ein reichgesticktes Gallasleid, Ordensband und Stern. Er redete mich an, er hieß mich willkommen. Er sprach spanisch und ob ich gleich nie spanisch gelernt, so verstand ich es, so wußte ich so geläufig mich darin zu unterhalten, wie in meiner Muttersprache.

„Sie sind uns ein willkommener, liebwürdiger Gast!“ sagte der Herzog und drückte mir huldreich die Hand. Man hat Sie mir empfohlen als einen vorzüglichen und sehr reichen Herrn. Reichthum ist allenthalben gern gesehen, Reichthum ist der Schlüssel zu Allem. Reichthum bezaubert alle Herzen: erlauben Sie, daß ich Sie meiner Gemahlin und Prinzessin Tochter vorstelle!“

O Wonne und Entzücken, so war denn der Augenblick gekommen, wo ich die Schönste der Schönen, das reizendste weibliche Wesen, das jezt auf Erden lebte, anschauen sollte! Ich sah sie. Worte beschreiben sie nicht, Gedanken denken sie nicht, Gefühle empfinden sie nicht; nur Ahnungen wagen sie

zu ahnen. Ihre Sprache war Gesang, ihr Blick Himmelsverklärung. Die junge Rose hatte ihre Wange mit sanftem Hauche berührt, der Schmelz der Lilie lag auf der Stirn, der Purpur der Coralle auf den reizenden Lippen, ein zartes blondes Haar ringelte sich in natürlichen Locken, die schlanke Gestalt würde ein persischer Dichter oder Friedrich Rückert, Professor in Erlangen, mit der Gazelle verglichen haben. Neben der himmlischen Angelika saß ihre Mutter, die Herzogin von Silvio Cremonio, eine Dame, die noch immer für schön gelten konnte, obschon etwas Stolz und Gebieterisches in ihrem Wesen lag, was der Tochter durchaus fremd war. Ich fühlte, daß ich durch den Besitz des Säckels und des Hütteleins ein ganz anderer Mensch geworden war. Wie hatte ich nicht oft gezittert und gebangt, wenn ich in das Zimmer eines deutschen hochfürstlichen oder gar königlichen Geheimenraths getreten war, um im Namen von Steinlein und Sohn meine Offerten in rheinischen, französischen und anderen Weinen

zu machen; wie hatte ich erst mühsam Fassung erringen müssen, ehe ich in einen erträglichen Redefluß gekommen, um die führenden Artikel meiner Herren Prinzipale dem Hochfürstlichen oder Königlichen gewissenhaft an's Herz zu legen! Jetzt stand ich als ein anmuthiger, gelassener Weltmann vor einer brasilianischen Herzogin und ihrer wunderherrlichen Tochter; der herzogliche Vater und Gemahl hielt mich an der Hand, ohne daß diese im mindesten zitterte, und sagte, schwer und bedeutungsvoll seine Worte betonend:

„Der Marchese della Mestarda, derselbe Fremde, welchen uns der kaiserliche Hofbankier so angelegentlich empfohlen! Er kommt eben aus Europa, er kann euch von den neuesten Moden erzählen. Er ist ein Mann von hohen Meriten und, so viel mir bekannt, wird höchsten Ortes selbst gewünscht, ihn in dieser kaiserlichen Residenz zu fesseln.“

Der corpulente Herr schob sich weiter, um mir Raum bei den Damen zu lassen. Die Herzogin

winkte mich hinter ihren Stuhl. Der Stolz in ihrem Angesichte war einer herablassenden Freundlichkeit gewichen. Sie lächelte mich an, sie warf mir einige Blicke zu, die ich, nach allen Beschreibungen in unsern besten Romanen und Novellen, für schmachtende erkannte. Dann sprach sie, auf die Tochter deutend:

„Das Kind hört gar zu gern von fremden Ländern erzählen. Sie ist erstaunlich neugierig in der Geographie. Reden Sie mit ihr, sagen Sie ihr, wo die köstlichen Caschemirshawls verfertigt werden, sprechen Sie ihr von brabantischer Spitzen und pariser Fichüs, erzählen Sie ihr von Ihrem italienischen Vaterlande, von dem feuerspeienden Vesuv und von der Engelsburg, von dem Colosseum in Rom und von den Lagunen in Venedig.“

Die Herzogin wandte sich von mir ab zu einem einfach gekleideten blassen jungen Manne, dessen Blicke, während ich hinter der Dame stand, mit besonderm Ausdrucke, ich möchte sagen, mit einigem Argwohn

auf mir ruheten. Sein Angesicht war fein gebildet, aber mir, dem vielgereiften Menschenkenner, konnte es nicht entgehen, daß etwas Höhnisches, Tüclisches, wie der berühmte E. T. A. Hoffmann seinen diabolischen Personen beizulegen pflegte, in seinen beiden Mundwickeln lag. Es war mir, als durchschaute er mich, das Wünschhütlein in meiner Busen-, den Säckel in meiner Westentasche. Mit einer unheimlichen Empfindung wandte ich mich von ihm ab zu dem Engelsangefichte der Prinzessin Angelika. Da ertönte ihre Zauberstimme, wie Gesang im Cäcilienvereine des Herrn Schelble zu Frankfurt am Main, da hörte ich den wonniglichen Laut der Rede, wie ich dessen oben gedacht. Eine ganze Rossinische Oper klang durch mich hin, während ich ihr zuhörte: Triller und Rouladen, Crescendo und Decrescendo, Adagio und Allegro. Bald wurde es mir wehmüthig, wie in der Cavatine im Tancred, bald jubelte es in mir, wie Triumphgesang aus der Belagerung von Corinth. O du himmlische Angelika, du warst Musik

und Capellmeister zugleich, und wenn man dich ansah, so vermeinte man die Venus von Medicis zu erblicken, angethan in Tüll mit Gold gestickt, Nermel à la Gigot, Brillantringe in den Ohren und an den Fingern, Rubinenschmuck um Hals und Brust! Was sie sprach, war nobel und geistreich und dabei schlug sie die Vergißmeinnichtaugen so sehnächtig-liebevoll gegen mich in die Höhe, daß ich glaubte, Werthers Leiden und Herrmann und Dorothea von Herrn von Göthe in ihnen zu lesen. Sie fragte nach Theater und Literatur. Da war ich in meinem Elemente. Ich erzählte ihr von Demoiselle Sonntag und Herrn Paganini, wie jene, ehe sie sich verheirathet, Violinvariationen gesungen und dieser das charmante Lied *cara mamma* gezeigt; ich sprach ihr von dem vortrefflichen Stücke, die Schneidermamsells, und trällerte ihr einige Arien aus den Wienern in Berlin vor: Alles mit einem Anstande und einer Leichtigkeit, welche den Marchese della Mofarda als einen feingebildeten Cavalier bekundeten.

Dann gedachte ich der großen Pichter in der neuen Poesie, des Herrn H. Heine und des Herrn Grafen von Platen Hallermünde, und daß jener den Blüthengarten seiner Poesie in duftiger Lage über eine ewig unglückliche Liebe ausströmen lasse, dieser aber sich gesetzt im rhytmischen und metrischen Lobe sokratischer Freundschaft ergieße. Sie hörte aufmerksam zu, dann seufzte sie plötzlich tief auf, so tief, daß ich sehr erschrock und sie in der Verwirrung fragte: ob ich vielleicht in der Erwähnung der gedachten, ruhmwürdigen Poeten etwas Unanständiges begangen?

„Nein, nein!“ versicherte wehmüthig die liebenswürdige Fürstentochter. „Ich habe eine deutsche Erzieherin gehabt, ich verstehe deutsch, ich lese die deutschen Dichter. Beide Dichter, von denen Sie sprachen, sind mir theuer, besonders der rührende Heine, der die Leiden seiner Liebe nun und nimmer verwinden kann. Aber es gibt noch andere herrliche Dinge in Deutschland, als Kunst und Poesie. Sind

Sie wohl ein Freund von nürnbergger Lebkuchen, Herr Marchese? Da Sie, allem Anscheine nach, lange in Deutschland gewesen, so kann Ihnen dieses treffliche aromatische Product nicht unbekannt geblieben sein. Ach, es sind nun zwei Jahre her, daß mein Vater eine kleine Sendung erhielt und seit jener Zeit haben alle Leckerbissen unseres Himmelsstriches ihre Reize für mich verloren! Im Wachen und im Traume fühle ich mich von einer nie zu stillenden Sehnsucht nach diesem lieblichen Gebäck ergriffen. Umsonst duftet mir die paradiesische Fülle unserer Blumenwelt: sie duften doch nicht, wie das würzreiche Fabrikat aus Deutschland.“

Die Prinzessin wurde still. Sie schien in eine tiefe Schwermuth zu versinken. Da beugte sich die Herzogin Mutter zu uns herüber und sagte in traulich mütterlichem Tone:

„Was habt ihr, Kinder? Sie scheinen gerührt, Herr Marchese, und ihr schwimmen Thränen in den Augen, Angelika?“

„Wir sprachen von nürnberg'schen Leb'suchen,“ antwortete sehr weich die Prinzessin. Da nahm auch die Herzogin eine bekümmerte Miene an, sah zum Himmel und sprach seufzend:

„Ja, es ist etwas sehr Herrliches um nürnberg'sche Leb'suchen!“

„Morgen werde ich die Ehre haben, damit aufzuwarten,“ versetzte ich hastig, indem ich meines Wünschhütteleins gedachte. In diesem Augenblicke hörte ich höhnisch neben mir lichern. Ich sah auf. Der blasse Fremde hatte sich mir zur Seite gedrängt. Er sah verächtlich auf mich herab, dann wandte er sich mit dem Haupte um und schien einige Worte in die Luft zu flüstern. Ich nahm dieses Betragen für einen Spott auf mich; aber ich beschloß, den Menschen nicht zu beachten, denn was vermochte er gegen mich, den Besitzer von Fortunati Säckel und Hüttelein?

Da entstand ein seltsames Geräusch in der Versammlung. Ausrufungen der Verwunderung ließen

sich vernehmen und zum Sitze der Herzogin drängte sich ein Lakay des Hauses, eine große silberne Gredenschüssel mit frischduftenden nürnbergger Lebkuchen in den Händen. Ich stand verblüfft; der Fremde lächelte höhnischer auf mich herab. Ein unbekannter Diener, meldete der Lakay, habe so eben die Schüssel im Vorzimmer abgegeben, mit der ausdrücklichen Anweisung, selbige sogleich der Frau Herzogin von Silvio Cremonio zu überbringen. Als man ihn näher befragen wollen, sei er auf eine wunderbare Weise verschwunden gewesen. Stille Heiterkeit glänzte in den reizenden Zügen Angelika's; die Mutter warf einen freundlichen fragenden Blick auf den Fremden, den dieser mit einer bejahenden Verbeugung beantwortete.

„Der Doctor Joannes aus Ingolstadt,“ sagte jetzt die Fürstin, indem sie mir den bleichen jungen Mann vorstellte. „Ohne Zweifel haben wir ihm das schöne Geschenk zu verdanken, das so unerwartet unser Fest verherrlicht. Er ist ein Land-

mann dieser köstlich erquickenden Gabe, er weiß die Schätze seines Vaterlandes zu würdigen; er hat mit seinem Takte vorausgesehen, daß sich auch hier Freundinnen der Vorzüge befänden, die seiner Heimath angehören.“

Der Doctor verbeugte sich noch einmal lächelnd gegen beide Damen. Mich hatte der grobe Mensch kaum angesehen, als die Herzogin ihn präsentirt. Und er war doch nur ein Doctor und ich ein Marchese! Du sollst schon Augen machen, dachte ich bei mir selbst, wenn ich erst mit meinen Präsenten herausbrücke gegen die Damen. Morgen ist auch ein Tag, und wenn schon deine herbeigehexten Lebkuchen jetzt ihrem wunderlichen Gelüste absonderlich schmeicheln, so wird doch ihr Auge geblendet, ihre Seele in Entzücken versetzt werden bei dem Anblicke der Alcinodien, die ich morgen in aller Frühe bei den Herren Bridge und Rundell, berühmten Juwelieren in der Strandstraße in London, zu erkaufen gedenke. Hexerei war bei der Lebkuchentlieferung im Spiele,

das schien keinem Zweifel unterworfen. Wie hätte der Ingolskädter ahnen können, daß es in Rio Janeiro eine Herzogin und ihre Tochter gebe, die in dieses mittelmäßige Backwerk gleichsam vernarrt waren, um sich für die lange Reise damit zu beladen; wie hätten, was mehr als Alles für zauberische Künste sprach, die Kuchen noch ganz frisch, warm aus dem Backofen kommen können? Ich sah mir den Patron genauer an. Er sprach eben mit den Damen. Sein ganzes Benehmen gegen diese war bescheiden und demüthig; aber der diabolische Zug um den Mund verleugnete sich unter keinen Umständen. Noch vor wenigen Stunden wäre ich kurzsichtig genug gewesen, jeden Gedanken an übernatürliche, zauberische Einwirkungen in die Kinderstube, in das Reich des Aberglaubens zu verweisen; aber jezt hatte ich an mir selbst erfahren, daß die Sache nicht Ohne sei, jezt trug ich unwiderlegliche Beweise bei mir, jezt war ich ja selbst ein Zaubermensch geworden, der statt demüthig hohen Gönnern die Weincharte zu präsentiren,

jeden Augenblick erwarten konnte, daß eine Herzogstochter ihm die Spielkarte präsentire. Und so geschah es auch.

„Machen wir eine Parthie Mariage!“ redete im Flötentone die wunderherrliche Angelika mich an, indem sie meinen Arm nahm. „Dort sind die Spielzimmer. Die übrige Gesellschaft drängt schon hin zum Roulette und Pharo, ich aber liebe Mariage über Alles.“

„Es ist auch mein Leibspiel, Gnädigste!“ versetzte ich, von überschwenglicher Liebe ergriffen. „Um der Mariage willen thu ich Alles, um der Mariage willen bin ich hergekommen über das Weltmeer von Konstantinopel am Bosporus.“

Die Prinzessin sah mich bedeutungsvoll an und drückte mir verstohlen die Hand. Es durchfuhr mich wie ein elektrischer Schlag im physikalischen Verein zu Frankfurt am Main. Als ich aber ausblickte, sah ich den Doktor Joannes vor mir stehen, mit gehässigem, drohendem Blicke auf mich herabschauend.

Dann beugte er sich lächelnd zu Angelika nieder und flüsterte ihr etwas in's Ohr. Der Unverschämte! er that gar nicht, als ob ich da sei, er glaubte mit seinen Lebuckchen der alleinige, unwiderstehliche Herzenseroberer zu sein. Da ließ ich die Hundertfrankenstücke in meiner Tasche erklingen und der Klang von Louis Philippe, Roi de Français, machte eine gute Wirkung auf die Herzogstochter.

„Ja, wir wollen Mariage spielen!“ sagte sie, mich schmachkend ansehend. „Kommen Sie, bester Marchese! jeder Augenblick längern Verweilens ist ein verlorener.“

Der Doktor stampfte unwillig mit dem Fuße. Gleich aber hatte er sich wieder gefaßt und stehete im süßesten Schmeicheltone:

„Nur noch zwei Secunden, Durchlauchtigste! Ich höre schon die muthigen Rosse brausen — sie drängen heran. Die Thorflügel springen auf: sie sind da!“

Wirklich fuhr in diesem Augenblicke eine Equipage

mit Sturmesflug in den Hof ein. Man vernahm das Schnauben und Scharren feuriger Roffe; Stimmen von Dienern wurden laut. Mehrere aus der Gesellschaft eilten an's Fenster, auch Angelika drängte mich hin.

„Es ist nur mein Postzug von andalusischen Pferden,“ sagte demüthig, aber doch so laut, daß es von jedermannlich gehört werden konnte, der Doctor, „und mein neuer Wiener Wagen. Wollen Sie sich nicht gefälligst das Ganze betrachten? Ich glaube nicht übel gewählt zu haben.“

„Betrachten?“ versetzte barsch ein ällicher Herr in glänzender Uniform. „Wer kann denn Etwas betrachten in dieser Stockdunkelheit?“

„Verzeihen Sie!“ erwiderte sanft Joannes. „Ich hatte vergessen, daß die Herrschaften nicht gewohnt sind, im Dunkeln zu sehen. Dem kann abgeholfen werden!“

Er schnippte mit den Fingern zum geöffneten Fenster hinaus. In einem Augenblicke schien der

ganze Hof in Flammen zu stehen. Viele hundert brennende Fackeln an den Wänden strömten Tageshelle auf die Carosse und den Postzug. Ein bewunderndes, einstimmiges „Ah!“ das dem Kunststücke des Doctors galt, erklang von allen Lippen. Ich aber rief höhnisch und erbozt:

„Das ist mir gar nichts Neues. Das habe ich schon oft gesehn vom Professor Döbler, dem physikalischen Künstler, und es gehört nur ein elektrischer Apparat und trocknes Wetter dazu.“

Man hörte nicht auf mich. Nur der Doctor mochte meine Worte vernommen haben und sah mich finster und rachsüchtig an. Alles brach jetzt im Lobe des herrlichen Postzuges aus. Es waren auch in der That vier Thiere von der größten Schönheit, echte andalusische Race, gleich gezeichnet und ebemäßig gebaut, voll Feuer und Kraft, wie vino do Tinto oder dreißigjähriger Malaga. Ich selbst mußte gestehen, daß ich noch nie etwas Aehnliches gesehen hatte; ich fühlte mich genöthigt, meinen Aerger mit

meiner Bewunderung zu verschmelzen. Und nun gar die Rutsche! Leichteres, Zierlicheres und Reicheres in dieser Art war in der weiten Welt nicht zu finden. Sie schwebte und wogte in den Federn, wie die Muschel, welche die heidnische Schönheitsgöttin Venus vor vielen tausend Jahren an's Land getragen, sie war würdig, die Schönste der Schönen aufzunehmen.

Das mochte sie auch selbst denken, die Schönste der Schönen. Ich hörte sie laut neben mir aufseufzen. Sie verließ meinen Arm, um den des Doctors zu nehmen und sagte, schwermüthig zu ihm hinauf, lächelnd:

„Sie sind ein glücklicher Mann, Doctor! Ich kann mir keine beseligendere Empfindung denken, als die, einen solchen Postzug, einen solchen Phaëton zu besitzen!“

„Beide sind Ihr Eigenthum, Herlichste!“ flüsterte zärtlich Joannes, doch vielleicht mit Absicht laut genug, daß ich ihn verstand. „Die Welt hat

keinen Schatz, der nicht Ihnen gebührt, Königin aller Herzen!“

„O Gott, welches Gemüth!“ rief Angelika aus. Dann entfernte sie sich mit einem raschen Händedruck von dem Doctor und eilte zu der Mutter, um ihr die frohe Kunde zu bringen.

Ich sah wild und grimmig zum Fenster hinaus. Ich sah, wie der Kutscher des Doctors die kühnsten Manoeuvres mit seinem Postzuge ausführte, wie er jagend in Schlangenwindungen seine feurigen Rosse im Hofraume lenkte, wie er Dinge zu Stande brachte, die an das Unmögliche grenzten.

„Hegerei, verruchter Teufelsput!“ sprach ich zu mir selbst, indem ich in den Salon zurücktrat und in dem leeren Raume wild auf und niederschritt. Die Gäste, die an den Fenstern standen und neugierig in den Hof blickten, schienen mir alle meine Feinde, denn sie nahmen Theil an dem Triumphe meines Nebenbuhlers. Ich war eifersüchtig, eifersüchtig zum Todtärger! Was Wunder, denn rann

nicht jezt italienisches Blut in meinen Adern, war ich nicht der Marchese della Mostarda aus Neapel, mußte ich nicht an Dolch und Aqua Toffana denken, wenn ich auf den Doctor Joannes aus Ingolstadt blickte? Immer rachsüchtiger, immer blutgieriger wurden meine Gedanken. Da war es mir, als schwebten, wie Schatten, wiederum die Gestalten van Delpt's und Fleury's an mir vorüber. Jener flüsterte:

„O Gott, wie ist es doch so herrlich, Wilhelm Benkels zu sein! Da bringt mir die rotterdamer Bürgerschaft ein Vivat, da läuten alle Glocken, da spielt das Glockenspiel von der Gertrundenkirche: Blühe, liebes Weibchen!“

„Ventre saint gris!“ raunte mir Fleury zu.
„Die Gabrielle ist das schönste Weib der Welt, aber toujours perdrix ist nun und nimmermehr mein Geschmack.“

Ich heftete meine Blicke fest auf die strahlenden Kronleuchter, auf die Gemälde, die an den Wänden hingen, auf die von den Fenstern zurückkehrende Menge, um mich von den Spurbildern einer gemeinen Bekanntschaft, die meiner nicht mehr würdig war, loszumachen. Da wandelte langsam ein ernstes Paar an mir vorüber, ein stattlicher Mann in Priesterkleidung und eine bejahrte Dame.

„Man mag ihn rühmen, wie man will, aber es ist nicht richtig mit dem deutschen Doctor!“ sagte der ernste Mann, indem er mit der Dame nicht fern von mir stehen blieb. Er treibt die schwarze Kunst und kann sich Glück wünschen, daß eine hochwürdige Inquisition nicht mehr besteht. Er macht Geschenke hier in's Haus, wie kaum ein Kaiser sie aufzubringen vermag, während er selbst ein schlechtes Zimmer in der Vorstadt bewohnt und Niemanden zu seiner Bedienung hat, als einen garstigen schwarzen Budel, der ihm das Essen aus der Garküche holt.“

„Und wie hat sich Alles hier verändert, seitdem er in's Haus gekommen ist und der schönen Angelika den Hof macht!“ setzte hastig die Dame das Gespräch fort. „Armetei war überall, die Bedienten hatten keine Livree, die Gläubiger rannten dem Alten die Thüren ein, Gesellschaft war nicht gegeben worden seit Olms Zeiten. Jetzt strotzt die Dienerschaft von goldner Stickerei, einen Tag um den andern gibt es Diner oder Souper, und Seltenheiten prangen auf der Tafel, deren Dasein unerklärlich ist, wie heute Abend die plötzliche Erscheinung des wunderlichen Backwerks, nach dem Prinzessin Angelika einen so seltsamen Appetit äußerte. Ich erlebe es noch, daß die Tochter des Herzogs von Silvio Cremonio Frau Doctorin Joannes wird.“

„Nein, nein!“ sagte bedächtig den Kopf schüttelnd, der ernste Mann. „Bis heute Abend glaubte ich es auch, nun aber bin ich überzeugt, daß die Aeltern andere Absichten mit ihr haben.“

Sein Blick fiel auf mich. Er schien erst jetzt

meine Nähe zu bemerken. Indem er seine Dame weiter abwärts führte, schien er die Unterhaltung fortzusetzen, von der ich nichts mehr vernehmen konnte. Aber ich wußte doch nun, daß andere Leute meinen Gegner mit denselben Augen ansahen, wie ich; ich machte mich gefaßt, kraft meines Säckels und Wünschhütchens einen Kampf mit ihm zu bestehen, dessen Preis die unvergleichliche Angelika war.

„Spielen wir denn nicht Mariage?“ erklang in diesem Augenblicke ihr Nachtigallenslaut dicht neben mir und ich fühlte ihre zarte Hand auf meinem Arme ruhen.

„Bis in den Tod!“ rief ich entzückt, indem Alles vergessen war, Alles um mich verschwand und ich nur das wunderherrliche Wesen erblickte. Wir traten in das Spielzimmer. Wir nahmen Platz in einer einsamen Nische. In der Mitte des Gemaches wurde Pharo gespielt. Dort stand auch der Doctor, pointirte und verlor ungeheure Summen. Seine Stirn lag voll düstrer Falten, eine stille Wuth

über seinen Unstern schien sich seiner bemächtigt zu haben.

O Gott! wie war sie schön, die Herzogstochter, als sie das lockenreiche, anmuthige Haupt zum Spiele niederbengte, als die Himmelsaugen sinnend auf den Karten ruheten, als die reizenden Züge den Ernst des Nachdenkens annahmen! Wie hätte ich an das miserable Spiel denken können, indem sie mir gegenüber saß, wie hätte eine *Cocur* oder *Carreau*, *Mariage* meine Seele beschäftigt, während die Gegenwart mir, Alles überwältigend, zurief: nur eine *Mariage* kann die Sehnsucht deines Herzens stillen, und das ist die mit der Schönsten selbst!

Sie spielte mit Leidenschaft, aber in dieser Leidenschaft offenbarte sich das herrlichste, kindlichste Gemüth. Wenn sie gewann — und sie gewann bei meiner Gleichgültigkeit gegen das Spiel immer; — wenn meine Hundertfrankenstücke über das grüne Tuch des Spieltisches zu ihr hinübergelitten; wenn sie einen Blick auf die Menge Goldes warf, die vor

ihr lag und sich immer mehr anhäufte, dann klatschte sie in die Hände, dann jubelte sie wie ein Kind, so rein vom Herzen weg, daß die pure Unschuld und Unbefangenheit herausstrahlte. Ich war selig. Ich sah nur immer sie an, ich verlor mit dem größten Vergnügen mein Geld; denn der Säckel, aus dem ich verborgen auflegte, war unerschöpflich. Natürlich beging ich hundert Zerstreuungsfehler, verpackte die besten Meldungen, warf die vollzähligsten Karten als blinde Blätter zu; wenn aber dann die Anmuths-strahlende mich neckte, wenn sie über meine Unvorsichtigkeit kindlich lachte; dann entfaltete sie so viele Reize, dann zeigte sie wieder eine neue, so wunderherrliche Erscheinung, daß ich meine Unbedachtsamkeit im Stillen hoch pries und mich ganz und gar nicht hütete, immer wieder neue Unbedachtsamkeiten zu begehen. So hatte ich denn bald, da ich, um dem kindlichen Gemüthe Freude zu machen, den Einsatz jedes Mal verdoppelte, über tausend Goldstücke an das Herzogskind verloren.

„Es ist genug für heute;“ sagte sie jetzt holdselig lächelnd, indem sie einem alten Kammerdiener das Geld zur Verwahrung übergab. „Man muß in nichts zu weit gehen, selbst in seinen Lieblingsneigungen, selbst in der Mariage nicht! Morgen hoffe ich die Parthie mit Ihnen zu erneuen, lieber Marchese!“

Sie hüpfte fort zu ihrer Mutter, die indessen mit dem alten Herzoge gemeinschaftlich Bank am Bharotische gehalten. Ich war wonnestrunken, ich war außer mir. „Lieber Marchese hatte sie mich genannt, und das mit einem Tone der Stimme, der melodisch durch mein ganzes Innere nachbebt, den ich hätte festhalten mögen für Zeit und Ewigkeit! Während ich, aus dem Spielsaale schreitend, meine Blicke nach dem Bharotische sandte, bemerkte ich den Doctor nicht mehr. Der hat Hab und Gut verloren! dachte ich im Wahne des Triumphs über den lästigen Nebenbuhler. Der kommt dir sobald nicht wieder in den Weg mit wiener Carossen und andalusischen Pferden! Ich schute mich nach der Ein-

samkeit, um mich ganz meinen seligen Gefühlen hinzugeben, ganz dem Wonnetaumel, der sich meiner bemächtigt hatte, wie des Romeo aus dem Hause Montague in der Tragödie des berühmten Shakespear, nachdem seine Lippen Vilger geworden, die zu den Lippen der Signora Julie aus dem Hause Capulet gepilgert. Warum konnte ich das nicht auch von meinen Lippen rühmen? Ich war in ein abgelegenes Zimmer gerathen, das seine dämmernde Beleuchtung nur von den Kerzen des Nebengemachs erhielt. Hier warf ich mich in eine Ottomane nieder und sann meiner Liebe und meinem Glück nach. Was war ich gewesen und was war ich jetzt! welche obscure Ausichten waren früher meiner Lebensbahn eröffnet und welche glänzende jetzt? Armer Gabriel Mostert! wie oft hattest du in den Vorzimmern der Großen und Mittelmäßigen Stunden lang, mit der Weinkarte in der Hand, demüthig harren müssen, bis ein huldvolles Herein ertönte: jetzt sprangen alle Flügelthüren auf bei der Erscheinung

des Marchese della Mostarda und goldbeladene Kasken stürzten sich den Hals ab, ihn anzukündigen! Schon seit Jahren spartest du es dir an den Reisediäten des Hauses Steintlein und Sohn ab, um ein jämmerliches Paar tausend Gulden zusammenzubringen: jetzt konntest du über Hunderttausende, über Millionen, über Unzähliges gebieten! Und der Blick in die Zukunft, in den düstern Laden in der Barbarossastadt, wo die Elbe mein Helfer, wo double Florence, Crèpe und kölnisches Wasser der Quell eines nothdürftigen Lebensunterhaltes sein sollten? Und neben mir Rätchen — freilich ein unbescholteneß, gutes, haushälterisches Wesen; aber doch dabei auch gar zu hauckbacken, kleinstädtisch, knickerig auf den Kreuzer, — kurz nichts mehr für mich, den Reichbegabten, dem alle Freuden, alle Reichthümer der Welt sich darboten, den neapolitanischen Marchese della Mostarda! Wohl juckte es mich ein wenig an dem Finger, wo der Vergiftweinnichtring steckte, den Rätchen mir in einer schönen Stunde gegeben, als

ich ihr die Ehe gelobt; aber brauchte der Marchese zu halten, was der Handelscommis versprochen? War der Italiener Mostarda zur Schuldenzahlung für den deutschen Mostert verpflichtet? Trotz aller Ueberredungskünste, die ich zu meiner eigenen Beruhigung anwandte, wollte doch mein Gewissen in Hinsicht auf die Bürgermeistertochter sich nicht ganz zum Schweigen bringen lassen. Da rief ich das Bild Angelika's wie zum Beistande zurück in meine Seele und Rätchen war verschwunden, und jede Regung zu ihren Gunsten verstummte.

„Sie ist ein Engel auf Erden, diese Herzogstochter!“ sprach ich leiser für mich hin. „Was ist von allem Erschaffnen mit ihr zu vergleichen?“

„Häringe!“ flüsterte eine Stimme mir zur Rechten.

„La belle jardinière!“ eine andere mir zur Linken.

„Verdammte Iheriakögespenster, wollt ihr entweichen aus meinem Paradiese!“ stand ich im Be-

griffe auszurufen, als im nämlichen Augenblicke eine sehr heftige, laute Rede in einem tiefer gelegenen, ganz dunkeln Nebenzimmer meine Aufmerksamkeit fesselte.

„Hund, abscheuliches Unthier!“ hörte ich den Doctor Joannes sprechen: „schaff Geld herbei im Augenblicke, oder zerrissen zwischen uns ist der Pact, der mich an dich bindet. Was hilft mir Alles, wenn ich im Augenblicke der Noth dastehe, wie ein nackter Bettler neben diesem räthselhaften Italiener, der die Goldgruben von Golconda gepachtet zu haben scheint und Tausende verspielt an die schöne geldgierige Angelika und dazu lächelt, als gehe es um Bohnen? Schaffe Geld oder ich quäle dich, indem ich wieder ein guter Christ werde und unter die Pietisten gehe und dich mitnehme in ihre Andachtsstunden.“

Ein unterdrücktes Knurren und Winseln ließ sich vernehmen. Es war kein Zweifel, der Doctor unterhielt sich mit dem Pudel, von dem ich schon früher im Salon Verdächtiges gehört. Joannes aber schien

die Hundesprache zu verstehen, denn er erwiderte, als der Pudel aufhörte zu knurren und zu winseln, mit vermehrter Wuth:

„An Moloch hätte ich mich verhandeln sollen, wenn es mir um Gold und Edelsteine zu thun gewesen,“ sagst du? Mit dem Italiener könne ich nicht wetteifern in Verschwendung; denn er werde von einer übernatürlichen Macht begünstigt, die du umsonst zu erlernen strebst und der alle Schätze der Welt zu Gebote ständen? Du fürchtest, es werde ihm gelingen, Angelika als eheliche Hausfrau fein firtsam heimzuführen und die Blume zu stehlen, auf die ich, seit sie entkeimt, meinen verlangenden Blick gerichtet, und dann sei alle Hoffnung vorbei, dann sei mein langjähriges Wünschen eitel gewesen, weil nur Asmodi die Gewalt besitze, den Himmel des Ehestandes zu trüben und einen wohlgefälligen Hausfreund darin einzuführen? Hund, abscheuliches Unthier! du fürchtest, wo ich hoffe. Du wagst das? Zittere, wenn es mit meiner Langmuth zu Ende geht!“

Da knurrte der Bndel grimmiger, da winselte er nicht mehr, sondern drohete, in einen plötzlichen Angriff auszubrechen. Da war es, als schwellte der Ton aus seiner Gurgel zu einem fernen Donner an. Aber mit einem Male wurde er wieder still, und höhnisch versetzte der Doctor:

„Deine Drohungen kann ich verachten, denn du bist mein Sklave und ich nicht der deinige. Du mußt mir dienen, so lange der Alte in Weimar mich nicht fertig gemacht hat, und bis dahin hat es gute Weile. Ich kann noch viele Jahre frei und fröhlich das Leben genießen und du mußt den Genuß schaffen und die Freudenfülle, wie es mir einfällt. Bis an das Ende der Welt kann es so fortgehen; denn ich ahne fast, daß mich der alte Freund unvollendet läßt, oder ich befehle mich und du bist dann in beiden Fällen um meine arme Seele geprellt. Aber Angelika muß ich besitzen, das sage ich dir, oder ich quäle dich auf jene Weise, die ich dir schon genannt habe! Jetzt bist du ihr Kutscher, der Lenker der andalu-

fischen Kasse und aus diesem Dienstverhältnisse läßt sich Allerlei entwickeln. Doch Geld mußt du schaffen, Satan, und das noch in dieser Nacht!“

In ziemlich kurzen, troßigen und abgestoßenen Lauten ließ sich noch ein Mal der Hund vernehmen.

„Stehlen und immer stehlen!“ erwiderte ärgerlich der Doctor. Es ist ein gemeines, verächtliches Verfahren. Warum stichst du nicht für mich und schiebst mir es unter die Hand, wenn ich's brauche? Da aber meinst du, der Diebstahl sei etwas so rein Menschliches, daß sich die Hölle nicht hineinmischen dürfe. Meinestwegen denn, so will ich noch ein Mal ausziehen mit dir auf den Raub! Aber nicht den Kassen der Kaufleute, nicht dem verborgenen Gute der Beizhälse soll es dießmal gelten. Führe mich in die Schatzkammer des Kaisers von China; dort lohnt es die Mühe, zu stehlen!“

Ein eifriger Schauer fuhr durch meine Nerven. Es war gewiß, ich befand mich in der Nähe eines höllischen Dämons und seines Schütlings. Da

rauschte es seltsam im Nebengemache, da flog es wie eine feurige Kugel an der offenen Thüre vorüber, da klirrten die Fenster, da sauste draußen ein Sturmwind, der sich plötzlich mit wüthendem Toben erhob. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb mich in das Gemach. Schwefelgeruch und drückende Schwüle kamen mir entgegen. Das hohe Flügelfenster stand offen, fern hin am weiten Horizont sah ich ein feuriges Meteor ziehen, das in wenigen Augenblicken verschwand. Ich schwindelte, mein Kopf glühete, meine Brust ward durch die heiße, seltsame Luft im Zimmer beängstigt. Halb besinnungslos tappte ich hinaus. Verwirrte Gedanken traten aus dem Hintergrunde meiner Seele hervor, wunderliche Träume, als sei ich mit dem Doctor und dem Pudel schon ein Mal irgendwo zusammengekommen, als hätten wir schon zusammen getrunken und lustige Lieder gesungen, als sei ich mit ihm spazieren gewandelt im Wäldchen bei Frankfurt am Main oder in der Rheinallee bei Mainz; aber ich wußte diese wunderlichen

Gedanken nirgends hinzuthun, sie blieben Träume, die sich nicht verwirklichen ließen, unklare und unsichere Bilder der Vergangenheit. Ich mochte in der Strazza meines Lebens blättern, wie ich wollte nirgends fand ich den Doctor Joannes und seinen Budel eingeschrieben.

„Du wirst allerlei Abenteuer mit ihm bestehen müssen, Marchese!“ sagte ich zu mir selbst, während ich in die erleuchteten Zimmer zurückkehrte: „aber er kann dir nichts anhaben, denn mit Geld zwingt man Alles, und Summa Summarum, wenn es an den Hals ginge, so hilft dir das Wünschhüttlein davon.“

Dann gewährte es mir auch eine große Beruhigung, daß, wie der Höllenbund selbst gestanden hatte, ich des Schutzes einer ihm unbegreiflichen, überlegenen Macht genoß. In genügsamer Fassung, um vor der schönen Angelika als unbefangener Weltmann zu erscheinen, betrat ich den Speisesaal. Eben rief die schmetternde Trompete zur Tafel, und die Herzogin Mutter führte mir selbst die Schönste der Schönen

zu, damit ich wiederum sie zur Tafel führe. Wie könnte ich die Augenblicke der Wonne, des Entzückens, der Seligkeit beschreiben, die ich da genoß? Weiter genoß ich auch nichts; denn wer hätte in einer solchen Lage an irdische Speise, an irdisches Getränk denken können, und wenn es selbst englische Austern und Steinberger Cabinetswein gewesen wären? Alle Leckerbissen gingen an mir vorüber, ohne daß ich sie berührte; ich sprach nichts, ich lauschte nur auf sie, die wiederum in wundervollen Zaubertönen ihr ganzes kindliches Gemüth vor mir enthüllte.

Das liebliche Wesen hatte, wie es bei unschuldigen Kindlein der Fall ist, nichts als Wünsche. Sie wünschte sich einige Garnituren der feinsten und breitesten Brabanter Spitzen, einen vollständigen Schmuck orientalischer Perlen, verschiedene Esprits, um am Hofe damit zu paradien, und Edelsteine von reinem Wasser und ansehnlicherer Größe, als die, welche sie gegenwärtig trage. Dann folgten noch eine Menge Kleinigkeiten, Modespieldereien und Räschereien, wel-

chen leßtern das herrliche Kind mit besonderer Beigung ergeben schien. Ich notirte Alles wohl im Manuale meines Gedächtnisses und gelobte mir, daß morgen bei'm Dr Jenner alle diese Herrlichkeiten vor ihr ausgebreitet daliegen sollten.

Der Doctor Joannes erschien nicht bei Tafel. Die Herzogin zeigte sich darüber beunruhigt, fragte nach ihm, konnte jedoch keine Auskunft erhalten. Ich aber hielt es für das Beste, ein tiefes Geheimniß darüber zu bewahren, daß er gegenwärtig auf feuriger Eilpost nach China reise, um daselbst lange Finger zu machen. In seiner Abwesenheit war es mir freier und wohler zu Muthe. Ich würde ein sehr unterhaltender Gesellschafter gewesen sein; ich würde kritisch über Literatur und Kunst gesprochen; ich würde einige Reisskizzen aus Deutschland und der Türkei gewiß zu allgemeinem Beifalle vorgetragen haben, wenn ich es nicht vorgezogen hätte, immer nur auf die holdselige Prinzessin zu hören, die ihrerseits auch recht wohl damit zufrieden schien, daß

sie in den Offenbarungen ihrer kindlichen Seele nicht unterbrochen wurde.

So ging der Abend vorüber und der Augenblick des Ausbruchs war da. Ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit, denn zu allen Gästen traten reichgekleidete Jäger und Lakaien, welche die Ankunft ihrer Equipagen meldeten. Wie konnte ich da standesmäßig bestehen als Marchese della Mostarda? Was blieb mir anders übrig, als mich ohne Abschied und Adieu in einen dunkeln einsamen Winkel zurückzuziehen und mich von dort in meine obscure Speculle am Vesperus oder in meine bescheidene Junggesellenwohnung auf dem Römerberge in Frankfurt zu wünschen? Es kam aber ganz anders. Auch mir näherte sich mit unterwürfiger Geberde ein stattlicher Mohr, glänzender angethan als alle übrigen; auch mir wurde von dem Munde dessen, der sich als meinen Diener ankündigte, die Nachricht, daß mein Wagen vorgefahren sei, und ich konnte nun mit leichtem Herzen mich bei der herzoglichen Familie für

den vergnügten Abend bedanken und angenehme Ruhe wünschen. Man erwarte mich auf morgen Nachmittag zur Spaziersfahrt nach dem Landgut San Zelarrio! Dieses waren die letzten Worte, welche die Herzogin bei'm Abschiede mit der huldreichsten Miene an mich richtete, und die von der liebenswürdigsten Prinzessin mit einem zärtlichen Lächeln begleitet wurden.

Ich schwebte überselig die Normortreppe hinab. Bei'm Scheine der Fackeln sah ich einen herrlichen Staatswagen, mit vier zierlichen Engländern bespannt, der, wie ich gleich wußte, mich aufzunehmen bestimmt war. Zwei Lakaien standen am offenen Schlage, der Mohr schob mich hinein und rasch flog der schöne Postzug, der es wohl mit den Andalusiern des Doctors aufnehmen konnte, durch die Straßen von Rio Janeiro. Wir hielten vor einem stattlichen Hotel. Meine Wohnung, so flüsterte mir gleich eine innere Eingebung zu! In Allem hatte die wunderbare Macht, die mich begünstigte, meine Bedürfnisse vorausgesehen,

und war ihnen zuvorgekommen. Prachtige Staatszimmer nahmen mich auf, Kammerdiener eilten unterthänig herbei, um mir bei'm Schlafengehen behülflich zu sein; kurz, ich wäre aus einer Ueberraschung in die andere gefallen, wenn ich nicht meine Bedeutung als Fortunens Liebling, als das Glückskind klar erkannt hätte.

Ich schlummerte auf Eiderdaunen und unter seidnen Decken ein. Aber ich träumte verwirrtes, tolles Zeug: nichts von Angelika, nichts von ihrer musikalischen Rede, nichts von ihrer pitoresken Schönheit. Ich war auf dem Rathhauseaale zu Amsterdam, wo dem Wilhelm Beufels zu Ehren ein großes Mittagsmahl gegeben wurde. Der Wilhelm Beufels jedoch war Niemand anders, als mein alter Freund van Delpt aus Vera. Alles ging sehr feierlich her. Der Bürgermeister und die Rathsherren in mächtigen Veräcken saßen zu beiden Seiten, van Delpt, in seiner gewöhnlichen Küchentracht, mit der weißen Nachtmütze auf dem Kopfe, obenan. Eine bestän-

dige Beweglichkeit herrschte unter den Sitzenden; es schien einige Kunst zu erfordern, das Gleichgewicht zu erhalten, wenn Einer von ihnen die Hand nach der Schüssel oder nach der Flasche ausstreckte. Hierüber war ich sehr bestrebt, bis ich endlich bemerkte, daß sämtliche Anwesende, dem Könige des Tages zu Ehren, auf leeren Haringsfässern ritten, die durch ihr Hin- und Herrollen den Sitzenden abzuwerfen droheten. Ich stand dem gefeierten Koche gerade gegenüber. Da bemerkte er mich, schwang einen mächtigen Vokal mit beiden Händen und rief mich an seine Seite. „Nein, nein!“ fiel eine gebieterische Stimme neben mir ein und ich sah, gewappnet und gerüstet, den Kellermeister Fleury als Henry IV. mir zur Rechten stehen. „Ich bedarf dieses tapfern Arms in meinen Kämpfen gegen die Pigue. *Ventre saint gris!* Wenn solche Helden feiern wollen, wer soll dann das Schwert ziehen für Recht und Wahrheit? Kommt, Freund, begleitet mich in den Kampf!“ — „Mit nichten!“ sprach

eine schwarrende Stimme von der Linken, in welcher ich die des Bürgermeisters aus der Barbarossastadt erkannte. Dieser hoffnungsvolle junge Herr ist mein Tochtermann in spe und er soll weder ein holländischer Häringseinsalzer noch ein Ritter sans peur et sans reproche werden, sondern Rädchen heirathen und sich etabliren in kurzen und langen Waaren daheim in Gelnhausen!“ — Der Bürgermeister zerrte mich links, Henri IV. rechts und Wilhelm Benfels winkte unablässig mit dem glänzenden Vokale. Da krachte plötzlich ein Donnerschlag durch den Saal, zugleich zerriß ein Blitz die Decke und herab fuhr auf feurigem Pudel der Doctor Joannek. „Huy, wollt ihr mir wol meinen Marchese in Ruhe lassen!“ schrie er mit entschlicher Stimme. „Mit dem habe ich es zu thun und kein Anderer. Wir würfeln zusammen um eine Herzogtochter und bald soll der große Wurf entscheiden, ob sie Frau Marchese wird oder Frau Doctorin!“ Er fuhr wild und grimmig auf dem Pudel über den Häuptern der

würdigen Rathsmänner hin, während Henri IV. mit seinem langen Stoßdegen nach ihm stach und der Schwiegervater Bürgermeister einen Fliegenwedel aus der Tasche gezogen hatte und nach ihm schlug. Da wurde den sonst ruheliebenden Rathsherren der Spuk zu toll; da erhoben sie sich sämmtlich und der regierende Consul gab das Zeichen zum Angriff. Flaschen, Gläser, Schüsseln und Teller flogen nach dem Doctor und seinem Pudel; aber er lachte böhnisch hinab und der Hund wies die Zähne und knurrte diabolisch. Ich riß mich empor aus dem beängstigenden Traume, ein einziger Moment befreite mich von Wilhelm Beutels, Henri IV., dem Doctor Joannes und dem unwillkommenen Schwiegervater. Ein entschliches Gewicht fiel von meiner Brust. Kaum aber schloß ich wieder die Augen, so waren auch wieder die tolln Traumbilder da und ich hatte mit ihnen zu kämpfen bis zum Morgen.

Troß der Ermüdung, welche der unruhigen Nacht folgte, war ich schon sehr früh in voller Thätigkeit. Ich fuhr bei allen Juwelenhändlern von Rio Janeiro vor und erhandelte köstlichen Schmuck: Solitaire wie Taubeneier, Rubinen wie Borsdorferäpfel. Die Kaufleute waren erstaunt und versanken in Ehrerbietung. Niemand habe noch auf diese Steine ein Gehör gewagt, sagten sie, und nur ihre ganze Innung sei im Stande gewesen, die vorläufigen Auslagen zusammenzubringen. Der Marchese della Moscarda ward der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Um Verlen, wie das ländliche Gemüth sie wünschte, anzubringen, mußte ich einen kleinen Abstecher nach Calcutta machen. Dann lehrte ich über Paris, Mecheln und London nach Rio zurück. Alles lag jetzt in meinem Zimmer vor mir ausgebreitet, wie sie und ich es wünschte. Da glänzte der herrlich Schmuck aus Brasiliens Minen herüber, da zeigte sich der milde Silberschmelz der Verlen, da lagen im bunten Gemenge hundert artige Ländeleien von

Paris, da prangte der reiche Anzug von mecheler Spitzen, da stand eine Toilette von eitel Gold aus dem Laden der Herren Bridge und Rundel, Strandstraße in London. Diese sollte mir die Gunst der Mutter sichern, während ich die des Vaters durch eine Sendung von Goldstücken zu erhalten suchte, die ich mit folgendem Billet begleitete:

„Ew. Durchlaucht haben einen Unbekannten, der vertrauend auf brasilische Gastfreundschaft in diese Hauptstadt gekommen ist, so huldvoll aufgenommen, daß er nicht weiß, wie er die Bilanz zwischen dieser Güte und seiner Dankbarkeit ziehen soll. Ew. Durchlaucht werden diese Huld auf's Neue bewähren, wenn Sie ihm erlauben wollen, beifolgendes Capital von 20,000 Stück Doppelpistolen bei Höchst-Ihnen ohne weitere Zinsen anzulegen. Er wird sich durch diesen neuen Beweis von Güte einer großen Verlegenheit enthaben sehen, indem ihm der Ueberfluß an Baarem in der That zur Last fällt. Unterzeichnet: der Marchese della Mostarda.“

Alles wurde nun eingepackt und abgesandt. Drei Schreiben liefen umgehend als Antwort ein: das Zuckersüßeste von der Schönsten der Schönen, auf Seidenpapier mit Bergkristall umkränzt; ein höchst ermunterndes, an die Einladung auf Nachmittag erinnerndes der herzoglichen Mutter; ein ernster Brief im Geschäftsstyle von dem herzoglichen Vater, in welchem dieser versicherte, es läge zwar nicht in seiner Weise und seinen Verhältnissen, fremde Capitalien in Verwahr zu nehmen, mir zu Gefallen wolle er jedoch dieses Mal eine Ausnahme von der Regel machen und die 20,000 Doppelpistolen behalten. Ich aber wußte recht wohl, daß ich mein Capital nicht auf verlorene Zinsen weggegeben hatte. Angelika, Angelika! dein wunderherrliches Bild erfüllte meine Seele, mit Zaubermacht herrschtest du über mein ganzes Dasein; um deinetwillen hätte ich Pflicht und Rechtlichkeit vergessen und, wie der Doctor Joannes, den Kaiser von China befehlen können! Bis jetzt aber hatte ich noch Alles comptant bezahlt und trug

über jedes Stück befriedigende Quittung im Portefeuille.

Während meine Leute glaubten, ich halte nach Landesfittte Siefte, speifte ich im Rocher de Cancale zu Paris löstlich zu Mittag. Mit einem kleinen Champagnerausche belastet, kam ich nach Rio Janeiro zurück. Ich war sehr vergnügt, fidel und content. Zur bestimmten Stunde hielt ich mit meinem Postzuge vor dem herzoglichen Hotel. Brauche ich noch erst zu sagen, zu rühmen und zu preisen, wie freundlich mich Mutter und Tochter empfangen, wie die erste milde und gütig war, gleich einer deutschen Bürgerksfrau, wie die Andere im duftigen Anzuge von mecheler Spizen über Rosaseide mit dem herrlichen Perlenschmucke angethan, eine Göttin und kein Frauenzimmer mehr war?

„Himmliche Prinzessin!“ rief ich in der Sittesrybegeisterung: es gibt kein Kleinod in der Welt, das nicht dadurch veredelt würde, wenn es von Ihren Reizen umgeben erscheint. Gebieten Sie über mich.

Alles soll in der nächsten Viertelstunde zu Ihren Füßen liegen: der große Diamant aus der Krone des Großmoguls, der berühmte Regent, das ganze grüne Gewölbe —

„Ein ander Mal!“ sagte lächelnd das kindliche Gemüth und warf mir einen Blick zu, der mein Herz wie feurige Lohc durchjuckte. „Für heute ist es genug. Jetzt wollen wir spazieren fahren nach San Solario.“

Ich bot meine Equipage an zu dieser Fahrt; Angelika aber hatte ihr Köpschen darauf gesetzt, heute zum ersten Male die vier Andalusier und den wiener Wagen des Doctors zu versuchen. Freilich war mir es nicht ganz recht, daß wir uns den verdächtigen Rassen anvertrauen sollten, von denen man doch nicht eigentlich wußte, ob sie natürlicher oder unterirdischer Herkunft waren; freilich erschien es mir seltsam und grauenhaft, von einem Budel kutschirt zu werden; aber was halfen alle diese Betrachtungen? Angelika wollte es, die Mutter stimmte mit

ihr ein und ich als Cavaliere servente mußte gehorchen. Im Stillen aber calculirte ich auf mögliche Fälle und Unfälle und befestigte, während die beiden Damen den Rücken wandten, das kleine Wünschbütlein im Futter meines gewöhnlichen Hutes und sah nun muthig den Dingen, die da kommen würden, entgegen. Gingen die Rosse durch, so konnte ich ja nur die Prinzessin umschlingen und mich auf den Gensdarmenplatz in Berlin oder die Jungfernstiege in Hamburg mit ihr versehen; gab es sonst einen Teufelspuk, so waren wir auch gleich geborgen.

Unten, während die Damen einstiegen, betrachtete ich mir den Kutscher genauer. Unsere Blicke begegneten sich: er sah mich finster und durchbohrend an. Es kam mir vor, als schössen Funken aus seinen Augen, wie aus einem chemischen Feuerzeuge, wenn man mit dem Schwefelholze hineintupft. Er hatte einen Backenbart von malitiossem Umfange, mit dem sich ein ebenso starkes Haar auf Lippe und Kinn vereinigte. Seine glühenden Augen standen vor, seine

Nase war aufgestülpt, sein Mund sehr breit und immer zeigte er die Zähne; kurz, er gab das vollständige Bild eines knurrigen, tückischen Hundes.

„Mir thust du nichts!“ sagte ich in mich hinein, indem ich den Damen in den Wagen folgte. Ich bin muthig, denn ich habe Champagner getrunken; ich bin kühn, denn ich kann mich auf und davon machen, wenn es gefährlich wird in deiner Nähe.“

Im wilden Fluge stürmten die Andalusier über die Plätze und Straßen von Rio Janeiro. Allenthalben eilten Herren und Damen an's Fenster und auf die Balcone, um uns vorüberfliegen zu sehen. Das war gewiß! der Teufel kutschirte vortrefflich, seinem Blicke entging nichts, er wich aus auf eine Linie und nicht weiter, er bog um eine Ecke im schärfsten Winkel, er vermochte so kurz und kühn zu wenden, daß dem Insitzenden die Haut schauderte und Hören und Sehen verging.

Die Thore der Stadt lagen hinter uns. Jetzt gebot die Herzogin langsamer zu fahren. Wir woll-

ten die Reize der herrlichen südamerikanischen Natur genießen und wollten uns selbst genießen durch Conversation und Tauschhandel der Ideen. Da begegnete mir durch meine Vergeßlichkeit, bei meinem gänzlichen Versinken in Liebe zu der herrlichsten Prinzessin, ein fataler Streich, der leicht meinem guten Credit bei Mutter und Tochter hätte schaden können, wenn ich ihn nicht gewandt und weltmännisch wieder gut gemacht hätte. Wir sprachen von allen möglichen Dingen: von berliner Singethees und vom Carneval in Venedig, von der münchener Duld und dem wiener Mannerstage, von der Peterskirche in Rom und von Mohammed's Moschee in Medina. Dort, erzählte ich, solle der eiserne Sarg des Propheten als ein Wunder zwischen Himmel und Erde schweben; es komme aber nur daher, wie mich aufgeklärte Muselmänner versichert hätten, daß zwei ungeheure Magnete, der eine in der Decke, der andere im Boden des Gewölbes, ihn durch ihre Kraft im Gleichgewicht erhielten, was aber doch immerhin ein höchst

merkwürdiges und bewundernswerthes Experiment bleibe.

„Gewiß muß das höchst wunderbar sein,“ versetzte mit kindlicher Theilnahme Angelika, „und ich möchte wohl ein Mal dort sein!“

„Ich auch!“ sprach ich mechanisch für mich hin und ohne daran zu denken, daß das Wunderhütlein, das einen jeden solchen Wunsch sogleich verwirklichte, auf meinem Kopfe saß. Kaum waren die zwei Eyben über meine Lippen, so befand ich mich in einem hohen, mächtig gewölkten Raume, dessen äußerste Spitze mein Blick nicht erreichen konnte. Säulen von Marmor, Porphyre und Jaspis drängten sich zu der riesigen Kuppel empor, der Boden war mit köstlichen Teppichen belegt, süßduftende Wohlgerüche durchströmten den weiten Raum. Ich sah vor mir die silbernen Pforten eines kleinen dämmerigen Gemaches aufgethan. In der Mitte schwebte, ohne jedoch viel von seinem Mittelpunkte abzuweichen, ein dunkler Gegenstand hin und her, der einer Sarge

nicht unähnlich war. „Allah, Allah!“ erklang es rings um mich. Wohin ich blickte, lagen Anhänger des Islams am Boden und murmelten im andächtigen Gebet. Ich fing an mich zu besinnen. „Ein Giaur! Ein Giaur!“ schrieen da plötzlich viele Stimmen. „Greift den Christenhund, der des Propheten Heiligthum besleckt! Steckt ihn an den Spieß! Steinigt ihn!“ Man hatte mich erkannt, man drang von allen Seiten auf mich ein. „Tod dem Christenhunde!“ tobte es durch den Tempel, widerhallte es von dem hohen Gewölbe. Die Gefahr war groß, aber auch die Hülfe war nahe. Im nächsten Augenblicke saß ich friedlich und wohlgemuth wieder im Wagen der Herzogin von Silvio Cremonio, ihr und der Schönsten der Schönen gegenüber. Glühende Blässe bedeckte Beider Antlitz und sie zitterten sehr. Die Mutter sah mich erschrocken und verwundert, die Tochter mehr neugierig an.

„Bei allen Heiligen!“ begann mit bebender Stimme die ältere Dame. „Geheimeres ist mir

noch nie mit einem Gesellschafter auf einer Spazierfahrt begegnet. Sie waren uns mit einem Male abhanden gekommen, Herr Marchese, mitten aus einer höchst interessanten Unterhaltung, fort wie weggeblasen, wie ein Sonnenstäubchen, das der Wind verweht. Und nun sind Sie eben so wunderbar, plötzlich und wie aus nichts erstehend, auf Ihren Sitz zurückgekehrt! Was hat das zu bedeuten, bester Mostarda? Sie sind uns eine Erklärung, Sie sind uns eine Beruhigung darüber schuldig!“

„Kleinigkeit! Unbedeutender Zufall!“ erwiderte ich verlegen. Es ist eine Unpäßlichkeit, die in meiner Familie forterbt; aber die Anfälle sind sehr selten und, wie die Damen sich selbst überzeugt haben, nicht von Dauer. Es ist eine neue Art von Krampf! Der Mensch zieht sich dann gleichsam ganz in sich selbst zurück, in das unsichtbare Sonnengestlecht, in den plexus solaris der Seele. Es ist durchaus keine Gefahr bei der Sache, ehe man die Hand umwendet, geht sie vorüber. Es sollte mir leid thun, wenn

diese Kleinigkeit die Damen auch nur auf einen Augenblick in Verlegenheit gesetzt hätte.“

Ich glaubte nicht übel gelogen zu haben und sah so fest um mich, wie ich wohl einst als Gabriel Mosters gethan, wenn ich einem Weinkunden schlechten Pfälzerwein für echten Rüdesheimer aufgeschwätzt hatte. Die alte Herzogin aber schüttelte bedenklich das Haupt, verfiel in ein kurzes Nachsinnen und sprach dann mit einem Blicke der Besorgniß auf die Tochter:

„Es ist doch eine böse Sache um diese Krämpfe. Sie sollten unsere Aerzte deßhalb berathen! So lange Sie ledig sind, Herr Marchese, so mag die Sache hingehen. Aber bedenken Sie selbst, wenn Sie ein Mal als Gatte und Vater dastehen und Sie verkröchen sich so plötzlich in Ihren *plexus solaris*, wie Sie das Ding nennen, vielleicht so tief, daß Sie gar nicht wieder herauskönnten: was sollte daraus entstehn für Ihre Familie? Oder welchen Respekt können nur Kinder vor einem Papa haben, der so

mit einem Male vor ihren sichtlichen Augen in sich selbst entschwindet, vielleicht mitten in einer Ermahnungsrede, und dann ebenso unerwartet plötzlich wieder vor ihnen aufsteht, wie ein Pilz? Sie müssen Etwas einnehmen, Marchese, Sie müssen sich an eine solide nährnde Kost halten, damit der Körper ein embonpoint gewinnt, das im Stande ist, dem einsaugenden Gelüste der Seele unüberwindliche Hindernisse entgegenzustellen. Ich werde Ihnen Chocolade mit Salep und Mehl von der wunderbaren Pflanze Arrakatscha schicken. Wenn Sie von letzterm täglich drei Pfund in Milch gekocht verspeisen, so hoffe ich Sie schon in höchstens drei Wochen in einer Gestalt zu sehen, die der plexus solaris wohl uneingeschluckt lassen soll!“

In der Angst meines Herzens versprach ich Alles, was die mütterliche Sorgfalt der Durchlaucht verlangte: ich wollte Chocolane de santé trinken, Mehlbrei essen, jede heftige Bewegung vermeiden und alle Tage nach dem Mittagessen eine Sieste von drei

vollen Stunden halten. Das kindliche Gemüth Angelika's hatte indessen längst schon einen andern Gegenstand gefunden, der es beschäftigte und unwiderstehlich anzog. Während die Herzogin Mutter ermahrend auf mich einsprach, nahm ich in der Verlegenheit eine Bonbonnière von Gold, mit Perlen eingelegt zur Hand, die ich Morgens auf meinen Heer- und Querzügen für meinen Gebrauch erkaufte hatte. Die Bonbonnière war musikalisch; das heißt, sie schloß ein Glockenspiel in sich, das in Silberlauten den Jungfernkranz und die Barcarolle aus der Stimmen von Vortici hören ließ. Ich bot den Damen Bonbons, dann ließ ich die Dose ihre Stückchen spielen. Wie da das herzliche Prinzessinkind sich freute, wie sie das artige Kunstwerk mit zarter Hand berührte und mit Himmelsaugen betrachtete, wie sie es lächelnd an das Ohr hielt und dann in der Unbefangenheit ihrer reinen Seele ausrief:

„O wer so glücklich wäre, dieses köstliche Stück zu besitzen! Wer dergleichen in seinem Necessaire zu

bewahren hätte, um sich in trüben Stunden durch wunderliebliche Musik zu erheitern!“

Es verstand sich von selbst, daß im nächsten Augenblicke die Bonbonnière Angelika's Eigenthum war. Sie erröthete und schlug die Augen blöde nieder. Sie versicherte, daß nur ihre große Achtung vor meiner Person sie bewegen könne, nach den vielen Beweisen außerordentlicher Güte, welche sie bereits von mir erhalten, noch diesen anzunehmen; ich aber dankte Gott, daß nun das Kapitel über den fatalen plexus solaris und über die neumodische Nervenkrankheit geschlossen war. Ich nahm, damit dieser Gegenstand sich ja nicht wieder in unsere Unterhaltung dränge, von dem Glockenspiele in der Dose Anlaß auf die mechanischen Kunstwerke eines Droz und Baucanson überzugehen, von deren Existenz mich das vortreffliche Conversationslexikon des Herrn Brockhaus in Leipzig genugsam unterrichtet. So gelangten wir in die Nähe der Villa San Solario, die, nahe am Meere gelegen, eine herrliche Aussicht

auf dieses, auf die prächtige Stadt, ihre Caselle und nach dem Innern des Landes bot.

Im Gitterthore des Parks empfing uns der Doctor Joannes. Sein Anzug zeigte eine höhere Sorgfalt als gestern Abend. Zwar trug er auch heute wiederum nur einen schlichten schwarzen Frack und sein Haar hing in einfachen Locken zu beiden Seiten des blassen Angesichtes herab; allein im feinen Spitzenjabot prunkte eine Halsnadel mit einem köstlichen Solitaire vom ersten Wasser, alle Finger waren mit kostbaren Ringen geschmückt und auf seiner Badiue von Zuckerrohr glänzte in unförmlicher Pracht ein Rubin von der Größe einer Billardkugel. Er schien mich nicht bemerken zu wollen. Er verbeugte sich sehr demüthig gegen die Damen, bat um Verzeihung, daß er es gewagt, San Solario zu betreten ohne ihre Erlaubniß, und hoffte diese darum, weil ihn nur die Begierde hergetrieben, zu erfahren,

wie sie mit dem andalusischen Postzuge und dem wiesner Phaëton zufrieden seien. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge jener unterwürfigen Sanftmuth, jenes stillen Schmachtens, jener kränklichen Sehnsucht, die heut zu Tage im Preis Gourante unserer Damenherzen so hoch angemerkt stehen. Mutter und Tochter schienen auch sehr zufrieden mit seiner Gegenwart, und Prinzessin Angelika, die liebe Unschuld, war nach ihrer kindlichen Gewohnheit gleich wieder in alle die Herrlichkeiten, welche den Doctor schmückten, vergafft. Sie bewunderte den Solitaire, sie bewunderte die Ringe; als sie aber den ungeheuern Rubin an der Badine betrachtete, brach sie in ein holdseliges Gelächter aus und meinte, der müsse an der Bitternadel einer Riesenkönigin in Gulliver's Reisen gefessen haben; denn keiner andern Dame könne es je eingefallen sein, sich eines so schwerfälligen Schmuckstückes zu bedienen!

„Gnädigste Prinzessin verzeihen,“ sagte ich und warf einen spöttischen Blick auf den Doctor Joan:

neß, o diese Steine werden gar nicht von Damen getragen! Es sind die Abzeichen der chinesischen Mandarinen verschiedener Classen und ich glaube, daß nur der kaiserliche Schatz in Peking ähnliche Exemplare bewahrt."

Der Doctor entfärbte sich nur ein wenig, allein seine Blicke wurden Blitze, die mir Rache und Verderben drohten. Gleich aber wandte er sich wieder sanft und geschmeichlig zu den Damen, lächelte selbst mit ihnen über die wunderliche Größe des Edelsteines und gestand, eben diese Unförmlichkeit habe ihn, der ein Freund von Seltsamkeiten sei, bewogen, den Rubin von einem vornehmen Chinesen, der heute Morgen in Rio angelangt, Nachmittags aber wieder abgereist sei, zu erkaufen. Er hatte sich nicht übel aus der Schlinge gewickelt, die ich ihm gelegt. Ich ließ ihn nun vor der Hand in Ruhe, hoffte aber, es werde sich noch Gelegenheit finden, ihm im Laufe des Abends einen oder den andern Stich in sein diabolisches Gemüth zu versetzen.

Es war ein herrlicher Nachmittag und die Villa San Solario ein wahrer Ort des Entzückens. Konnte ich doch für einen gereisten Menschen gelten, hatte ich doch den schwefinger Garten bei Heidelberg und Herrnhausen bei Hanover gesehen! Was aber war alle Pracht von Schwefingen und Herrnhausen im Vergleich zu der Villa San Solario? Bielefelder Leinwand gegen echten Cachemir, dünner Marcelline gegen Satin turc oder Groß de Berlin! Wenn in Schwefingen eine Nachtigall geschlagen, eine Grasmücke gesungen, so war ich schon tief in eine romantische Melancholie, in eine poetische Sehnsucht versunken. Hier führte ein tausendstimmiges Orchester von Waldmusikanten ganze Ouvertüren und Symphonien auf und in den Wipfeln der Cedern, der Palmen und der Cocospalmen tanzte lustiges Affengesindel, und bunte Papageien, mich gemahnend wie lebendige Blumen, Tulipanen und Feuerlilien, sprangen in den Zweigen hin und her.

Der fatale Joannes hatte den Platz neben An-

gelika eingenommen. Ich ging neben der Mutter und da geschah es denn, daß, während jener die Damen von einer sentimentalen Liebesgeschichte zwischen einem Mohren und einer Europäerin unterhielt, welche kürzlich in Rio Janeiro vorgefallen, ich mich ganz dem Genuße, der von Außen auf mich eindrang, hingab. Ich hörte nur, wie in einem schönen Traume, den Gesang der Vögel, das Rauschen des wogenden Meeres und manchmal in einzelnen Lauten Angelika's zaubervolle Stimme dazwischen. Mein ganzes Wesen war Gefühl, echter mystisch-poetischer Stoff. Ich wurde so poetisch, daß mir endlich die ganze Gegenwart, die Wirklichkeit, die mich umgab, entschwand und ich gar nichts mehr dachte, gar nichts mehr fühlte. Aber etwas Fremdartiges, Wunderliches übte dagegen seine räthselhafte Macht auf mich. Mit einem Male dünkte es mich, van Delpst gehe sehr niedergeschlagen an meiner Seite und sagte, indem er meinen Arm faßte, wehmüthig ermunternd:

„Genieße nur, Bruderherz, genieße noch, wie du es vermagst; denn bald ist alle Herrlichkeit vorüber und ich bin wieder van Delpt, der Koch, und muß der Excellenz Chocolate zum Frühstück kochen, und du bist wiederum Gabriel Mostert und mußt herumlaufen bei'm Mufti und Reiz-Effendi, um die ausstehenden Schulden einzukassiren.“

„Ja, ja, mon coeur!“ flüsterte ebenso gerührt Fleury über des Holländers Schulter, dem er folgte. „Ich bin gegenwärtig der Graf Saint Germain und zähle über dreihundert Lebensjahre, kann Diamanten machen so groß, wie die Hühnercier, und Geige spielen wie Vulli und Carelli; aber es ist nichts Bleibendes unter dem Monde! Morgen muß ich Wein auffüllen im Keller meines Alten und selbsteigenhändig Flaschen schwenken, damit die Excellenz nicht etwa zurückgebliebene Schrotkörner findet, die ihr zuwider sind wie Gift und Sperment und mich leicht vom Dienst bringen könnten.“

„Ja, ja!“ klagte ich, unwillkürlich in der

ehemaligen Kameraden Jammer einstimmend. Es ist Alles eitel unter dem Monde, wie schon der weise König Salomo gesagt; auch die schöne Angelika und ihre Mutter, die Herzogin von Silvio Cremonio!“

„Welche neue Anwandlung, Herr Marchese?“
fiel diese in einem herben, spitzen Tone ein, der mich aus meinen Träumereien erweckte. Sie überlassen sich seltsamen, krankhaften Einbildungen. Man muß es Ihrer Nervenschwäche zu gut rechnen, sonst könnte man sich in der That beleidigt fühlen. Warum hören Sie nicht auf des Doktors geistreiche Unterhaltung, auf die interessante Geschichte, die er uns eben erzählt hat? Ein Herz von Stein muß erweicht werden durch eine so entseßliche Begebenheit, aber Sie rührt die Sache nicht einmal und Sie schwärmen lieber vom Könige Salomo und von der Eitelkeit und ziehen Leute in Ihre Schwärmereien, die wohl auf etwas mehr Consideration Anspruch machen dürften. Hätten Sie zugehört, so würden Sie vernommen haben, daß jener entseßliche Mohr, als ihn die Euro-

päerin durchaus verschmäht, den Muck gekriegt, ein Duzend Personen in den Straßen der kaiserlichen Residenz, dann aber die Geliebte und endlich sich selbst erdolcht! Denken Sie sich den schwarzen Menschen mit der schwarzen Seele, wie er da mit blutigem, rauchendem Dolche durch die Straßen stürmt, Alles niederstößt, was ihm begegnet, dazu lacht und tanzt in seinem Muck, und zulezt mit der Geliebten, mit den schrecklich klaffenden Wunden dem Teufel in den Rachen, in die Hölle walzt. Wie kann man bei solchen grandiosen Begebenheiten an den alten König Salomo und seine langweiligen Sprüchwörter denken?“

Der Doctor sah mit unverschämter Schadenfreude zu mir herüber. Prinzessin Angelika lächelte verwundert und seltsam, als fasse sie den Gedanken, es sei nicht ganz richtig mit mir im Oberstübchen, oder ich sei ein Mensch von wenig Conduite, der erst lernen müsse, sich Standespersonen gegenüber nicht zu vergessen; ich aber räusperte mich und sprach:

„Allerdings ist diese Muckgeschicke höchst wunderbar und schaurig, wie ein Nachtstück in Callot's Manier: allein eben solche Geschichten wirken entsetzlich auf mein Nervensystem und die Aerzte haben sie mir durchaus verboten. Sie betäuben mich, sie lassen mich die Wirklichkeit vergessen, sie verwirren mich, so daß ich oft mit ganz obskuren Personen, Köchen und Kellermeistern umzugehen glaube und verkehrtes, ungehöriges Zeug rede. Schon in meiner Kindheit wurde mir übel, wenn meine Amme dergleichen erzählte, und eine Geschichte von einem Doctor, der auf einem feurigen Pudel durch die Luft gereist, um den Kaiser von China oder vielmehr seine Schatzkammer zu besuchen, hat von damals her einen so lebhaften Eindruck auf mich hinterlassen, daß ich mir immer einbilde, sie sei erst gestern geschehn.“

Jetzt war die Reihe an mir, den Doctor schadenfroh zu fixiren. Staunen, Wuth und Neugier malten sich in seinen Gesichtszügen. Er hatte einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen, um nicht

loßzubrechen und sich zu verrathen. Seine Stirn-
adern schwellen mächtig, seine Wangen bedeckte dunkle
Blut, seine Lippen bebten, seine Blicke hätten mich
getödtet, hätten sie es vermocht. Er gewann end-
lich seine Fassung wieder, ohne daß die Damen,
welche eben eine schöne Aussicht bewunderten, seine
Gewüthsbewegung wahrgenommen. Er wurde wieder
so interessant blaß, wie früher, er sah wieder schmach-
tend zu Angelika, sanft milde zu der Herzogin Mut-
ter. Bescheiden und blöde wie ein Mädchen, das
eben in die Welt tritt, stimmte er in ihre Aeuße-
rungen über die Reize der Gegend, über den herr-
lichen Blick auf's Meer ein. Er lobte die Lage der
Villa mit süßen Worten, den hohen Geist, der alles
dieses geordnet und geschaffen. Das machte die Her-
zogin, die meine Citate aus dem Könige Salomo
etwas verstimmt haben mochten, wieder vergnügt;
denn sie selbst war es, nach deren Plan und Angabe
die ganze Anlage der Villa unternommen worden war.

Wir befanden uns wirklich auf einer Stelle, wo

die ganze Schönheit des Parks und seiner Umgebungen überschauen werden konnte. Links vor uns lag die Villa mit einem anstoßenden Myrthenwäldchen; rechts bildeten große Baumgruppen, mit Blumenbeeten und Wiesenplänen durchzogen, ein reiches Gemälde, in der Mitte blickten wir, über einen herrlichen Bowlinggreen nach dem Golf von Rio Janeiro, nach der Stadt mit ihren herrlichen Pallästen, nach den Wäldern und Hochgebirgen im Hintergrunde. Aber es war kaum auszuhalten vor drückender Schwüle an dieser herrlichen Stelle. Die schrägen Strahlen der Abendsonne brannten unter diesem Himmelsstriche noch heißer, als daheim bei mir in der Barbarossa-Stadt die senkrechten der Mittagssonne in den Hundstagen. Auch die Damen empfanden das sehr und die Herzogin Winter äußerte, indem sie sich verdrießlich zum Weitergehen anschickte: sie werde in den nächsten Tagen einen offenen Pavillon hier erbauen lassen, damit man nicht ferner durch die Sonne belästigt und aus dem besten Genuße vertrieben werde.

„Für den Augenblick kann ich mit einem kleinen chemischen Kunststücke aushelfen,“ sprach ungemein sanft Joannes, indem er die Damen zurückhielt. „Es wäre Schade, wenn wir nicht hier bis zum Sonnenuntergange verweilen und alle Schönheiten des Abends genießen wollten. Ich werde eine Laube säen. In einer Minute ist sie aufgegangen, emporgeschossen, verzweigt und blühend, so daß sie uns vollkommen Schatten bietet.“

Unter diesen Worten schon hatte er eine goldene Tabatiere aus seiner Tasche genommen und geöffnet. Ich blickte neugierig hinein, aber was ich da sah, schien nichts anders, als gewöhnlicher Schnupstaba: grober Marino oder Râpé de Paris. Mit ernsthafter Miene streute der Doctor den bräunlichen Staub in einem Halbkreise umher und siehe! Im nächsten Augenblicke schon drängten sich rings aus der Erde sprossende Rosen und Jasmin, Neben und Feigen, Pfirsichbäumchen und Zwergpalmen. Bald waren sie zur Manneshöhe herangeschossen, bald noch höher

und wölbten sich nun zu einem Dache, dessen Grün mit Blüthen lieblich vermischt war. Der Doctor leistete noch mehr, als er versprochen. Mit der Laube war auch eine prächtige Ottomane nebst Stühlen und eleganten Tischchen aus der Erde hervorgewachsen. Auf dem Tischchen standen Kristallschalen mit köstlichen Confituren, Flaschen mit Limonade und Mandelmilch. Die Damen schienen ganz zufrieden mit Allem, was geschah, erstaunten nur wenig und meinten: es sei doch angenehm, wenn man es so weit in der natürlichen Magie gebracht habe, wie der Doctor, weil man da im Falle der Noth auch guten Freunden dienen und etwas Angenehmes erzeugen könne.

Ich wollte mich ärgern, ich hatte wiederum eine diabolische Anzüglichkeit auf der Zunge, als plötzlich ein unerwarteter Anblick mich mit wunderbaren Empfindungen ergriff, mit süßen Erinnerungen der rheinischen Heimat, mit unbezwinglicher Sehnsucht und schmachttendem Appetit. Die Laube hatte Früchte

getrieben. Vollsaftige Feigen, herrliche Pfirsiche traten aus dem dunkeln Grün hervor. Aber mehr als Alles lockte sie die liebliche Frucht vom Rheine, die in reichen Prachtgewinden herniederhing, die würzige Traube. Welche Beeren, welche Fülle an jedem einzelnen Zweige! Noch nie glaubte ich einen solchen Reichthum der edeln Rebe gesehen zu haben. Mein Herz hüpfte vor Freude, meine Seele tanzte in Entzücken und ich konnte mich nicht enthalten, zu singen:

„Am Rhein, am Rhein, da blühen unsre Reben.“

„Beliebt Ihnen nicht, Verehrtester?“ fragte höchst zuvorkommend der Doctor, indem er auf die würzreichen Traubengewinde wies. „Pflücken Sie nur selbst, während ich die Damen bediene. Sie werden die edelsten Sorten finden und gerade in der rechten Reife, wie sie die Kenner gern haben.“

Ich konnte nicht widerstehn. Ich speiste und speiste, und je mehr ich speiste, desto größer wurde

mein Heißhunger. O, wie durchwärmte es mich mit heimathlichem Geiste, als ich da fand die wohlbekannten Gattungen: Rutländer und Orleaner, Rieslinge, Traminer und die köstlich kühlende Muskatellertraube! Die Welt um mich war verschwunden; nur die aromatische Frucht vom Rheine war für mich vorhanden, war in diesem Augenblicke mein Leben und meine Liebe. Ich speiste Wonne und Seligkeit, ich speiste immer drauf los, bis mich endlich ein lautes Gelächter der Damen und des Doctors aus meinem Bonnetaumel erweckte. Verwundert blickte ich um mich, verwundert blickte ich auf. Da tastete Angelika schallhaft auf die leeren Ranten und ich sah nun zu meinem Entsetzen, daß ich die Laube abgespeist hatte, daß ich eben die Hand nach der letzten Traube ausstreckte, die einzeln von der grünen Decke herabhing.

Ich schämte mich sehr, aber im nächsten Augenblicke wich meine Beschämung der Bestürzung. Was hatte ich gethan, wie hatte ich mich so vergessen

können, von den Zauberproducten meines ärgsten Feindes, meines Nebenbuhlers zu genießen? Ich war ein verlorener, vielleicht ein vergifteter, wenigstens aber ein bekehrter Mann. Glückliche konnte ich mich noch schätzen, wenn der Doctor es nicht schlimmer mit mir gemeint hatte, als der Schwarzkünstler Albertus Magnus, der dem Kaiser und vielen hohen Potentaten ein Gastmahl gegeben, das aus eitel Wind bestanden und mehr Appetit erregt, als gestillt. Aber er stand mir so boshaft und tückisch gegenüber, daß ich das Aergste befürchten mußte. Er lächelte höhnisch und in seinen Augen blühte ein boshaftes Freudensfeuer, das er der Hölle gestohlen hatte.

„Was wandelt Sie wieder an, Herr Marchese?“ begann jetzt erschrocken die Herzogin von Silvio Cremonio, welche die Veränderung, die in meinem ganzen Wesen vorging, bemerken mußte. „Fühlen Sie sich wieder gereizt? — Bekommen Sie neue Anfälle?“

„Was Gereiztheit? Was Anfälle?“ rief ich außer mir. „Wir alle drei, die durchlauchtigste Herzogin Mutter, die himmlische Angelika und ich, der Marchese della Mostarda, werden in einensort gereizt durch Teufelskünste und angefallen durch den höllischen Hund. Der Doctor Joannes will die armen Seelen seinem Pudel in den Rachen spielen und sie verlocken durch nürnberg'sche Lebkuchen, seine Confituren und beherzte Früchte. Aber mich kriegt er nicht, ich stehe unter einem höhern Schutze und schlage ihm ein Schnippchen, ihm und seinem Hölenhunde!“

Ich rannte fort und lenkte meinen Schritt nach der dunkelsten Partie des Gartens.

„Schade um den Mann, daß er an solchen Anfällen leidet!“ hörte ich die Herzogin hinter mir her sprechen.

„Schade!“ wiederholte die Prinzessin im wunderschönen Echo. Der Doctor aber mochte ganz zufried-

den damit sein, daß ich ihm das Feld bei den Damen frei ließ.

Im schattigen Palmenwäldchen rannte ich wild auf und nieder. Was hatte ich von meinen Zauber-
gaben, von meinem Doppelsunde in Dattelhaine
bei Bujaldere, wenn immer der Doctor mir mit
seinen Höllenkünsten entgegentrat, mich verdunkelte,
demüthigte, und in einem Augenblicke bei den Damen
in Vergessenheit brachte, was ich noch vor wenigen
Stunden in Gold und Edelsteinen, in Perlen und
brabanter Spitzen geleistet? Ich durfte ihn nicht
länger schonen. Der Herzog und die Herzogin waren
sehr gottesfürchtige Leute, Angelika ging täglich zur
Messe und wöchentlich zur Beichte. Sie sollten erfah-
ren, mit wem sie es zu thun hatten, wem sie Zu-
tritt vergönnt in ihren häuslichen Kreis, wer der
Prinzessin Tochter den Hof machte, um auch sie,
die Schuldlose, das kindliche Gemüth, an sein Sün-
denleben und an seinen Pact mit der diabolischen

Majestät anzukletten. Aber was konnte ich vorbringen gegen ihn? Was wußte ich selbst Genaueres über die Person des Doctors? Daß er auf einem Pudel nach China geritten, daß er dort im kaiserlichen Schatz Gold und Edelsteine entwendet? Du mein Himmel! Wenn ich das vorbrachte, so sah mich Angelika immerdar verdächtig an; die Herzogin von Silvio Cremonio streckte die Hand nach meinem Pulse aus und sagte: Regt sich Ihre Nervenschwäche wieder? Bekommen Sie neue Anfälle, Liebster? Sie müssen Etwas einnehmen. Sie müssen consistente Speisen essen, Beefsteak und Mehlbrei! — Nein, nein, auf diesem Wege war nichts zu thun. Nur ein großer Schlag, etwas Bestimmtes, Niederschmetterndes konnte mich von dem verhassten Nebenbuhler befreien. Wie kam es, daß immer aus dem tiefsten Seelengrunde eine kaum vernehmliche Stimme mir zusüßerte: Du kennst ihn schon und seinen Pudel; besinne dich nur, wo du mit Beiden früher zusammengetroffen; er ist eine Person von Bedeutung und

sehr bekannt in ganz Europa! Aber ich sann und sann, daß mir der Kopf wehe that, als hätte ich ein Duzend Seiten im Cassabuche der Herren Steinlein und Sohn herunteraddirt, und konnte doch nichts ersinnen. Da kam mir plötzlich ein gescheiter Einfall, der aller Verlegenheit ein Ende machte. War nicht der Doctor in diesem Augenblicke hier und machte eifrig die Cour und ließ Lauben wachsen und menblierte sie gleich aus unterirdischer Tapezirerwerkstatt? Saß nicht sein Budel als Kutscher pfelegmatisch auf dem Bocke und piff Caspars Arie aus dem Freischützen? Konnte ich nicht, während jener hezte und dieser piff, heimliche, aber genaue Nachforschungen anstellen in der Wohnung des Doctors, bestimmte Auskunft über seine Person erhalten und Beweise auffinden, die ihn unwiderleglich als einen Zauberer und Teufelsbanner hinstellten?

Gedacht, gethan! Ich rückte mein Wünschbüchlein etwas fester auf's Haupt und im nächsten Augenblicke schon saß ich im Sorgenstuble des Doctors,

vor seinem Schreibtische, in Umgebungen, die nichts weniger als wunderbar, grauenvoll und an die Hölle gemahnend waren. Unversänglich hing in einem Winkel des Zimmers ein leipziger Schlafpels, der schon Jahre lang gedient zu haben schien; eine Wand des Zimmers war ganz von Meerschäum- und Porzellanspfeifenköpfen bedeckt; an einer andern befand sich unter einem Vorhang die Garderobe des Doctors: kurz, die ganze Einrichtung unterschied sich in nichts von der Junggesellenwirthschaft eines tübingen oder heidelberger Magisters. Die Papiere auf dem Tische, vor dem ich saß, enthielten außer einer handschriftlichen Quittung des Doctors über hundert Piaster, die jetzt zerschnitten war, nichts von Bedeutung. Aber die Handschrift selbst schien mir merkwürdig. Die veraltete Form der Buchstaben, die seltsamen Schnörkelein, mit welchen diese verziert waren, gehörten dem Mittelalter an.

Ich trat zu einem andern Tische, auf welchem mehrere Bücher und eine große Mappe lagen. „Er

liebt die Lectüre!“ sagte ich zu mir selbst. „Aus der Lectüre eines Menschen kann man auch auf seine Neigungen schließen, aus der Lectüre seine Seele erkennen und wer weiß, was noch Alles, das mir zu meinem Zwecke dienen kann. Vielleicht hat er allerlei Randbemerkungen gemacht, die ihn verrathen, vielleicht manche Stelle unterstrichen, die ein genügsames Licht auf seine Person wirft!“ Auf gut Glück öffnete ich das erste der Bücher, das mir in die Hand kam. Es war „Faust,“ von Göthe, die früheste Ausgabe, ein Fragment von noch unbedeutendem Umfange. Aber wie ich auch suchte und forschte, wie ich auch vorsichtig jedes einzelne Blatt betrachtete: nirgends fand sich eine Glosse, irgend eine schriftliche Aeußerung oder Bezeichnung einer Stelle. Nur am Ende, unten auf der letzten Seite, stand in des Doctors leicht erkennbarer, alterthümlicher Handschrift, mit rother Dinte groß und stark hingeworfen, ein bedeutsames **Bien!** Aus diesem **Bien!** ließ sich Vieles ableiten. Galt es dem nicht genug

zu preisenden frankfurtischen Genius des Herrn Wolfgang von Göthe, so war nichts dagegen einzuwenden; war es aber ein Lobgesang auf das unverdiente Glück, mit welchem der Faust der verdienten Strafe entging, so bezog es Joannes mehr auf sich selbst, auf die Hoffnung, ebenfalls der Strafe seiner Sünden zu entgehen und im fernern guten Verständniß mit dem Satan zu leben. Ich schlug ein zweites Buch auf. Es war wiederum jenes Fragment des „Faust“ in einem wiener Nachdrucke. Am Schlusse leuchtete mir wieder das blutrothe Bien entgegen. Wo meine Hand hingriff, fand ich nun Göthe's „Faust,“ in neuen Ausgaben und Nachdrucken, in einzelnen aus den Gesamtausgaben entnommenen Bänden. Bien, bien! stand auf jeder letzten Seite, bis sich in jener Ausgabe, wo das Werk mit der Flucht Faust's und Mephisto's aus Gretchen's Kerker schließt, das Bien zum Très bien steigerte, bis sich in der Ausgabe letzter Hand, nach „Faust's“ zweitem Theile, das Très bien und Supérieurement bien erhob! Ich

weiß nicht, wie es kam, aber dieses Bien, Très bien und Supérieurement bien machte einen höchst fatalen, grauenhaften Eindruck auf mich. Es trat mir in Flammenschrift entgegen, es brannte, meine wunderlichen Ahnungen steigend und vermehrend, in meine Seele, es belebte mich mit ängstlicher, hastiger Unruhe. Da fiel mir noch ein Büchlein in die Hand, ein glänzender, goldschillernder Almanach. Es war das Taschenbuch „Minerva,“ jener Jahrgang, den der Hofmaler Herr Ramberg in Hanover, mit Zeichnungen zu der herrlichen poetischen Schöpfung des Herrn von Göthe geschmückt. Meine Hand zitterte, als sie das Büchlein berührte. Es war mir, als sei der Augenblick der Entscheidung, der Enträthselung gekommen, als werde nun eine gräßliche Wirklichkeit auf mich einbrechen. Und es geschah also! Kaum lag eins von den Kupferbildchen aufgeschlagen vor mir da, kaum hatte ich einen Blick darauf geworfen, so fiel es wie Schuppen, wie eine schwarze Decke von meinen Augen. War ich bethört, war ich

verblendet, war ich vor den Kopf geschlagen, war ich gänzlich behegt gewesen? Da stand der Doctor vor meinen sichtlichen Augen, wie er lebte und lebte, der Doctor Joannes Faust, der mein Rival bei der „Schönsten der Schönen“ war, und neben ihm sein höllischer Vudel und Diener, der jetzt als Kutscher im Hause Silvio Cremonio figurirte. Nun waren meine dämmernden Erinnerungen lebende Bilder geworden; nun wußte ich, mit wem ich es zu thun hatte. O du mein Himmel, wie hatte der Herr Hofmaler in Hanover die Vudelnatur des Mephistopheles getroffen, als wenn er ihm geseffen hätte! Das war der dämmernde Schatten gewesen, der im Grunde meiner Seele starr gelegen, bis ihn jetzt das Werk des Herrn Ramberg belebt und in's Bewußtsein gebracht, als diabolisches Paar, als Faust und Mephistopheles. Nun verstand ich auch jene Aeußerungen des Doctors gegen den Vudel im dunkeln Nebenzimmer des herzoglichen Palastes: „Hunst, abscheuliches Unthier!“ war denn das nicht

eine poetische Floskel aus Herrn von Göthe's Meisterwerk? Nun wußte ich, warum der Doctor gegen den Teufel trohen konnte, daß er ihm nichts anzuhaben vermöchte und dienen müsse, bis der Alte in Weimar ihn fertig gemacht habe! Ja! darin einzig und allein lag der Grund von allem Unheil, welches Faust jezt anstiftete und in Zukunft noch anstiften konnte, weil Herr von Göthe ihn nicht fertig gemacht, weil der Dichter seinen Lebenslauf nicht geschlossen hatte, so daß der Bösewicht nun noch nach Gelüst es in der Welt treiben, mich unglücklich und die schöne Angelika zum Gretchen machen durfte! Ich beschloß, an Herrn von Göthe zu schreiben, sein Gewissen anzuregen, ihn auf die erschrecklichen Folgen seiner Zögerung aufmerksam zu machen.*) Aber welcher Zeit bedurfte es nicht, einen Brief nach Europa zu spediren, was konnte indessen nicht Alles geschehen, wie konnte

*) Diese Erzählung wurde im Jahre 1831 geschrieben.

nicht Faust seine Zaubermacht mißbrauchen! Nein! Es war besser, ich versetzte mich selbst kraft meines Hüttleins nach Weimar, wo es mir als Marchese della Mostarda nicht fehlen konnte, Eingang bei dem Dichtersfürsten zu gewinnen. Dann wollte ich in lebhaften Farben ihm alles Unglück schildern, womit seine Sorlosigkeit die Welt bedrohe; dann wollte ich ihn bei Ehre und Pflicht beschwören, den Faust baldmöglichst, wie es ihm gut dünke, in den Himmel oder in die Hölle zu senden. Meiner Meinung nach hatte er schon an dem armen Gretchen die Hölle hinlänglich verdient; allein ich wußte recht wohl, daß es ästhetische Geister in Deutschland gab, die zuversichtlich behaupteten, der Schöpfer des Faust's habe ihn zu guter Letzt doch für den Himmel bestimmt.

Aber welche ungeheurere Angst ergriff mich da plötzlich, drang in meine Seele und schnürte mir die Brust zusammen? Hörte ich nicht in weiter Ferne den Hülferuf Angelika's? Drang nicht die

Stimme der Herzogin Mutter dumpf und ängstlich zu mir herüber: „Liebster Herr Marchese, wenn Sie nicht gerade einen Nervenanstfall haben, so eilen Sie und retten Ihre Braut!“ — O Herr von Göthe, o Faust und Mephistopheles, ich ahnete das Entsetzlichste! Im Nu war ich zurück in der Villa San Solario. Da lag ruhige, schweigende Dämmerung auf dem weiten Parke. Man vernahm nur das Rauschen des Meeres und ein fernes Donnerrollen aus einer Wetterwolke in Osten. Die Kutsche war fort, von den Damen war nichts zu sehen und zu hören, alle Spuren der zauberischen Laube waren verschwunden, und wo sie gestanden roch es nur stark nach Schwefel. Ein Gärtnerbursche, der mir begegnete, äußerte auf mein Befragen, daß die Herrschaft vor etwa einer Viertelstunde nach der Stadt zurückgekehrt sei und der Doctor Joannes sie begleitet habe. Aber immer quälte mich noch die entsetzliche Angst und in mein Ohr tönte fort und fort der Hülfseruf der Tochter und die Ermahnung der Mutter. Rasch

in den Ballast Silvio Cremonio! Ich stand im breiten Thorwege, ich sah eine furchtbare Verwirrung, die im Hofe herrschte, wie die Lakaien mit flammenden Fackeln sich wild durcheinandertrieben; wie Einige Koffe säumten und bestiegen, wie Andere starr nach der Wetterwolke in Osten blickten und dabei heftig sich bewegten und gestikulirten. Ich hörte den Namen Angelika's mit Bedauern, den des Doctors von Verwünschungen begleitet, aussprechen. Ich drängte mich durch die verwirrte Menge; ich warf sie bei Seite, ich stürmte die Marmortreppe hinauf, ich betrat unangemeldet das Familiengemach.

Da stand der alte corpulente Herr und die starren, hellgrauen Augen waren weit über die fleischigen Wangen hervorgedrungen. Er breitete die kurzen dicken Arme nach mir aus; er zitterte und jappelte sehr mit diesen, er wollte mit mir reden, aber er vermochte es nicht. Da trat die Herzogin Mutter, den Zorn einer Edwin, der man ihr

Junges geraubt, in Blick und Geberden, auf mich zu und sprach, indem sie meine Hand ergriff.

„Seien Sie willkommen, Marchese! Sie sind es in diesem Augenblicke, wie noch nie. Angelika ist uns geraubt, entführt durch den höllischen Doctor. Sie warnten uns, aber ich war thöricht genug, der Warnung mein Ohr zu verschließen und Sie für verrückt zu halten, Theuerster! O verzeihen und helfen Sie, als ein wahrer Freund des Hauses, als ein Mann, der Angelika's unschätzbaren Werth erkennt: Sie vermögen es, denn auch Sie sind mit besondern Naturkräften begabt; wo nähmen Sie sonst das viele Geld, die kostbaren Perlen und Edelsteine, die brabant'sche Kanten her?“

„Sie ist geraubt durch den Doctor!“ rief ich außer mir. „Dieser erbärmliche Hegenmeister, der eigentlich gar nicht existirt, als geschrieben, gedruckt, radirt und höchstens in Kupfer gestochen; dieser miserable Papiermensch wagt es, eine brasilianische Fürstentochter zu entführen?“

„Er hat es gewagt, vor meinen Augen,“ sagte die Herzogin. „Er hat die Ehre des Hauses Silvio Cremonio besleckt; Sie ernenne ich zum Rächer. Wir hielten im Hofe, er war galant und liebenswürdig wie immer und so reizend blaß, wie noch nie. Er sprang voran aus dem Wagen, schob den Lakayen zurück und leistete mir selbst den ritterlichen Dienst mit allem Anstande eines wohlerzogenen Cavaliers. Als aber nun, Angelika, das liebe Kind, nachfolgen wollte, da warf er rasch den Schlag zu, schwang sich im wilden, kühnen Sprunge neben den Kutscher auf den Bock, und nun flogen die Kasse mit dem Wagen wüthend, als treibe sie ein Orkan, aus dem Hofe, die Straße hinab und dem Stadthore zu. Einige unserer Leute folgten. Sie wollen gesehen haben, daß die Pferde Flammen speien, daß außerhalb des Stadthores sich plötzlich Etwas erhoben, wie ein feuriger Wagen, der durch die Luft nach Osten gezogen und in der dort leuchtenden Wetterwolke verschwunden.“

„Daran erkenne ich den Faust!“ erwiderte ich entschlossen. „In Flammen spazieren zu fahren, das ist seine alte Liebhaberei. Aber er soll sich seines köstlichen Raubes nicht lange erfreuen. In wenigen Augenblicken liegt Angelika wieder in Ihren Armen, Sie sind wieder eine glückliche Mutter, die herrliche Prinzessin —“

„Wird zum Lohne die Ihrige!“ fiel entschieden die Dame ein. „Ich habe Ihre Neigung erkannt, Marchese, ich habe mich überzeugt, daß Ihre tiefsinnige zärtliche Neigung zu dem Mädchen die eigentliche Ursache Ihrer Nervenanfälle war. Bringen Sie uns das theuere Kind zurück und Sie empfangen mit ihr den Segen einer gerührten Mutter.“

„Und eines gerührten Vaters!“ setzte der alte Herr hinzu.

„Fort denn zum Kampfe mit dem Doctor und seinem Budel!“ rief ich freudetrunken. „Was ist der Vortheil des Eroberers gegen den Preis, den ich

erringe? Aber,“ fuhr ich gemäßigter fort, „lassen Sie, verehrteste Frau Mutter, Alles so vorbereiten, daß wir sogleich copulirt werden können, wenn wir anlangen. Nur an geweihter Stätte, nur, nachdem der Priester seinen Segen über uns gesprochen, vermag der höllische Doctor nichts mehr über Angelika, weil ihm Asmodi, der Eheufel, nicht dient, eben so wenig wie Moloch, der Golddrache.“

Die Herzogin schien meine letzten Worte nicht ganz zu begreifen, aber sie versprach Alles zu thun, wie ich es begehrte. Noch in meiner Gegenwart trug sie einem Diener auf, den Kaplan sogleich in die Hauskapelle zu bescheiden. Ich aber eilte hinaus in einen Winkel des einsamen Vorplatzes. Ein Druck an meinem Hüttlein, ein Wunsch, still ausgesprochen in meiner Seele — und im Augenblicke schwebte ich auf feurigem Wagen hoch in den Lüften: eine Wetterwolke umgab mich, Blitze umjuckten, Donner umrollte mich! Ich bedurfte einiger Zeit, um mich in

dem entsetzlichen Getöse, das von allen Seiten auf mich eindrang, zu fassen. Es war eine Fahrt, bei der sich einem sterblichen Menschen die Haare sträuben mußten, die ihn betäuben, die ihn wahnsinnig machen konnte. Mich stärkte die Kraft des Hütteleins. Ich kam zu mir, ich ertrug den Drang des furchtbaren Sturmes, der uns forttrieb; ich hörte ruhig die Donnerschläge, die sich unter mir, über mir und neben mir erzeugten; ich sah die Blitze unschädlich sich um uns kreuzen; durch die Spalten der Wolkendecke nach oben erblickte ich den Himmel mit seinen Sternen, durch die Spalten nach unten das wogende Meer, wie es die Blitze des Gewitters widerspiegelte. Es war ein großer, erhabener Moment: nur der Eufischiffer Gianozzo des seligen Herrn Jean Paul Friedrich Richter hat einen ähnlichen erlebt.

Neben mir lag, ohnmächtig und regungslos, das theure kindliche Gemüth, die anmuthstrahlende Ange-

lisa. Sie war leichenbläß, aber dennoch unbeschreiblich schön. Sie ahnete nichts von Allem, was um sie her vorging; sie lag da, wie ein unbesorgtes, schlafendes Kind, das immer wieder zu einem frohen Leben erwacht.

Faust und Mephisto sprachen mit einander. „Auf dem Pic zu Teneriffa ruhen wir aus!“ sagte dieser. „Und in Grennagreen machen wir Hochzeit!“ versetzte jener.

„Es wird nichts draus!“ stöhnte auch hier im weiten Luftgebiete van Delp's gespenstische Stimme dazwischen.

„Ils sont passés les jours de fête!“ trällerte Fleury.

„Mein ist die Braut!“ rief ich entschlossen, umschlang sie, die von meiner Berührung plötzlich erwachte und lag im nächsten Augenblicke mit ihr zu den Füßen der herzoglichen Eltern, die uns unter dem Portale der Kapelle erwarteten. Wie aus

einem Traume zu sich kommend, blickte das reizende Wesen lächelnd zu ihnen empor. Sie strich die schönen Locken aus der Stirn, sie schien nachzusinnen, was mit ihr vorgegangen sei. Aber es war nicht Zeit zu Erklärungen, zu Mittheilungen des Geschehenen. Im Sturmesfluge, unzählige Blitze herabschleudernd, furchtbar tosend im Rollen des Donners war die Wetterwolke, auf der Faust und der Teufel thronten, hinter uns hergeeilt. Die Herzogin Mutter ahnte Gefahr. Sie zog uns eigenhändig in das Heiligthum, das vor jedem Angriffe des Gottesbeiwuns geschützt war; sie ließ die Pforte schließen, sie drängte zum Altare, wohin der herzogliche Papa in Staatsuniform schon vorangeschritten war, wo der Geistliche im Ornate, die Dienerschaft in Galativree unserer harrten.

„Ihr werdet nun ein Paar, lieben Kinder,“ sagte mit flüchtigen Worten die alte Herzogin, indem wir vorschritten. Du wirst glücklich sein, An-

gelista, denn es wird dir an nichts fehlen; auch Sie, Herr Sohn, werden glücklich sein, wenn Sie ihr es an nichts fehlen lassen. Wie viel Nadelgeld bestimmen Sie ihr jährlich, Theuerster? Hunderttausend Piafter etwa?“

„Eine Million!“ rief ich entzückt. „Wenn ich nur das kindliche Gemüth bekomme.“

„Du bekommst sie nicht!“ spukte schon wieder van Delpt hart neben mir. Du bekommst keine andere, als Jungfer Rätchen im Schloßgäßel zu Gelnhausen.“

Rätchen! — Wie wirkte dieser Name und alle Erinnerungen, die ihn begleiteten, plötzlich wunderbar auf meine Seele! Ich trat zitternd zum Altare. Draußen stürmte es entschlossen, aber in meinem Innern begann es auch zu stürmen. War ich nicht im Begriff, ein schlechter Mensch zu werden und einen Treubruch zu begehen? Hatte ich nicht dem guten Rätchen, das, mich immer aus so treuem

Herzen geliebt, aus so treuen Augen angeblickt und seine ganze Zukunft auf meine Versprechungen gebaut, hundertmal Herz und Hand gelobt? Hatte ich nicht auf ganz vernünftige Bedingungen hin die Einwilligung des Vaters Bürgermeister erhalten und dann Rätchen öffentlich in unserer Vaterstadt spazieren führen dürfen? -- Freilich war sie kein kindliches Gemüth, wie Angelika, auch lange nicht so schön wie diese und keine geborne Prinzessin von Silvio Cremonio; allein sie verstand die Haushaltung auf dem Fundamente, besaß Ueberlegung und Scharfsinn, blühte wie ein junger Mandelbaum im Frühlinge, und konnte es doch als Bürgermeisterstochter und künftige Handelsfrau en gros und en détail jeder andern in der Barbarossastadt gleich thun.

Mein Kopf brannte fieberhaft, mein Herz klopfte, als wolle es die Brust sprengen. Wie ein Grabgesang meines guten Gewissens klang mir die Rede des Geistlichen, wie jubelnde Schadenfreude über

meinen Fall der Zorn der Höllemächte, die im Gewitter an den Mauern, an den Pforten, an den Fenstern tobten. Bei'm Glanze der Blitze erhellten sich die hohen Bogenfenster, und riesig grinste das Angesicht des Doctors, die Frage seines höllischen Dieners herein. „Heu, heu, Gabriel Mostert,“ so war es mir, als höhnte der Doctor, „du wirst ein schlechter Kerl und dich holt der Teufel auch zu seiner Zeit!“ — „Ich hole dich!“ heulte im Echo der Pudel nach. Ich konnte mich nicht fassen vor entsetzlicher Seelenangst. Jetzt war die Rede des Kaplans zu Ende; jetzt kam die Stelle, wo er mein Jawort verlangen mußte. Ein Schwindel befiel mich. Meine Hand griff nach dem Altare. Ein Donnerschlag von unbeschreiblicher Gewalt rollte in diesem Augenblicke vom Himmel nieder. Das Licht der Kerzen drohete mit einem Male zu erlöschen; es dämmerte nur noch vor meinen Augen. Da stiegen wie Schattenbilder die Gestalten von Delpt's und Fleury's als Trauzugen neben dem

Altare empor; da schrumpften der Kaplan, die herzoglichen Eltern, die Prinzessin Braut, die gesammte Dienerschaft zu unendlicher Kleinheit und dann zu Nichts zusammen; da versanken die Marmors Pfeiler der Kapelle in die Erde; die hohe Kuppel neigte sich zur niedern Zimmerdecke; Alles wurde noch düstrier, und aus der Dürsterheit trat nach und nach vor meinem unsichern Blicke das rothe Innere — der Opiumbude in Bujukdere hervor, und eine Reihe schlummernder Türken an den Wänden und das Freundespaar, van Despt und Kleury, das vor mir stand und mich heftig an Armen und Schultern rüttelte, um mich gänzlich zur Besinnung zu bringen.

„Alles hat seine Zeit,“ sagte mit schwermüthigem Pflegma der Koch, „und Ihr müßt nun auch Eurer Herrlichkeit entsagen. Euer Schlaf wurde zuletzt unruhig und ängstlich: deshalb haben wir Euch erweckt. Glaubt mir, ich war sehr glücklich als Wilhelm Beufels, aber alles Erdenglück ist

ein Traum und ein Traum verfliegt wie ein
Kausch.“

„Was soll das heißen?“ rief ich, ohne den
Koch zu begreifen. „Wo ist das kindliche Gemüth
mit seinen herzoglichen Eltern, wo mein Säckel, wo
mein Wunschhütchen? Ich bin nicht hier, ich bin
in Brasilien, in der Kaiserstadt Rio Janeiro.“ —

„Nichts als Traumkomödie, nichts als Theriak-
poezie!“ rief Monsieur Fleury. „Sie schluckten
Opium so gut, wie wir, mon cher, und da haben
Sie natürlicherweise himmlische Träume gehabt, von
denen aber der irdische Mensch sich endlich losreißen
muß. O, mon Dieu, ich war auch glücklich als
Henri quatre bei der schönen Gabriele und als drei-
hundertjähriger Graf Saint-Germain, als mich der
große Monarch Louis quinze seiner Freundschaft
würdigte. Das ist vorbei: disparu, wie der Ta-
schenspieler sagt! Jetzt kommen Sie nur ruhig und
geduldig mit, Bester! wir wollen starken Kaffee

trinken. Das ist das beste Mittel gegen die unangenehmen Folgen der Theriakalsigkeit.“

Ich fühlte mich todtmatt, müd und leer im Kopfe, wie zerschlagen an allen Gliedern. Das sollte Alles sein, was mir von der schönen Herzogstochter und ihrer Mutter, die Beide so gar gern nürnbergischen Lebkuchen gespeist, was mir von dem unsiegbaren Goldsäckel und dem Wunschhütlein übrig blieb? Es war nicht anders. Durch ein tolles, märchenhaftes Leben hatten mich die Opiumpillen geführt. Der Doctor Faust und Mephisto waren ruhig in ihren verschiedenen Ausgaben an Ort und Stelle geblieben. Herrn von Göthe hatte ich um Verzeihung zu bitten, daß ich ihn einer sündhaften Nachlässigkeit beschuldigt; Verlen, Schmutz und brabantische Ranten versflogen wie Seifenblasen.

Nur mit Hülfe der Freunde vermochte ich mich zu erheben. Von ihnen unterstützt, die der Sache mehr gewohnt waren, gelangte ich in van Delp's

Wohnung, wo wir bis zum Morgen schwarzen Kaffee tranken und einander von den Herrlichkeiten, die wir geträumt hatten, erzählten.

Indem ich diese Zeilen zu meiner Zeitverkürzung niederschreibe und in ihnen die wunderbarlichste Täuschung berichte, die einem sonst nüchternen reisenden Kaufmanne begegnen kann, befinde ich mich in der k. k. Quarantaineanstalt in Triest. Es ist eine vortreffliche Anstalt gegen die Pest; aber sehr unangenehm ist es, in ihr als ein Verdächtiger zu verweilen und seinen ganzen Umgang auf Verdächtige beschränken zu müssen. Jedoch ist meine Zeit nun bald um, und ich eile auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht nach der Babarossastadt zurück, um Jungfer Rätchen, die Bürgermeisterstochter, als eheliches Gemahl heimzuführen. Ja, ihr gehört nun ganz allein mein Herz und ich fange an, einzusehen, daß die schöne Angelika, das wunderliche

Traumbild meines Opiumschlafes, bei aller Kindlichkeit ihres Gemüthes, doch von seltsamen Launen, von einer mächtigen Begehrlichkeit beherrscht worden, die dem guten Rätchen gänzlich fremd waren, und daß es jener im Grunde einerlei gewesen, ob der Doctor oder ich sie genommen, wenn es ihr nur nie an augenblicklicher Befriedigung ihrer oft sonderbaren Gelüste gefehlt hätte! Summa Summarum: die gelbhäuser Papiere sind über Bari gestiegen, die brasilianischen auf Null herabgesunken. Was meine konstantinopolitanischen Geschäfte betraf, so hatte ich sie alle glücklich beendigt. Der Musti, der Reis-Effendi und alle übrigen Honorationen der hohen Pforte hatten kurz vor dem Eintritte des Rhamazzan ihre Vosten gedeckt, die Herren Steinlein und Sohn konnten mit der Bilanz ebenso zufrieden sein, wie ich mit den Procenten, die vom Gewinne für mich abfielen; denn durch sie war ich nun ein Mann geworden, der fest und kühn sich in der Barbarossastadt etabliren konnte in Crêpe de

Chine und andern Modewaaren, so wie in ver-
tablem Eau de Cologne. Meine Arme sind nach
der Heimath hingebreitet, mein Herz lacht ihr ent-
gegen, und im Hauptbuche meines Lebens steht nun
in goldenen Buchstaben eingetragen: Mädchen für
immer!

E r g o b i b a m u s.



Am Hafen von Livorno war an einem heitern Sommerabende eine große Menge Menschen versammelt. Der heitre Himmel, die erquickende Seeluft, die herrliche Lage des Molo lockte Jeden, den das rege Leben der Handelsstadt den Tag über in ihren dumpfen Straßen beschäftigt hatte, hinaus, und man sah hier den reichen englischen Kaufmann mit der spröden Miß auf stattlichen Racepferden oder im leichten Phaeton, den ernsten Deutschen im behaglichen Promenadeschritt, den munteren Franzosen im lustigen Cabriolet, den stolzen Türken in würdiger Langsamkeit, den Armenier mit dem scharfgeschnittenen Angesichte, den listig blickenden Israeliten aus dem Ghetto und das bewegliche Chaos der lebendigen Italiener, die hier mit dem Polichinell in die Wette kräheten, dort alla Mora spielten, an einem dritten Orte ihre Abendmahlzeit unter freiem Himmel verzehrten. — Alles im rastlosen,

bunten Wechsel, eine Scene, die kein Pinsel eines Malers aufzufassen vermag, die ihm in jedem Augenblicke ent schlüpft, um sich wieder neu zu gestalten.

Die Aufmerksamkeit des größten Theils dieser müßiggehenden Menge war auf ein Schiff von leichter, griechischer Bauart gerichtet, das zwischen den zwei alten Wachtthürmen des Hafens gegen die Brandung, die von ihrem Felsengrunde strömte, lavirte und in anmuthigen Bewegungen sich näherte. Man konnte schon die Menschen, die der Anblick des Hafens auf das Verdeck gelockt hatte, und welche, gewiß von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, das feste Land begrüßte, entdecken, und der Scharfsinn der Zuschauer erschöpfte sich in eben so grundlosen, wie unnützen Vermuthungen, wo das Fahrzeug möchte gelichtet haben: in Chios oder Samos, in Alexandria oder Stambul selbst? die Söhne des Ghetto, nebst den Armeniern, die geschäftigsten Zwischenhändler von Livorno, berechneten schon im Stillen die Procente, welche die

reiche Ladung abwerfen dürfte, der englische Großhändler sah bereits das Fahrzeug, das noch auf der salzigen Fluth schwebte, eben darum für sein Eigenthum an; der deutsche Kaufmann lief nachdenklich das Verzeichniß seiner Handelsfreunde durch, denen er seine größern Ankäufe wiederum in verschiedenen Sendungen zu übermachen hatte.

Inzwischen erhob sich ein günstiger Wind, der, alle Segel des Fahrzeuges schwellend, es rasch zwischen den alten Wachtthürmen des Hafens hindurchtrieb und es in wenigen Augenblicken unter Schiffen von allen Nationen vor Anker brachte. Der Hafenmeister begab sich an Bord, um den Gesundheitszustand der Passagiere und der Mannschaft, um die Papiere des Kapitäins zu untersuchen. Alles wies sich genügend aus, nur die Mafier aus dem Ghetto, die reichen Engländer und die spekulirenden Deutschen sahen sich in ihren Berechnungen und Hoffnungen getäuscht; denn bald verbreitete sich die Nachricht, das zierliche Fahrzeug führe keinen Gegen-

stand des Handels an Bord, sondern nur eine Gesellschaft von Passagieren, die es eigends für ihre Ueberfahrt von Constantinopel gemiethet. Die Menge, die sich am Landungsplatze versammelt hatte, zerfiel, da das Interesse sie nicht mehr zurückhielt und ihr Muth genug geblieben, die zierlichen und doch starken Verhältnisse des Schiffes zu bewundern. Lastträger und Körner drängten sich jetzt vor, den landenden Passagieren ihre Dienste zu bieten.

Bald waren Koffer und Kisten an's Land gebracht und ihnen folgte ein Theil der Reisenden, die sich über die hier liegenden Schiffe an den Molo gearbeitet und nun, wie Leute, die so eben einen wilden, wirbelnden Tanz beendigt, sich erst wieder an den festen Grund und Boden unter ihren Füßen gewöhnen mußten. Es waren ihrer sechs Personen, unter denen besonders ein stattlicher Türke von etwa dreißig Jahren, ein jüngerer Mann, aus dessen heiterm Angesichte Gutmüthigkeit und Lebenslust hervorleuchteten, und ein wohlbeleibter Mönch mit strohendem

Antlitz, welches das Gepräge der unverwundlichsten Jovialität trug, sich auszeichneten. Die drei übrigen Gefährten schienen mehr zu jenen Alltagsmenschen zu gehören, die sich von ihrer Gesellschaft stimmen lassen, wie es der Zufall mit sich bringt, bis auf ein zierliches Männlein, das, mit seiner wohlgekräuselten Perücke und in dem fragenlosen schwarzen Leibrocke einem deutschen Magister des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich sah.

„Bei der Taube Mohammeds!“ sagte der Muselman, indem er sich an einen der niedrigen Pfeiler des Meo lehnte und sich mit dem Ellenbogen auf dessen obere Rundung stützte; „ich gehe nicht von der Stelle, bis unsere schöne Reisegenossin, die schlanke armenische Houri Ehlara, an's Land getreten ist. Allah sei mit dem lieben Kinde und führe sie in mein Harem! Sie ist tausend Pfänder unter Brüdern werth und wenn sie Illa Schahir, der Sklavenhändler, von Wohlgerüchen duftend, glänzend von köstlichen Salben zu Markte

brächte, so könnte er sie wohl um den doppelten Preis anbringen.“

„Mustapha,“ versetzte der junge Mann mit der lebensfrischen Miene. „Du bist jetzt in einem christlichen Lande, wo man die Weiber nicht als eine Waare betrachtet, die man auf offenem Markte kauft. Wir verehren sie als die Herrinnen der Schöpfung, wir lassen uns von ihren Reizen, wie Kinder, die am Gängelbände gehen, regieren; wir leben, um ihnen zu gefallen, wir unterwerfen uns jeder ihrer Launen, um ein wohlwollendes Lächeln zu gewinnen. Sieh dort jenen Engländer im glänzenden Wagen! Ich wette drauf, er ist reich genug, sich, wenn er in Stambul lebte, den vollständigsten Harem von Schönen aus allen Ländern zu halten, und dennoch ist er, wie alles zeigt, der dienstbarste Sklav, der willigste Diener der kleinen Blondin an seiner Seite.“

„Ich habe davon gehört, daß ihr Weiberknechte seyd;“ sprach in einem verächtlichen Tone der Türke.

„Man hat mir sogar gesagt, daß es Frauenländer gebe, in denen Weiber den Thron bestiegen könnten. Psui der Männer, die sich unter das Joch eines Weibes schmiegen! Hinter Thür und Kiegel, hinter dem Schleier und unter der Obhut der Schwarzen, da ist der Weiber Platz.“

„Du bist ein Thor, Freund Türk,“ erwiderte lachend der junge Mann, „du grollst gegen ein Naturgesetz, dem du selbst in diesem Augenblicke dich unterwirfst. Wer fesselt dich an diesen Pfeiler, wer bannt dich an diese Stelle? Niemand anders, als die schlanke Armenierin Chiara mit dem Hourigesichte, die dich zu ihrem Sklaven gemacht hat, ohne daß es sie einen Pfaster kostet. Laß ab von der Armenierin, Freund Mustapha! Das ist eine Rose, die nicht für dich blüht. Wisse, ich besitze sie und wenn ich sie auch nicht gekauft habe, so habe ich sie — gestohlen!“

Der Muselman schleuderte dem Christen einen

wüthenden Blick zu und legte die Rechte an seinen Dolch.

„Vergiß dich nicht!“ warnte der jüngere Reisegefährte. „Du bist hier nicht in Stambul, wo das Leben eines Christen mit dem eines Hundes im gleichen Preise steht. Eine Bewegung deines Arms, die Entblößung eines Dolchs, würde hundert Arme dieser Lastträger und der Müßiggänger, deren du hier so viele siehst, in Thätigkeit bringen und dich zu den Fischen des Meeres betten. Auch hast du keine Ursache, dich von deiner Eifersucht zu blutiger Rache hinreißen zu lassen. Siehe, Freund Mustapha, hier ist die Chiara, die ich mir gestohlen habe, und in dem ganzen Schelmstück wirst du nun ein Malerkunststück erkennen.“

Er öffnete bei diesen Worten sein Taschenbuch und ließ den verliebten Türken das wohlgetroffene Miniaturgemälde der reizenden Armenierin erblicken. Mustapha, der noch nie solches Kunstwerk gesehen hatte, stand in stummes Entzücken verloren. Er

hob die Hand vom Dolche, er streckte sie nach dem Bildehen aus, die ernste Miene seines Angesichts ging in einen Ausdruck lüsterner Begehrlichkeit über und, einen gewichtigen Goldsäckel aus seiner Schärpe nehmend, sagte er eifrig zu dem jungen Mann:

„Gib mir das Bild, Maestro Robert, und fünfzig Zechinen sind dein!“

„Um keinen Preis!“ versetzte stolz der junge Künstler. „Meinst du, einem deutschen Maler sei das Bild der Geliebten, dessen seine Seele sich mit Allgewalt bemächtigt, um es in verborgener Einsamkeit auf Pergament hinzuzaubern, um schnödes Gold feil? Noch einmal, Mystapha, du mußt im Frankenlande die Frauen höher schätzen lernen, als nach Euern Marktpreisen, wenn du dich ihres Wohlwollens erfreuen willst! Und dann, Freund, wie schwach bist du, der sich so stark wähnt, daß das bloße Conterfey einer Ungläubigen dich in der Beobachtung der heiligen Gebräuche deiner Religion erschüttern kann? Bilder darfst du eben so wenig besitzen,

wie dich am köstlichen Rebensaft laben, aber sicherlich glaubst du, daß, da du dich über das letztere längst hinausgesetzt hast, auch die Sünde gegen das erstere Gesetz dein Gewissen nicht sonderlich belästigen werde. Bravo, Mustapha! du bist auf dem besten Wege ein Christ zu werden, aber — das Bild bekommst du doch nicht.“

Er hatte diese Worte im Tone des Scherzes gesprochen, küßte dann zum großen Aerger des Türken das Bild der schönen Chiara mit großer Zärtlichkeit und schob das Taschenbuch in seinen Gewahrsam zurück. Halb verdrießlich, halb beschämt blickte Mustapha vor sich nieder.

„Edite, bibite, collegiales! Post multa secula pocula nulla;“ summt da der Mönch, der bisher seine ganze Aufmerksamkeit der Arbeit einiger Lastträger, die aus einem der Schiffe ein großes Faß an's Ufer brachten, gewidmet hatte und nun, wie aus einem Traume, auffuhr. „Kommt, Freunde, vereinigt euch sub umbra alarum mearum! Ich bin

bekannt in Livorno, als wäre es meine Vaterstadt. Ich weiß eine Osteria, in der alle Rebenhügel der Welt Proben ihres Gewächses eingelagert haben. Da findet ihr alten Hochheimer vom Rhein, Tintowein aus Valencia, Madera vom Pic, Monte Pulciano und Christusstränen, den kräftigen, nachhaltigen Burgunder, den feurigen, belebenden Champagner. — Vorwärts, vorwärts, ihr Freunde! Beim heiligen Laurentius! ich liege schon seit einer Stunde auf dem glühenden Roste des Durstes und jeder Augenblick Verzugs ist ein Verrath am eignen Wohl!“

„Vorwärts! Vorwärts!“ fiel im dreistimmigen Chorus die Nachhut ein. „Es lebe Vater Anselms Osteria! Hin nach den Rebenhügeln von Valencia und Madera, die dort im Keller ruhn!“

„Aber der Armenier Basilio — Chiara, seine liebliche Nichte?“ fiel der deutsche Maler ein.

„Dort schweben sie hin;“ versetzte der kleine Mann mit der gekräuselten Perücke, indem er nach

einer Stelle der Darsena *) zeigte, wo eine Barke pfeilschnell die Wellen durchschnitt und sich eben der vom Landungsplatze hinabführenden Marmortreppe näherte. Die Blicke Mustapha's und Roberts folgten der Richtung, welche des Sprechenden Hand andeutete. Welche unangenehme Ueberraschung, als sie jetzt in den zwei aufrechtstehenden Gestalten, die, außer den Schiffern, das kleine Fahrzeug enthielt, in der That den alten gekrümmten Basilio und die schlank gebaute Chiara erkannten. Ein junger Mann von hohem, edelm Aeußern stand auf der Marmortreppe und schien beide zu erwarten. Chiara breitete die Arme nach ihm aus. Noch ein Augenblick, dann hatte die Barke das Ufer erreicht, dann sank die schöne Armenierin an die Brust des jungen Mannes, dann schienen die beiden in der Wonne des endlichen Wiedersehns die Welt um sich zu vergessen!

„Sicherlich der Vetter Constantio, von dem

*) Der innere Hafen.

sie so oft gesprochen;“ sagte mit schlecht verhehltem Unmuth der deutsche Maler gegen den Türken hin. „Ich finde es ganz in der Regel, daß Verwandte sich herzlich willkommen heißen. Nur ist's dumm, daß ich nicht, wenn auch ganz entfernt, zu Chiara's Familie gehöre, um auf einen Ruf von ihren Rosenlippen Anspruch machen zu können. Doch das wird sich finden. Kommt Zeit, kommt Rath!“

„Hätt' ich den armenischen Hund in Stambul,“ knirschte Mustapha, „so wüßte ich, wo ihn mein Doldh treffen sollte. Hier aber gilt die ungläubige Bestie so viel wie Mohammeds getreuester Sohn.“

„Heute,“ nahm ernsthaft der Mönch das Wort, „ihr seid verliebt und, wie es sich ausweist, steht euer Verlangen nicht allein nach einem und demselben Mägdlein, sondern auch nach einer abschlägigen Antwort aus einem und demselben Munde. Die schöne Chiara mag weder den deutschen Maler, noch den türkischen Juwelenhändler. Sie hält's mit

dem Vetter Constantio, denn, bei'm heiligen Sebastian! er ist schöner als einer von euch, und, wie mir der Oheim vertraute, steinreich. Ergebt euch in euer Schicksal, Leute! Du, Meister Maler, begnüge dich mit deinem Bilde, du, Mustapha, mit der Hoffnung, dermaleinst die reizende Chiara als Hourri in deinem Paradiese wiederzufinden. Und nun kommt mit! Im Wein ist Trost. Kein besseres Heilmittel für den Gram eines verliebten Herzens, kein besseres Liebchen, als die Flasche, die nie spröde thut, die sich nie unsern Küssen versagt!“

„Vivat, die Flasche!“ jubilirten, bis auf den deutschen Maler und den türkischen Kaufmann, die übrigen; aber auch die zwei Verliebten folgten dem allgemeinen Zuge nach Vater Anselms Osteria; denn Robert, der junge Deutsche, hatte, nicht ohne von der Zaubermacht eines vaterländischen Gefühls ergriffen und angelockt zu werden, die Kunde vom hochheimer Traubensaft vernommen, und Mustapha naschte gern vom verbotenen Getränk. Basilio war

war indessen mit seiner schönen Nichte und dem Vetter Constantio in die Dämmerung der nahen Hafensstraßen verschwunden.

Erst nach langem Besinnen hatte sich der Wirth der Osteria des Vaters Anselm, den er seit Jahr und Tag nicht gesehen, wieder erinnert, dann aber sogleich ihm und seinen Begleitern ein besonderes Zimmer eingeräumt. Von jedem Zwange frei, überließen sich hier die Reisenden ihrer ungebundenen Laune und der Mönch insbesondere suchte sich für seine Entsagungsgelübde dadurch zu entschädigen, daß er den deutschen Robert und den Türken Mustapha unaufhörlich mit Neckereien wegen ihrer beiderseitigen Neigung zu der schönen Armenierin verfolgte. Bald vermehrte sich die Gesellschaft noch um ein Mitglied. Es war Grecco, der Steuermann des Schiffs, das sie hierhergeführt: ein rüstiger Alter, mit halbkahltem Scheitel, der eine besondere Freundschaft

für den jovialen Mönch gefaßt hatte. Von diesem war er auch nach der Osteria beschieden worden und nahm nun seine Stelle unter denjenigen ein, die eine gemeinsame Seefahrt von einiger Dauer zu Freunden gemacht hatte. Man trank und scherzte, man erinnerte sich manches fröhlichen Seerabenteuers und nach kurzer Zeit stimmten auch der junge Maler, der seinem heitern Charakter nicht lange ungetreu bleiben konnte, und der Muselmann, den der liebliche Monte Pulciano zu beleben anfang, in die allgemeine Fröhlichkeit ein.

„Bei'm heiligen Franz von Assisi!“ rief Vater Anselm. „Die Juden besitzen einen Heiligen, um den ich sie beneide, und das ist der Erzwater Noah. Er hat das Wunder des ersten Weinstocks in die Welt gesetzt, und seit jener Zeit ist die leidende Menschheit zu einer getrösteten geworden, der zwischen der Nacht des Wassertrinkens der goldne Sonnenstrahl des edeln Nebensaftes leuchtet. Sprich, griechischer Grecco, ob nicht der Wein das wahre Lebenselixir

ist, ob nicht jede Sorge, jeder Kummer von seinen goldenen Wogen weggeschwemmt wird?“

„Was mich betrifft,“ versetzte der Steuermann, „so habe ich selbst wunderbare Erfahrungen von der Kraft des edeln Weins gemacht; und wenn ich erzählen wollte, so würden sich unsre zwei Verliebten da bald überzeugen, daß wohl im Grunde der Flasche, aber nicht im Grunde der Mädchenherzen immer das Glück zu finden ist.“

„Erzählt, erzählt!“ riefen, Robert und Anastapha aufgenommen, die Uebrigen. „Auch wir haben solche Erfahrungen gemacht, auch wir wollen davon erzählen, aber Ihr zuerst, Meister Grecco!“ hallte es verwirrt durcheinander.

Der Steuermann räusperte sich, hob das Glas zum Munde, schlürfte bedächtig vom würzigen Madera und begann dann in einem trocknen Tone, der dem oft scherzhaften Inhalte seiner Mittheilung eine wunderliche Eigenthümlichkeit verlieh:

„Ihr könnt mir's glauben, daß ich vor etwa

dreißig Jahren ganz anders aussah, wie jetzt. Wo ihr jetzt auf meinem Haupte eine kahle Klippe, wie ein nacktes abschreckendes Vorgebirg, erblickt, zeigte sich damals ein krauses volles Lockenhaar, üppig wie die Waldung am Berge Athos; Wangen und Nase glänzten wie Perlemutter und Pfirsichblüthe und noch hatte ich die Rubinen, die ihr jetzt dort seht und die mir niemand ablaufen will, nicht zur Schau gestellt. Mit einem Wort, ich war ein so hübscher, flinker Bursch, wie jemals Einer auf einem Mistik als Matrose gedient, wie Einer, ehe man zwölf zu Ende zählen konnte, hinauf zum Mastkorbe geklettert ist. Ich war ein Liebling des Kapitäns, er nannte mich seinen Brechino, und wenn ich irgend einen kühnen Streich vollbrachte, ein losgerissenes Tau an der äußersten Spitze einer Maa befestigt, oder nach einem Vogel, den er geschossen, in's Meer tauchte, so erhielt ich immer ein Geschenk, das mir Freude machte: ein seidenes Tuch zum Umknüpfen oder zur Schärpe, oder sonst irgend ein Brunkstück, womit

ich im nächsten Hafen mein Tafelwerk verzieren konnte. Das machte mich eitel und übermüthig, die Kameraden aber heimtückisch und neidisch. Als wir eines Tages in Vortè Leone, dem alten Piräus, landeten, sprachen sie mir so viel von einer schönen Korintherin, Namens Theophanía, die jetzt bei einer ihrer Mühmen zu Besuch sei, vor, lobten sie meine ganze Person, die einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Mädchen machen würde, so ungemein, daß ich, von Hochmuth und Verliebtheit geblendet, in die Falle ging und die Eroberung der schönen Korintherin zu machen beschloß. Meine Vorrathskammer befand sich damals gerade gut verschn; denn ich hatte kurze Zeit vorher das Erbe eines verstorbenen Oheims zu Geld gemacht und führte wohl an fünfzig Piafter an Bord. Gewiß eine Summe, mit der ein junger, fecker Bursch, wie ich damals war, schon auf Abentheuer ausgehen konnte! Der Bootsmann selbst führte mich bei Theophaniens Mühme, einer alten Wäscherin am Hafen, ein. Ich kann

nicht sagen, daß uns die Alte besonders freundlich empfing. Der Bootsmann schien zwar ein alter Bekannter zu sein, erhielt aber eben so wenig einen freundlichen Blick oder ein gutes Wort, wie ich. Bald aber dünkte es mich, als sei das widerwärtige Wesen der Muhme überhaupt nur eine üble Gewohnheit, die sie nicht allein uns, sondern auch sonst Jedermann in ihrer Nähe empfinden ließ. Ich kümmerte mich auch wenig um sie, sondern hielt mich zu der schönen Theophania, die uns ein heitres Angesicht zeigte und sich in ein muntres Gespräch mit uns einließ, ohne aber nur einen Augenblick die Sittsamkeit außer Augen zu lassen. Das eben gefiel mir an ihr. Freunde, ihr könnt mir's glauben, daß Theophania ein so hübsches Mädchen war, wie nur an der ganzen Küste von Griechenland gefunden werden konnte! Jetzt mag sie wohl das Alter haben, was damals ihre Muhme besaß, und eben so gelb und runzlich sein wie diese! Genug, ich konnte mich an dem runden Gesichtchen mit den glänzenden dun-

keln Augen, an dem gescheitelten kastanienbraunen Haar, an dem schlanken Leibe und den niedlichen Füßchen nicht satt sehen. Ich ahnte nicht, daß hinter der Engelslarve ein kleiner Teufel stecke, der einen Kessel siedenden Pechß bereit hielt, worin er mich braten wollte. Nach des Kapitäns Aeußerung sollte unser Aufenthalt in Porte Leone etwa vierzehn Tage dauern. Freilich eine kurze Zeit, um die Gegenliebe eines so sitzamen Mädchens, wie Theophania, zu gewinnen! Aber der Bootsmann ermutigte und ermunterte mich. Er wollte bemerkt haben, daß ihr Auge mit besonderm Wohlgefallen auf mir ruhe, daß sie gleich bei meinem ersten Eintritt in ihre Wohnung, wie von einem freudigen Schreck überfallen worden sei, daß ich nur meine Blödigkeit abzugeben und durch einige Geschenke meine Liebe anzudeuten brauchte, um immer höher in der Gunst des Mädchens zu steigen. Der Bootsmann galt am Bord unserß Schiffes für einen Mann von Erfahrung in solchen Dingen. Ich war zum erstenmale

verliebt und schätzte mich glücklich, einen so guten Rathgeber zu besitzen. Auch sah ich bald ein, daß er bei Theophanien wenigstens den rechten Weg, der zu ihrem Wohlwollen führte, gefunden habe. Mit jedem Klinglein, das ich ihr an die zarten Finger steckte, mit jeder Korallenschnur, die ich ihr um den schlanken Hals legte, mit jedem andern Geschenke, das ich ihr darbrachte, legte sie näher an mich bei und schien bald ganz im Hafen meines Herzens ankern zu wollen. Du bist ein glücklicher Mensch, Vater Anselm, daß du nichts von den Freuden und Leiden der Liebe wissen darfst! In diesem Augenblicke Sonnenschein, im nächsten Sturm und Wetter, heut milder Südwind, morgen rauher Nord! So ging mir's bei der schönen Korintherin. Kam ich mit einem Geschenke, so segelte ich mit dem besten Winde, dann legte, wie ich schon sagte, der Nachen ihrer Zärtlichkeit an mein Bord bei, dann währte ich schon, sie wolle die Segel aussetzen mit mir in ein gemeinsames Lebensfahrwasser; brachte ich aber

einmal nichts, als die ledige Hand und das volle Herz mit, dann war's, als treibe mich eine feindliche Brandung von der schönen Küste, wo ich landen wollte, hinweg, als wäre ich ein Pirat, vor dem Theophania das Weite suchte, als hätten wir uns noch gar nicht gekannt und das korinthische Mädchen sähe mich zum erstenmale. Kurz, sie wußte es so schlaun anzustellen, daß ehe noch die vierzehn Tage unsers Aufenthaltes in Porte Leone verlaufen waren, ich nicht allein die Erbschaft, sondern auch Alles, was ich mir sonst erspart, der kleinen hübschen Person an Hals und Brust gehängt hatte. Der Kapitän ging seinen Geschäften in der Nachbarschaft nach, sonst hätte ich bei ihm geborgt; die Kameraden, die mir nicht wohl wollten, mochte ich nicht ansprechen und der Bootsmann schwur mir hoch und theuer, ich könne ihn auf den Kopf stellen, ohne daß auch nur ein Plaster aus seinen Kleidern herausfalle. Ich heckte indessen einen tollen abentheuerlichen Plan aus. Ich war albern genug, mir

einzubilden, der Kapitän würde es ruhig mit ansehen, wenn ich ein Liebchen an Bord brächte, um mir durch dessen Gesellschaft die lange Weile der Seefahrt zu zerstreuen. Zeichnete er mich doch sonst vor der ganzen Mannschaft aus, schien mir doch daß nur eine geringe Gefälligkeit, da Theophanie sich, durch manche Dienstleistungen auf dem Schiffe nützlich machen konnte! Ich sprach darüber mit dem Mädchen. Sie bat sich Bedenkzeit aus bis zum nächsten Morgen. Der Gedanke an sie und an den Entschluß, den sie fassen würde, ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe. Schon am frühen Morgen, als der Tag zu dämmern begann, war ich an ihrer Wohnung. Da kam es mir vor, als sähe ich eine dunkle Gestalt herausschleichen, die in Wuchs und in ihrem ganzen Benehmen dem Bootsmann glich. Von Eifersucht und Haß getrieben, eilte ich der Gestalt nach. Aber mochte es sein, daß ich nach einer falschen Richtung gesteuert hatte, mochte der Kunipan ein besserer Segler sein, als ich; meine Bemühungen, ihn

zu erreichen, waren vergebens. Ich lehrte wild zu Theophanien's Wohnung zurück. Ich pochte leise an ihr Fenster, ich gab ihr ein Zeichen, das sie wohl kannte. Alles blieb still, kein Laut, kein Geräusch verrieth, daß sie mich vernommen habe. Meine Ungeduld wurde auf eine schwere Probe gestellt. Erst spät am Morgen, nachdem es auf dem Hafens-
plaze rege und lebendig geworden war, nachdem die alte Mähme das Haus verlassen, erhielt ich Eintritt bei Theophanien. Ich überhäufte sie mit Vorwürfen. Sie lachte mich aus und meinte, ich müßte wohl geträumt haben, als mir ein Mannsbild in der Thüre ihrer Wohnung erschienen sei. Dann sagte sie mir, sie willige in meinen Vorschlag, sie könne nicht von mir lassen und wolle mit mir zu Schiffe gehn; aber es müsse alles heimlich ausgeführt werden, denn die alte Mähme würde nimmermehr ihre Erlaubniß geben. Ich war glücklich, ich sah mich am Ziele meiner Wünsche, ich vergaß den Bootsmann und jeder Verdacht verschwand aus meiner Seele. Alle

Wimpel der Freude weheten lustig und ich hörte im Taumel meines Entzückens nur leicht hin auf den Plan, den Theophania zu unsrer Flucht entworfen hatte. Ich sollte ihrer nach Mitternacht im Garten hinter ihrer Wohnung harren. Dort lehnte an eine Felsenwand der Ueberrest eines alten Gebäudes, dessen Säulen in verschiedenen Abstufungen bis zum Gipfel der Felsenwand reichten. Ueber dieses Gebäude, über diese Felsenwand sollte vermittelst einer Leiter, für die sie schon sorgen wolle, unsre Flucht führen. Ich hielt das für unnöthig, ich meinte, die Dunkelheit der Nacht verberge uns hinlänglich und wir könnten unter ihrem Schutze ohne alle Umstände den Weg zum Gestade nehmen. Da hatte aber das Mädchen so viel einzuwenden, da schwachte sie mir von der lauernden Ruhme, von den aufpassenden Nachbarn so lange vor, bis ich ihren Vorschlag annahm und so in die Falle, die sie mir tückisch gestellt hatte, ging. Nun hielt ich es doch für gut, den Kapitän zum Vertrauten meines Glücks zu machen, und ihn

zu benachrichtigen, daß ich eine Ladung an Bord bringen würde, die er, wie ich hoffte, nicht ungern sehen dürfte. Ich suchte ihn den ganzen Tag über, allein ich fand ihn nirgends. Spät am Abend begegnete mir ein Schiffsjunge und sagte mir, daß beim ersten günstigen Winde die Anker unsers Mißfisk's gelichtet werden würden und daß beim dritten Kanonenschusse Niemand am Bord fehlen dürfe. Wir hatten noch immer Seewind und es dünkte mich nicht wahrscheinlich, daß er vor dem nächsten Mondwechsel, in drei bis vier Tagen etwa, umspringen würde. Ich dachte auch nur an Theophanien, ich zählte die Augenblicke, bis endlich die Mitternachtsstunde kam und ich unbemerkt über den Zaun in das kleine Hausgärtchen kletterte. Mir war, als sähe ich Licht durch die Ladenröthen schimmern, als hörte ich Gelächter und Becherklang im Innern des Häuschens. Ich gab das verabredete Zeichen. Ich horchte dann noch einmal nach Theophaniens Wohnung hin; aber nun war Alles dunkel und still, ich sah ein, daß ich mich

wiederum getäuscht hatte. Bald erschien nun auch das Mädchen mit einer Blendlaterne und einem kleinen Bündel in der Hand, der, wie sie sagte, ihre Gabseligkeiten enthielt. Freunde, in jenem Augenblicke kam ich mir vor, als hätte ich aller Welt Schätze erobert! Ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht laut aufzuschreien im freudigen Jubel; ich nahm Theophanien in meinen Arm, ich zog sie an mein Herz und konnte nicht Worte finden, um ihr die ganze Größe meiner Liebe auszudrücken. Sie aber schien ängstlich, sie bugsierte mich weiter nach dem Hintergrunde des Gartens, sie trieb zur Flucht, da die Mühme einen sehr unruhigen Schlaf habe, leicht erwachen und ihre Abwesenheit bemerken könne. Wir fanden die Leiter schon an der Ruine, die mehr in den Felsen gewachsen, als an ihn angebaut schien, bereit stehend. Sie reichte bis zu einem breiten Vorsprunge empor. Wären wir zu diesem gelangt, meinte Theophania, so zögen wir sie nach und könnten dann durch eine zweite Erklimnung leicht die

Spitze des Gebäudes und des Felsens, der sich auf der andern Seite sanft gegen das Meer hin abdachte, erreichen. Ich ahnte noch immer kein Arg. Ihre Rede klang so treuherzig, sie war so freigebig mit zärtlichen Liebkosungen, daß es kein Wunder war, wenn ich wie blind in das Netz einging, das sie mir gestellt hatte. Als wir vor der Leiter standen, schien sie plötzlich eine Bangigkeit zu ergreifen. Sie bat mich voranzusteigen, um ihr Muth zu machen, sie könne sich diesem gefährlichen Wege nicht anvertrauen, ehe mein Beispiel ihr nicht gezeigt habe, daß er fest und sicher sei. Lachend flog ich mit der Gewandtheit eines Matrosen, der in einer viertel Minute den großen Mast erklimmt, die Leiter hinauf. Ich stand auf dem ersten Vorsprunge des alten Baues, hinter mir eine Marmorwand, eben so hoch, wie der Abgrund vor mir tief, in einiger Entfernung das Meer, das eben die ersten Strahlen des Mondes, der hinter einem Vorgebirge hervortrat, erleuchteten. Ich rief leise nach Theophanien herab.

Da hörte ich ein Geräusch zu meinen Füßen. Ich griff nach der Leiter. Himmel und Hölle! sie war fort, unten vernahm ich Richern und lautes Gelächter; neben Theophanten zeigte mir das Mondlicht, das nun auch uns erreichte, einen Mann, der die Leiter weggenommen hatte und im Begriffe stand, sie langsam zur Erde niederzulassen. Als er sich erhob und noch einmal zu mir laut auslachte, erkannte ich ihn. Es war der Bootsmann unsers Mistif's. Ich kam mir in diesem Augenblicke vor, wie Einer, der, nach langer Blindheit, plötzlich das Gesicht wieder erhält. Ich sah meine entsetzliche Dummheit, des Bootsmanns List und seiner Schelmengenossen Bosheit. Auf die Flüche und Verwünschungen, die ich hinabsandte, erhielt ich wiederholtes Gelächter zur Antwort; endlich begaben sich beide, indem sie mir spöttisch eine gute Nachtwache wünschten, in's Haus zurück. Da stand ich und glockte den Mond, und glockte die Sterne und glockte das weite Meer an. Es war jetzt Alles still um mich. Nur aus der

Hülte glaubte ich von Zeit zu Zeit fröhliche Stimmen zu vernehmen. Bald aber horchte ich vergebens auch auf diese. Frostige Morgenschauer weheten mich an. Sie kamen vom Meere her und das gab mir wenigstens den Trost, daß bei diesem Winde unser Mistif die Anker nicht lichten könne. Ich sah ihn am Eingange des Hafens liegen. Der Mond zeigte mir seine dunkle Gestalt. Ueberhaupt genoß ich auf der Stelle, wo ich mich befand, einer herrlichen, weiten Aussicht auf Meer und Land. Aber wie hatte ich in jenen Augenblicken Sinn für die Ruinen des alten Athens, die sich auf dem mondbeglänzten Grunde in finstern Massen erhoben, für die See, die den sternbesäeten Himmel und den sanften Mondstrahl zitternd widerspiegelte? Ja, wäre ich noch verliebt gewesen, so hätte ich mich wohl an diesen Dingen ergötzen können, aber mit meiner Liebe war es nun rein aus, und es gingen mir nur Gedanken des Zorns und der Rache im Kopfe herum! Ich stand da, wie ein Gebannter, der nichts vor, nicht rückwärts konnte.

Der Vorsprung war etwa sechs Fuß lang und drei Fuß breit. Mit zwei Schritten hatte ich mein Gebiet durchmessen. Nach und nach beruhigte sich der Sturm in meinem Innern und ich bemühte mich, den Anker der Vernunft auszuwerfen. Aber da fand ich auch keinen Grund und Boden. Ich sah ein, daß ich mich in mein Schicksal ergeben, daß ich mich darein finden müsse, am Morgen der Spott der Gassenbuben im Hafen, und was mir noch unerträglicher dünkte, meiner Kameraden zu werden. Ich setzte mich auf den Vorsprung, ließ die Beine niederhängen und pffte ein Stückchen in die frische Nacht hinaus. Ich kam mir vor, wie einer, der auf eine wüste Insel ausgesetzt ist; nur durfte dieser auf eine Entdeckung durch Menschen hoffen, während ich sie zu fürchten hatte. Es wurde mir bald ganz dumpf im Kopfe über dem vergeblichen Nachdenken, wie ich mich aus dieser Lage befreien sollte, bis endlich der Tag anbrach und eine Veränderung des Windes, der plötzlich scharf vom Lande herblies,

mich aus meiner Stumpfheit erweckte. Mit dieser Veränderung des Windes fing erst meine eigentliche Qual an. Jetzt mußte ich erwarten, in jedem Augenblicke die Signalschüsse des Mistifs zu vernehmen, dann konnte ich nicht zur Stelle sein, dann wurde ich als ein Ausreißer in der Schiffskrolle bemerkt, dann hatten der Reid meiner Kameraden, die Lücke des Bootsmanns vollends gesiegt. Himmel und Hölle, es kam so und noch schlimmer! In Osten zuckte ein Sonnenstrahl empor und mit ihm donnerte der erste Kanonenschuß vom Mistif herüber. Meine erste Bewegung trieb mich zu einem Sprunge hinabwärts, aber ein Blick in die Tiefe zu meinen Füßen drängte mich wieder zurück. Verzweiflungsvoll blickte ich nach der Stelle, wo unser Fahrzeug lag. Schon wurden langsam die Segel aufgehißt, schon wiegte es sich, nur noch von einem leichten Anker gehalten, nachlässig auf den Wellen. Ich knirschte vor Wuth, ich ballte die Fäuste gegen Theophaniens Wohnung hinab. Da blitzte es wieder vom Mistif herüber,

Da ertönte der zweite Kanonenschuß. Alle mußten schon an Bord sein, denn auf dem Platze am Hafen zeigte sich kein lebendes Wesen. Ich weinte, ich schrie laut, Niemand hörte mich, und die, welche mich vielleicht vernahmen, wollten mich nicht hören. Mit einemmale erblickte ich zwei Gestalten auf dem Hafenplatze, die hinter dem Hause der Ruhme hervortraten. Es war der Bootsmann, es war Theopha-
phania. Sie lachten und schäkerten miteinander. Er trug ein schweres Pack, sie einen Handkorb. Sie sahen zu mir herauf, sie winkten höhnisch herüber. Wieder zuckte es in meinen Flüssen, sie wollten mich herniederreißen, aber der Kopf hielt mich zurück. Geht in die Hölle! dachte ich und wendete meinen Blick ab. Unwillkürlich aber mußte ich ihnen wieder nachsehn. Sie gingen zum Hafen, sie bestiegen einen der Rähne, die hier anlagen, dann durchschnitt mein Nebenbuhler mit raschen Schlägen die Wellen, dann führte er seine Beute dem Mistik, der schon seine Lage verändert hatte, zu. Ich sah Theopha-

nien mit ihm an Bord steigen, ich konnte die Bewegungen der Mannschaft erkennen; ich rechnete noch darauf, daß jetzt die Bosheit meines Feindes sich erschöpft haben, daß man mich endlich von meinem Standpunkte zwischen Himmel und Erde erlösen würde — da schwirrte der dritte Kanonenschuß durch die Lüfte, der letzte Anker des Mistifs wurde gelichtet, die Segel angezogen und hinschwebte das Fahrzeug um das Vorgebirg, das es nach wenigen Minuten meinen Blicken verbarg. Ich stand athemlos, mit weit vorgebeugtem Oberleibe, die Arme nach dem verschwindenden Schiffe hlnbreitend. Meinen guten Namen, meine Liebe, die Freundschaft des Kapitäns, der mir wie ein Vater gewesen — Alles nahm das Schiff mit hinweg. In dumpfem Schmerze warf ich mich auf den harten Steinboden nieder, ich drängte mich an den Rand des Abgrunds, ein wunderliches, unheimliches Gelüst, dem ganzen tollen Spiele, das man mit mir getrieben, durch eine freiwillige Aufopferung ein Ende zu machen, erwachte

in mir. Da trat die alte Muhme Theophaniens aus der hintern Thüre ihrer Wohnung in das Hausgärtchen. Sie ging geradezu nach einem Gartenbeete, um einige Kräuter zu pflücken, sie schien von der ganzen Sache nichts zu wissen. Ihre Erscheinung brachte mich auf andre Gedanken, sie erregte die Lust zum Leben wieder in mir. Ich rief sie beim Namen; das hörte sie nicht. Ich löste einen Stein von der Mauer und warf ihn in ihrer Nähe nieder. Staub und Erde flogen, von dem Steine aufgewühlt, umher. Jetzt erschrock sie, jetzt blickte sie auf und erkannte mich, der wie das Brak eines Schiffes an einer Klippe hing. Die alte Frau schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Sie eilte herbei, sie bemühte sich, die Leiter, die man mir so verrätherisch entzogen, aufzurichten; allein ihre Kräfte reichten nicht hin. Da rief sie mir etwas zu, das ich nicht verstand. Ich sah sie wieder in's Haus gehn, ich zitterte, daß sie mit ihrem Beistande so lange zögern möchte, bis es lebendig am Hafen

würde, bis ich mich dem Gespötte der Menge preisgegeben sähe. Das gute Weib aber lehrte bald mit einem Nachbarn wieder, der nun das Werk, welches ihr zu schwer gefallen, vollbrachte. In wenigen Augenblicken stand ich vor ihr, von ihren Fragen bestürmt, denen ich andre nach Theophanien und dem Bootsmanne entgegensetzte. Die Schändlichen! Schon seit Jahr und Tag war der Bootsmann mit der listigen Korintherin verlobt, Alles war zwischen ihnen abgefartet gewesen, mich zu plündern, mich von dem Schiffe zu verdrängen, wo sie jetzt ihr Nest gebaut hatten. Dem Bootsmanne war es wohl bekannt gewesen, daß der Kapitän, wenn auch der Wind sich nicht verändert, am heutigen Morgen den Hafen verlassen würde, um sich, weiterer Geschäfte wegen, zu einem andern an der Küste zu begeben. Darauf hatte er den böshaftern Plan, der ihm so wohl gelungen, gegründet. Ich war nun ohne Liebe, ohne Geld, ohne Dienst in Porte Leone zurückgeblieben. Weder der Nachbar, noch die Mühme

hielten reinen Mund. Die Geschichte kam aus, man deutete mit Fingern auf mich, man legte mir ärgerliche Spitznamen bei. — Das, Freunde, war das Schicksal meiner ersten und meiner einzigen Liebe. Seitdem habe ich es mit der Flasche gehalten und wenn mir je wieder ein Mädchen mit den Schelmenaugen der Korintherin, mit einem so verführerischen Angesichte, wie das ihrige, schlank gewachsen, wie sie, begegnete; wenn es sich in einem solchen Falle wunderbarlich unter der dritten Rippe zu regen begann: dann wandte ich mich rasch in's nächste Wirthshaus und vergaß die Korintherin und ihr Ebenbild beim perlenden Wein von Skio oder Cypern."

„Und du hast wohlgethan!" sagte der Mönch, indem er die wulstigen Lippen mit feurigem Burgunder benetzte. „Die Korintherin war dann doch am Ende nur der leidige Gottseibeium in reizender, üppiger Gestalt, der dich auf die Zinne des Tempels lockte, um dich zu versuchen, ob du nicht in der Verzweiflung einen freiwilligen Sprung in sein

diabolisches Reich thun möchtest. Stoß an, Grecco!
Der Wein soll leben, nichts als der Wein!“

„Hoch!“ stimmten alle ein. Nur Mustapha und Robert schüttelten ernst die Häupter und konnten das lockende, süße Bild Chiara's nicht aus ihrer Phantasie verbannen. Je mehr sie tranken, desto lebendiger erschien es dort, desto mehr leuchtete ihnen die Möglichkeit ein, das schöne Kind dem Vetter und Bräutigam Constantio abspänstig zu machen.

„Und hörtet oder sahet Ihr nie wieder etwas von Theophanien?“ fragte indessen der kleine Mann mit dem lockigen Haupte. „Blieb sie Euch verschwunden immerdar und rächtet Ihr Euch nicht an ihr?“

„Vor einem Jahre etwa,“ antwortete der Steuermann, „rief mich ein häßliches, runzliches Weib auf dem Obstmarke zu Cerigo an. Es war die einst so reizende Theophania. Sie hatte mich erkannt; aber mir mußte sie sich erst nennen, ehe ich aus dem Wraße, der vor mir lag, das flotte,

zierliche Fahrzeug herausfinden konnte, daß einst meine Lebensbahn durchkreuzte. Mein damaliger Nebenbuhler, der Bootsmann des Mistifs, hatte mich an ihr gerächt. Er blieb ihr nur so lange treu, als das Geld, um das sie mich gepreßt, dauerte, als sie noch etwas besaß, was sich zu Geld machen ließ. Dann vergaß er sie in einem Hafen der Levante, und nach mancherlei Schicksalen, die sie aber nicht für gut fand, mir mitzutheilen, war sie endlich nach Cerigo gekommen, und hatte hier das Gewerbe ergriffen, über dem ich sie betraf. Sie erinnerte sich mit Lachen des Vossens, den sie mir in Porte Leone gespielt; sie sagte, daß das Gedächtniß dieses Streichs eine der liebsten Erinnerungen ihres Jugendlebens sei. Als sie aber den Nachbarinnen und den Umstehenden dieses Abenteuer laut zu erzählen anfing, da mochte ich nicht wie der Narr im Spiele dastehn, warf ihr einige Aspern in den Obstorb und ging weiter.

„Mit der Liebe und den Weibern,“ sagte Vater Anselm, „habe ich schon ex professo nie etwas Anders zu schaffen gehabt, als was innerhalb der Pflichten meines Ordens liegt. Aber ich behaupte, es gibt kein Unglück mit Ausnahme dessen, keinen Wein zu besitzen, für das der Wein nicht Trost deut und Erfaß gibt. Der Feldherr, der im Kriege geschlagen wird, der Kaufmann, der im Handel verliert, der Alchimist, der viele Jahre an die Entdeckung des Steins der Weisen gesetzt, der Arzt, der das Unglück hat, dem Todtengräber auf eine auffallende Weise in die Hände zu arbeiten, per Dio — wer gewährt ihnen eine heitere Zuflucht, wer schmückt ihr ödes Leben wieder mit Freuden, wer kann ihnen bessere Vergessenheit aller irdischen Bedrängnisse einflößen, als dieser Spiritus familiaris, den die Erde der Sonne zur Pflege vertraut, den die himmlische Pflegerin freundlich reifen und gedeihen läßt? Man kann, ohne begeistert zu werden, nicht einmal von diesem begeisterungsvollen Getränke sprechen. Hört,

Freunde, wie ich in einer bitteren Lebenserfahrung nur durch ihn allein gestärkt und erhoben wurde! Er hielt mich aufrecht im schmerzlichsten Grame, im peinlichsten Jammer, nicht, wie den Grecco, um eines schönen lebendigen Weibes, nein! um einer verschrumpften, zusammengedörreten — Todtenhand willen.“

Vater Anselm hielt einige Augenblicke inne. Thränen besuchten sein Auge, mit bebender Hand griff er nach dem Glase, um aus seinem Inhalte Kraft für die bevorstehende Mittheilung zu schöpfen. Alle sahen ihn neugierig an: die Todtenhand hatte jedes Herz getroffen, alle Gefühle aufgeregt und dem Vater zugewandt.

„Aber welche Todtenhand?“ fuhr jetzt dieser in einer seltsamen Verzückung fort. „Millionen können sterben, ohne daß sich eine Hand nach ihrer Hand ausstreckt; allein für diese Hand hätte ich mein Leben hingegeben, so wie ich denn — der heilige Petrus sei mir Zeuge — in der That bereit

stand, es um ihretwillen zu opfern! Ihr Alle wißt, daß ich für den Prior meines Klosters, der in schwerer Krankheit eine Reise nach dem heiligen Grabe gelebt, nach seiner Genesung die Wallfahrt unternommen. Viele Widerwärtigkeiten, unzählige Hindernisse traten mir entgegen; wenn mich aber dann unser Patron Sanct Benedict wieder zu guten Menschen führte, wo ich einige Stunden hinter der Flasche andrücken konnte, so bekam ich neuen Muth, so sah ich mit frischem Vertrauen auf den Weg, der noch zwischen mir und dem Ziele meiner Reise lag. Ich weiß nicht, wie oft ich von Räubern überfallen und angehalten wurde, aber da ihnen das einzige Gut, das ich besaß: mein Leben, nichts nützen konnte, so kam ich immer ungerupft davon. Ich erreichte endlich das Thal Josaphat: ich kniete nieder in der Kapelle des heiligen Grabes, ich betete hier vierzehn Tage nacheinander täglich die tausend Paternoster, die mir das Gelübde des Priors vorschrieb. Zufälliger Weise lernte ich in der heiligen

Stadt einen koptischen Mönch kennen, der mir wunderbare Dinge von den griechischen Klöstern am Berge Carmel erzählte. Nicht genug wußte er die Wunderkraft der Hand des heiligen Johannes des Täufers, die in einem dieser Klöster als die kostbarste Reliquie aufbewahrt wurde, zu rühmen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Besitze dieser Hand, der lebendigste Drang, sie mit heimzubringen in mein Kloster und diesem so einen Ruhm, der die ganze Christenheit erfüllen mußte, zu verschaffen, bemächtigte sich meiner. Ich beschloß, mich durch eine kühne That in den Jahrbüchern meines Klosters unsterblich zu machen. Welches süße Gefühl, wenn ich dann von langer und beschwerlicher Wandrung heimkehrte und, nachdem ich dem Prior das Zeugniß über die vierzehntausend Vateroster dargebracht, geheimnißvoll und Alles in gespannte Erwartung versetzend, die köstliche Reliquie aus den Falten meiner Kutte hervornahm, ihre Bedeutung erklärte und dann die Brüder alle mit mir auf die Kniee sanken, die

hochheilige herrliche Gabe gebührend anzuerkennen! Freunde, ich sah im Traume und im Wachen nun nichts mehr vor mir, als die Hand des heiligen Johannes! Sie deutete auf den Weg, den ich einzuschlagen, auf das Werk, das ich zu unternehmen hatte. Ich verließ Jerusalem und meine Seele war so ganz von dem Gedanken an die herrliche Hand erfüllt, daß ich glaubte, sie in himmlischen Höhen vor mir herschweben zu sehn, immer in der Richtung nach dem Berge Carmel hin. Es war eine beschwerliche Wandrung nach dem lieben Berge. Viele Tage mußte ich ohne einen Tropfen Wein leben; selten stieß ich auf eine menschliche Wohnung, wo das Mitleid der Gebirgsbewohner mich karglich bewirthete und mit elendem Dattelbrandwein erquickte. Endlich sah ich in duftiger Ferne sich das Gebirg blau vor mir erheben. Ich stimmte ganz für mich ein *To Deum laudamus* an. Glänzender und strahlender als je zeigte sich die löstliche Hand jetzt vor meinem Geiste. Sie schien

vom Himmel herabzureichen, sich segnend über das Gebirg und dessen ganze Umgegend auszubreiten. Es dünkte mich schon, als wandle auch ich unter ihrem Schutze, als begeistre mich ihre wunderbare Kraft zu dem großen Werke, das mir bevorstand. Ich hatte noch eine gute Tagereise, ehe ich den Fuß des Gebirges erreichte; allein ich wanderte so leicht, ich möchte sagen schwebend fürbaß, daß ich auch nicht die mindeste Müdigkeit empfand, ich fühlte mich von einem Vertrauen erfüllt, das mich mein Werk schon als gethan und gelungen erblicken ließ. So langte ich in der Hütte des Laienbruders an, der den Auftrag hat, die Wallfahrer und Reisenden weiter nach den verschiedenen Klöstern, die auf dem Berge liegen, zu weisen. Ich fand gute Pflege und Speise, aber mit dem Getränk sah es übel aus, und auch hier mußte der verwünschte Dattelbranntwein wieder aushelfen. Den Namen des Klosters, wo die wunderbare Reliquie verwahrt wurde, hatte ich mir wohl gemerkt. Es lag nahe am Gipfel des Berges,

der Weg dahin führte durch dunkle Waldungen, durch unheimliche Schluchten und an schroffen Abgründen hin. Mich konnte keine Gefahr in meinem Vorsatz wankend machen. Als ich vor der Pforte stand und mit zitternder Hand klopfte, durchbebt mich ein süßer Schauer; denn nun sollte ich ja bald das heilige Aelined erschauen, nach dem all mein Sehnen und Trachten ging. Der Bruder Psörtner schien mir ein Engel des Himmels, der mich in sein Paradies einließ. Man nahm mich auf's Freundlichste auf; Niemand ahnte, mit welchen Gesinnungen; mit welchen Absichten ich die Schwelle des Klosters betrat. Ich sah die heilige Reliquie. Freunde, der schönste Augenblick meines Lebens war gekommen! Was ist Grecco's Liebesrausch, in den ihn der Anblick der reizenden Theophania versetzt, gegen das Entzücken, das sich meines ganzen Wesens bemächtigte, als ich diese braune, dürre Hand an meine Lippen, an mein Herz drücken durfte! Sie war in einen goldnen Reif eingefast, dessen Inschrift sie

bezeichnete, sie wurde neben dem Hochaltar in einem eignen Schrein verwahrt. Ich konnte mich nur mit Mühe von ihr trennen, ich mußte meine ganze Besonnenheit und Geisteskraft aufbieten, um keinen Verdacht bei den Mönchen zu erregen. Alles kam nun darauf an, daß ich Bekanntschaften unter den Brüdern machte, daß ich ausspionirte, auf welche Weise der kostbaren Reliquie am besten beizukommen sei. Es war sonst ein elendes Leben in dem griechischen Kloster, und ich kann mir den Aufenthalt dort als ein wahres Martyrthum anrechnen. Schlechte Lebensmittel, widriges, den Gaumen verbrennendes Getränk und ringsum Raubgesindel, vor dem man sich, sobald die Dämmerung eintrat, nicht aus den Ringmauern des Klosters herauswagen durfte. Was kümmerte mich aber das Alles? Hier galt es wachsam sein, Augen und Ohren überall haben, herausfinden, wer den Schlüssel zu dem Schreine, der das Heiligthum enthielt, führe, wie man sich dessen bemächtigen könne, kurz, wie das Ziel, nachdem

mich alle Gefühle, alle Gedanken hindrängten, zu erreichen sei! In einem glücklichen Augenblicke entdeckte ich, daß der Vater Guardian den Schlüssel, nachdem er ihn gebraucht, immer dem Prior selbst wieder einhändigen mußte. Dieser befestigte ihn dann an ein silbernes Kettlein, das er um den Hals trug. An diesen Hals, an dieses Kettlein mußte ich nun zu kommen suchen. Der Vater Prior war nicht, wie ich, ein Verächter des betäubenden Dattelbrandweins. Das bemerkte ich schon am ersten Abend, den ich allein mit ihm in seiner Zelle zubrachte und wo ich ihn mit allerlei Erzählungen aus dem Abendlande unterhielt. Ueber dem Trinken oder meinen Erzählungen fiel er in einen tiefen Schlaf; aber damals hatte ich jene wichtige Entdeckung noch nicht gemacht, erst am andern Morgen bescherte sie mir ein günstiger Zufall. Mit Sehnsucht erwartete ich den Abend und die wiederholte Zusammenkunft mit dem trinklustigen Prior. Bei Sanct Benedikt, ich verlebte einen qualvollen Tag, als läge ich auf

des heiligen Martyrers Laurentius glühendem Roste! Der Abend kam, aber die Griechen hatten einen Fasttag und zu meinem größten Aerger mußte ich sehen, wie der Prior nur eitel Wasser trank, von Zeit zu Zeit einen sehnächtigen Blick nach dem Krüge mit Dattelbrandwein, der in einem Winkel seiner Zelle stand, warf, aber nicht wagte, ihn zu berühren. Nun versuchte ich, ihn durch meine Rednergabe einzuschläfern. Er war heute unangreifbar, und ich mußte mich bescheiden mein Unternehmen dem nächsten Tage vorzubehalten. Ich suchte in vollem Unmuthe die Gastzelle, die man mir angewiesen hatte und die in einiger Entfernung von den Wohnungen der Brüder lag. Mit jedem Hinderniß, das mir in den Weg trat, wuchs meine Sehnsucht, meine Beharrlichkeit. Ich konnte nicht schlafen. Wenn ich die Augen schloß, so war es, als fahre mir die heilige Hand sanft über die Stirn, als öffnete sie mir wieder zum Wachen die Augenlieder. So mochte Mitternacht herangekommen sein,

als ich ein Geräusch an der Thüre meiner Zelle, die weder Schloß noch Riegel hatte, vernahm. Ich fuhr auf, ich sah zu meinem Erstaunen den Prior, mit einer brennenden Kerze in der Hand, eintreten. Er war noch angekleidet, allein seine Kleider befanden sich in großer Unordnung. Das Obertheil seiner Kutte stand offen und ich konnte den erschutten Schlüssel an seinem silbernen Kettlein erblicken. Die ganze Erscheinung des Priors war sonst höchst befremdlich. Seine Augen waren geschlossen und dennoch wandelte er beim Scheine der Kerze so sicher, wie irgend Jemand mit offenen Augen. Er setzte das Licht bedachtsam auf einen Tisch nieder. Dann rückte er einen Stuhl an das Fenster, durch welches der Schein des Vollmonds in seinem ganzen Glanze einfiel, setzte sich darauf und schien sich nun höchst behaglich im vollen Strahle des Mondes zu befinden. Er rieb, wie Jemand, der sehr vergnügt ist, die Hände, er schmalzte, als genösse er einen guten Tropfen, mit der Zunge, er lüchelte zufrieden in sich hinein. Ich sah nun

wohl ein, daß ich einen Mondsuchtigen vor mir hatte, den die Sehnsucht nach dem Anblicke des Vollmonds aus seiner Zelle nach der meinigen getrieben, der hier in seinem seltsamen Zustande eine wunderliche Befriedigung suchte. Aber konnte ich diesen Zufall nicht benutzen, mußte ich ihn nicht für eine glückliche Schickung ansehen, die mir die Mittel, zu meinem Zwecke zu gelangen, darbot? Freunde, ehe ich den Gedanken ausgedacht hatte, stand ich schon an der Seite des Priors! Er lächelte zum Mond hinauf, er hatte das Ansehn eines Verzückten, der nicht dieser Erde angehört. „Wandle du mit deinem Geiste im Monde,“ sagte ich leise, „ich weiß, was ich auf Erden zu vollbringen habe. Hilf, Sanct Benedikt! Alles geschieht zu deiner und meines lieben Klosters Ehre.“ Der Heilige half. Der Prior schwebte in himmlischen Regionen, während das Kettlein mit dem Schlüssel von seinem Halse in meine Hand herüberschwebte. Hastig nahm ich jetzt Pilgerstab und Muschelhut. In wenigen Augenbli-

den war ich unten in der Kirche, die der hülfreiche Mondstrahl nach allen Richtungen erhellte. Da strahlte mir, wie von einer Glorie umgeben, der wunderthätige Schrein entgegen; da jubelte es laut in meiner Seele und ich hörte schon im süßen Vorgenuß die Grüße und Lobpreisungen meiner Klosterbrüder daheim; ich sah die köstliche Reliquie in unserm Kloster prangen und tausende von Gläubigen herbeiströmen, sie zu verehren und sich ihrer Wunder zu erfreuen. Der Schrein öffnete sich; die heilige Hand war mein. Mein! Mein! jauchzte es in meiner Seele wieder, und, als hätte ich einen begeisternden Wein genossen, fühlte ich mich, da ich sie auf meiner Brust verborgen, da sie an meinem Herzen ruhte, erhoben, beglückt, beseligt. Wie konnten mir da noch Schlösser und Riegel der in's Freie führenden Kirchthüre widerstehn? Freilich hielten die Schlösser, seit vielen Jahren nicht ausgebessert, kaum noch an einigen verrosteten Nägeln, freilich wichen die hölzernen Riegel leicht dem kräftigen

Drucke der Hand; aber ich bin überzeugt, daß ich in jenem Augenblicke übermenschliche Kraft besaß und jeden Widerstand überwunden haben würde. St. Benedikt war mit mir, seine Wundermacht beseeelte mich. Wäre sie mir nur getreu geblieben, hätte sie mich nur glücklich mit der herrlichen Beute an das Gestade des Meeres geführt! Aber irgend ein sündiger Gedanke, der, mir selbst unbewußt, in meiner Seele gekeimt, mußte sie, indem ich das Kloster verließ, von mir entfernt haben. Ich gerieth bald in einen dichten Wald, in dem kein Strahl des Mondes meinen Pfad erhellte. Durch verschlungenes Gesträuch und Gestrüpp mußte ich mir den Weg bahnen. Hätte nicht die wunderbare Hand auf meinem Herzen gelegen, so wäre ich verzagt und vor Angst vielleicht umgekommen; so aber erhielt mich die Gewißheit ihres Besizes aufrecht und die Sorge, sie zu bewahren, trieb mich allen Hindernissen zum Trope bergabwärts. Oft lehrten meine Gedanken in das griechische Kloster zurück. Wenn nun der Prior

aus seinem Mondschlase erwacht war, wenn er den Verlust des kostbaren Schlüssels bemerkt, die Brüder aufgeweckt, meine Zelle leer gefunden hatte, mußten sie dann nicht schon verfolgend auf meinen Fersen sein, mußten sie nicht Alles anbieten, das wunderbare Kleinod ihres Hauses zurück zu erlangen? Ich beschleunigte meine Schritte. Ich näherte mich einer Stelle, wo das Mondlicht zwischen die Baumstämme hindurchfiel und einen freien Raum vermuthen ließ. Nach kurzer Zeit betrat ich eine offene Stelle, welche mehrere gebahnte Wege durchkreuzten; zu meinem Schrecken aber entdeckte ich auch einen Haufen bewaffneter Araber, die um ein Feuer lagerten und deren ganzes Aeußere das gefährliche Handwerk, welches sie trieben, verrieth. Ich hoffte, mich unbemerkt zurückziehn zu können; allein schon hatte mich der Falkenblick eines der räuberischen Schelme bemerkt; wie ein Blitz flog er auf mich zu, nahm mich bei der Kutte, setzte mir den Dolch auf die Brust und schleppte mich zum Lagerplatze. „Heraus

mit deinen Schätzen!“ fuhr derjenige, den ich nach seiner bessern Bewaffnung für den Anführer halten mußte, auf mich ein. „Doch es ist besser, wir suchen selbst nach;“ sprach er, zu seinen Genossen sich wendend, weiter. „Diese Christenhunde sind zähe und würden ihr Geld unter der Haut verbergen, wenn's möglich wäre.“ Er sprach die Landedsprache, die ich einigermaßen hatte verstehn lernen. Ehe ich versuchen konnte, Etwas gegen dieses gewaltthätige Verfahren einzuwenden, hatten die Araber mit bewundernswürdiger Geschwindigkeit den Befehl ihres Gebieters vollzogen. Rutte, Muschelhut und Stab warfen sie verächtlich zur Seite, aber die kostbare Hand zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Bösewichter! Sie wußten nicht allein den Werth des Goldreiß, der sie umschloß, sie wußten auch den der herrlichen Reliquie selbst zu schätzen. Heiliger Benedikt, wo warst du in jenem Augenblicke? Ich betete, ich flehete aus tiefem Seelengrunde, in der Pein der Verzweiflung zu dir. Aber du erhörtest

nicht deinen Knecht, du wandtest unwillig dein heiliges Antlitz von ihm. Ich sah den wilden Anführer höhnisch lächeln, als er die heilige Hand in seiner unheiligen hielt, als er den goldnen Reif davon löste und in seinen Turban verbarg, als er mit dem Triumphlächeln des Satans über eine gefallene Seele seinen Helferk Helfern die Bedeutung erklärte, welche die Christen dieser Todtenhand beileigten, als er ihnen sagte, daß die griechischen Mönche oben ihm ein tüchtiges Lösegeld für diesen Schatz zahlen sollten. Vergebens warf ich mich knicend vor ihm nieder, vergebens beschwor ich ihn bei Allah und Mohammed, mir nur die Hand, wenn auch nicht den Goldreif zurückzugeben. Er sah mich kalt und listig an, klopfte mich dann auf die Schulter und sagte mir, so viel ich verstehen konnte, einige lobende Worte über die List, mit der ich, um mich des Kleinods zu bemächtigen, zu Werk gegangen sein mußte, und meinte am Schlusse seiner Rede, es sei Schade, daß ich ein Ungläubiger wäre und nicht zu ihnen gehörte, dergleichen geschickte

Peute könnten sie wohl brauchen. So sah ich mich denn nicht allein wieder meines kostbaren Schatzes beraubt, sondern sogar von Räubern und Dieben zu ihresgleichen gerechnet. Ich konnte mich nicht mäßigen. Vor Unmuth und Seelenschmerz fing ich an laut zu heulen. Daß mochte dem Anführer nicht behagen. Auf seinen Wink wurde mir die Kutte übergeworfen, der Muschelhut aufgestülpt, der Stab in die Hand gedrückt. Dann nahmen mich zwei stämmige Araber unter die Arme und rannten mit mir in solcher Sturmeseilte den Berg hinab, daß ich zu ersticken, daß ich in jedem Augenblicke den Geist aufzugeben glaubte. Einen Weg, zu dem ich hinaufwärts einige Stunden gebraucht haben würde, legte ich in diesem Fluge in einer halben Stunde zurück. In der Nähe der Ebene verließen mich die Araber und gaben mir noch einige Flüche und Stöße auf die Reise mit.

Daß, Freunde, war mein Abenteuer vom Berge Carmel, das war das Mißgeschick, in dem ich erst

dann Trost fand, als mir wieder bei einem christlichen Handelsmann in Cairo ein Krug Wein gegenüber stand, als meine Zunge das lang entbehrte, köstliche und begeisternde Naß prüfte. Seine Kraft verdrängte den Gram aus meiner Brust, die heitern Bilder, die er in meiner Seele erweckte, ließen mich die wunderthätige Hand vergessen. Wollte sie wieder aus meiner Erinnerung emportauchen, bräunlich und lockend, mein Herz berührend, meine Sinne umfangend, wie ei ist, als ich sie zum erstenmale sah, dann griff ich rasch zum Becher und je länger ich in dessen goldnen Inhalt blickte, desto bedeutungsloser erschien mir der Gegenstand, dem ich tollkühn nachgerungen und nachgestrebt, desto herrlicher aber dünkte mich die Gottesgabe, der es verlichen, jedem Seelenschmerze Heilung zu geben, der Verzweiflung den Stachel zu entreißen, dem bitteren Grame süßen Trost beizumischen. Bei Sanct Benedikt! der Wein ist die Quelle alles Guten: ergo bibamus!"

„Ergo bibamus!" klang es im Chorus. Selbst

der deutsche Maler und der türkische Kaufmann reichten einander die Hände und stimmten, von Weinslust ergriffen, mit ein. Daß sie aber um des Welkes willen ihren Absichten auf die schöne Chiara nicht entsagten, behielten sie sich im Stillen vor. Jeder von ihnen hatte schon, wie er's aus seinen Erfahrungen und aus den Gewohnheiten seiner Heimath schöpfen konnte, im Stillen ein Plänchen entworfen, die reizende Armenierin ihrem Bräutigame abspänstig zu machen. Mustapha specularie auf den Geiz und die Habsucht des Oheims Basilio, Robert trug sich mit dem Gedanken herum, Chiara's Liebe von Constantio ab- und auf sich zu lenken, dann durch eine Entführung sich des Mädchens zu versichern. Indessen hatte Grecco, der Bootsmann, seinen Arm um den Nacken des Mönchs geschlungen und sprach neckend:

„Brüderchen, du bist ein arger Schalk! Wolltest den armen Mönchen am Carmel die Hand, die ihnen den Segen in ihr Kloster brachte, stehlen? War das auch recht oder nur billig? Wenn du der-

gleichen an deinen heiligen Amtsbrüdern übst, was haben wir Laien dann von dir zu erwarten?“

„Das verstehst du nicht, Grecco!“ erwiderte ruhig Vater Anselm. „Wurde doch einmal von Verona nach Mailand ein ganzer Heiliger entführt und den Thätern ward großer Ruhm und Ehre. Eine solche That kann nicht Diebstahl noch Verbrechen genannt werden. Sie geht aus reiner Liebe zum Heiligen hervor und indem man ihrer gedenkt, läßt sich die heilige Kraft, die in einer solchen Reliquie lebt, in die Seele nieder und veredelt und verherrlicht sie, so daß Alles, was von ihr ausgeht, vorzüglich und gottgefällig ist. Auch verdienten jene Brüder am Carmel gar nicht, das kostbare Stück zu besitzen. Bei der heiligen Madonna, ich mußte vernehmen, daß sie seiner spotteten, daß es ihnen nur deshalb werth war, weil es die Pfennige und Gaben der Gläubigen in ihr Kloster brachte. Wie hätten wir die wunderthätige Reliquie verehren, wie sie mit Gold und Edelsteinen umgeben, hinter Sammt

und Seide verhüllen wollen. Aber es hat nicht sein sollen. Ich habe es verschmerzt,“ schloß er trinsend, „ich arbeite noch immer daran, die traurige Erinnerung zu überwinden.“

„Hin ist hin!“ rief der kleine Mann mit der lockigen Perücke aus einem Winkel des Zimmers, wo er mit Füllen der Gläser beschäftigt war. „Ich habe Aergereß zu verschmerzen, schlimmere Erinnerungen zu bekämpfen. Grecco's unglückliche Liebe hat zwar ihre schwere Bedeutung, und so viel ich als ein calvinistischer Aeger begreifen kann, mag auch der Schmerz des Vaters wohl begründet sein; aber ich — ich war der Besitzer von Millionen, ich war so reich, daß ich einen Fürsten fragen konnte: Wie theuer, Herr, Euer Fürstenthum? Ich hätte mit Sechsen fahren können in Europa, im lieben deutschen Vaterlande auf Präsentation bei Hofe Anspruch machen, immer: Herz, was begehrst du? fragen können, und wäre nie um eine Antwort verlegen gewesen. Das Alles ist hin, disparu, wie

der Taschenspieler sagt, und wenn nicht der löstliche Nebensaft wäre, so möchte ich, bei'm Himmel! auch hin sein.“

„Sprecht! Erzählt!“ riefen die Freunde. „Mit solchen Dingen darf hier nicht hinter dem Berge gehalten werden. Jeder muß sein Leid zum Besten geben, muß berichten, wie der Wein ihn tröstete, zum Ruhme des Erzvaters Noah!“

Der kleine Mann räusperte sich und begann:

„Ich schäme mich meines Geburtsortes nicht, und deshalb stehe ich auch nicht an, zu bekennen, daß ich in einer kleinen schwäbischen Stadt das Licht der Welt erblickte. Der Menschen Schicksale sind verschiedentlich. Während in demselben Augenblicke vielleicht ein mächtiger Thronerbe geboren wurde, legte mich mein Loos der Frau eines armen Baders an die Brust. Hätte es von mir abgehangen, so wäre es umgekehrt gewesen, aber gegen den Stachel

ist nicht zu lecken. Ich wuchs auf wie eine Blume des Feldes, und wenn ich schon frühe Einiges von der Gelehrsamkeit meines Vaters profitirte, so muß ich gestehn, daß es eben nicht meine Schuld war. Der Prügel ist ein guter Lehrmeister, der Hunger stärkt das Gedächtniß. Mein Vater wandte beide Dinge zu meinem Frommen an. Im vierzehnten Jahre verstand ich das Barbiermesser zu führen, im fünfzehnten konnte ich Schröpfen und Aderlassen. Damit glaubte ich mein Glück in der Welt auf eigne Rechnung suchen zu können, schnürte eines Nachts in aller Stille mein Reisbündel und war am Morgen, als die Sonne über die Alp hinabblickte, fort, heidi in die weite Welt, nach Batavia, wo, wie man mir gesagt und wie ich gelesen hatte, Schröpfen und Aderlassen zum reichen Manne machen könnten. Aber der Weg von Schwaben nach Batavia ist weit: der Fuchs hat ihn gemessen, und wie es im Sprichworte heißt, den Schweif daran gehängt. So viel war mir bekannt, daß ich erst nach Hol-

land mußte, dann, dachte ich, würde das gute Glück dem Schelmen schon weiter helfen. Auf der Reise dahin brachte ich mich mit meinen chirurgischen Kenntnissen durch, zu denen ich noch Zahnbrechen und Wanzenvertreiben fügte. Wer wagt, gewinnt! Bald ward ich dreist genug, Pillen von meiner Fabrikation gegen alle Uebel, Pflaster gegen alle Schaden feil zu bieten. Das Geschäft ging gut. Aller Orten, wo ich mich einen halben Tag aufhielt, ward ich ein berühmter Mann. Mit einem ansehnlichen Sparpfennige kam ich nach Amsterdam. Ich dachte wohl daran, meinen Eltern zu schreiben, dann aber fiel mir ein, daß meine Mutter nicht lesen konnte, und daß mein Vater oft geäußert hatte, ich sei ein Laugenichts, der ihm dann die meiste Freude mache, wenn er gar nichts von ihm höre. Der Geschmack ist sehr verschieden. Jeder trägt seine eigne Kappe. Ich wollte meinen Vater in seiner Freude nicht stören. Auf dem ersten Schiffe, das nach Batavia unter Segel ging, engagirte ich mich als Schiff-

Chirurg. Gehalt zahlte der Kapitän nicht, hieß es; aber was lag mir daran, wenn ich nur freie Station vom Lande, wo ein Schröpfkopf mit einem Dukaten, ein Aderlaß mit zweien bezahlt wurde, erhielt. Wer gut säet, wird gut ernten; wer zur rechten Zeit den Kreuzer spart, dem wird er zum Gulden werden. Bald wurde ich auch auf dem Schiffe ein berühmter Mann. Der Kapitän war ein gewaltiger Seefahrer, allein er hatte seine Schwächen. Der Mensch bleibt ewig ein gebrechliches Wesen. Des Kapitäns Gebrechlichkeit bestand in der Wachholderflasche, die ihn den ganzen Tag nicht verließ, die er sogar in der Hand trug, wenn er auf dem Berdeck erschien, um seine Befehle zu ertheilen. Spiritus erzeugt Spiritus und dieser Proceß ergibt sich täglich neu auf eine wunderbare Weise im menschlichen Körper. Nur ist zu diesem nothwendigen Unterstützungsmittel der menschlichen Natur der Weinspiritus jedem andern vorzuziehen, weil er gleichsam wie ein lichter, belebendes Flämmchen im Innern

brennt, während andre Spirituosa in verderblicher, verzehrender Flamme auflodern. So lehrt es die Erfahrung, so lehrt es das Beispiel unsers Kapitäns. Nur zu oft schlug die spirituöse Blut in seinem Innern nach Außen, und dann war ich der Mann, der mit Schröpfen und Aderlassen helfen mußte. Ein Narr macht mehrere; wie der Herr, so der Knecht! des Kapitäns Liebhaberei zum edeln Wachholder wirkte ansteckend auf die Mannschaft. Alle zündeten die verderbliche Flamme in ihrem Innern an, Alle wollten geaderlaßt und geschröpft sein. Da war ich dann Hahn im Korb und, wie schon gesagt, der berühmteste Mann auf dem Schiff. Als wir in Batavia anlangten, schenkte mir der Kapitän noch ein schönes Stück Geld, und jeder Matrose wollte zum Abschiede noch einmal von mir geschröpft sein. Ich stieg an's Ufer als ein Mensch, der einen Sack voll Hoffnungen mitbringt und einen Sack voll Dukaten heimzunehmen denkt. Aber, lieber Gott! in Batavia gab es zu meinem Schreck schon so viele

berühmte Leute in meiner Kunst, daß ich wohl einsah, es müsse seit der Zeit, von der meine alte Reisebeschreibung daheim erzählte, eine völlige Umwandlung im Gebiete des Schröpfens und Aderlassens eingetreten sein. Ich sah die Kunst ihrem Verfall nahe, sie mußte nach Brod, oft nur nach einer harten Rinde von dem Tafelabhube der Reichen gehn. Die Nynheers hatten sämmtlich Bedienten oder selbst schwarze unchristliche Sklaven, die ein solches christliches Werk zu vollziehen wußten. So griff damals das Heidenthum immer mehr um sich in Batavia. Aber wer nicht tanzen kann, muß hüpfen, frischer Muth hält auch im Unglück fest! Ich nahm meine Zuflucht wieder zu meinen Pillen und Salben. Zum großen Glück brach eine Seuche aus, meine Pillen brachten einige wunderbare Heilungen zu Wege und mit einemmale war ich nun auch in Batavia ein berühmter Mann. Ich konnte nicht Pillen genug drehen, die vorn im Laden meine Gehülfsen für schweres Geld verkauften. Aber indem ich meine Mitmens-

schen dem Grabe entriß, grub ich an dem meines eigenen Glücks. Alles genas durch meine Willen und Niemand bedurfte ihrer mehr. Nun hatte ich meinen Ruhm, aber an dem konnte ich nicht zehren, und das Ersparte ging auch bald darauf, da ein berühmter Mann, wie ich, nicht leben konnte, wie ein Philister aus dem Pöbel. Wie gewonnen, so zerronnen. Ich hatte als ein Mann von Stande Willen gedreht; jezt mußte ich mich, als ein Lump, bequemen, mit Seifenkugel und Scheermesser die Straßen von Batavia zu durchrennen. So trieb ich's mehrere Jahre. Mein Ruhm erlosch mehr und mehr, und es wollte sich nichts begeben, was ihn wieder aufrichtete. Ich war aber nun schon einmal so sehr gewohnt, ein berühmter Mann zu sein, daß ich's in der Dunkelheit nicht länger aushalten konnte, einen raschen Entschluß faßte, dem undankbaren Batavia Valet sagte und mich auf einem englischen Rauffahrer nach Calcutta einschiffte. Nun war ich wieder der einzige Meinesgleichen in der schwimmen-

den Welt, die uns über's Meer trug. Schon der nächste Tag, wo ich dem ersten Steuerman, der sich an der Spitze die Hand verrenkt hatte, diese wieder einrichtete, machte mich berühmt. Mein Licht leuchtete über das ganze Verdeck, in das Zwischendeck, bis in den untern Raum. Jeder kam nun mit einer Klage und Jeder fand Hülfe bei meiner Kunst. Der Kapitän rief: God damn! und schwur, er habe noch keinen Chirurg gefunden, der einen Menschen wieder so gut aufzutakeln verstehe, wie ich. Er ließ sich auch von mir auftakeln; denn ich mußte ihm täglich vor Tische hundert bittre Tropfen in einem Löffel Madera eingeben. Wenn ich aber nun hoffte, er werde mir endlich einmal eine Guinee in die Hand schlüpfen lassen, so sagte er wieder nur: damn! und ich mußte mich mit dem damn zufrieden stellen. Sonst hieß es: Ehre, dem Ehre gebührt, und ich durfte an des Kapitäns eigener Tafel mitspeisen und Jedermann nannte mich: Sir, was so viel heißen will, als gnädiger Herr. In Calcutta war's aus

mit dem clamm und dem gnädigen Sir. Schmalhaus brockte mir die Suppe ein, und es blieb mir nichts übrig, als eine Stelle als Feldchirurg bei einem Regimente im Dienste der ostindischen Compagnie zu nehmen. Ich habe immer die gute Compagnie geliebt und die ostindische schien mir anständig genug, mich in eine Verbindung mit ihr einzulassen. Sie führte damals gerade Krieg mit dem Rajah von Dschabberlabber oder wie der Bursch sonst hieß. Auch mein Regiment zog gegen den rebellischen Rajah aus und es lag nun wieder ein weiter Raum vor mir, den ich mit meinem Ruhme erfüllen konnte. Man erzählte Wunderdinge von dem Rajah von Dschabberlabber. Erösus sollte ein Bettler gegen ihn gewesen sein und ein einziger Carsunkel an seinem Dolche sollte alle Schätze der ostindischen Compagnie aufwiegen. Wir marschirten immer vorwärts, über die Berge, von denen einige so hoch sind, daß die Erde wie ein Nebelgewölk unter ihnen liegt, in die Wälder, wo wir ganze Heerden von Tigerrhieren,

Elephanten, Löwen und Affen aufjagten. Endlich überschritten wir die Grenzen von Dschabberlabber. Ein schönes Land, aber die Kost wollte mir nicht behagen. Der Hunger mußte das Beste dazu thun. Kein saftiges Roßbeef, wie in Calcutta, kein vernünftiges Zugemüse, nichts als Reis und immer wieder Reis, so daß mir von dem ewigen Reießbriessen zuletzt ganz schwach und kindisch zu Muthe wurde. Da ging plötzlich der Krieg los. Die Soldaten des Rajah überfielen uns eines Nachts und da die Nacht keines Menschen Freund ist, so war sie auch nicht der unsrige. Wir behaupteten zwar den Platz, aber die Hälfte unsrer Leute lag am andern Morgen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Jetzt war meine Zeit gekommen, jetzt wurde ich wieder ein berühmter Mann. Wo ein Arm oder Bein beschädigt, wo es nur leicht gerührt war, da nahm ich es auf der Stelle ab. Wir befanden uns in einem heißen Lande, starke Hitze bringt leicht Brand hervor, ergo konnte zu der unbedeutendsten

Wunde in wenigen Augenblicken der Brand schla-
gen und dem wurde vorgefehn mit Säge und Mes-
ser. Die Einwohner von Dschabberlabber führten
den Krieg wie Schelme und Spitzbuben, aber nicht
wie rechtschaffene Soldaten. Ueberhaupt sind sie,
wie ich später Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen,
noch sehr in der Kultur zurück und halten Schlan-
gen und Eidechsen für heilig, die doch bei uns da-
heim in Schwaben jedes Kind mit Abscheu betrach-
tet. Ländlich, sittlich! Mit den Wölfen muß man
heulen. Jung gewohnt, alt gethan. Was ihre
Kriegsmanieren anbetrifft, so mißfiel mir das an
ihnen, daß sie, während wir in allem Vertrauen auf
irgend einem freien Raume unser Lager aufgeschlagen
hatten, hinter allen Büschen und Bäumen lauerten,
einen einzelnen Mann, den der Zufall in ihre Nähe
brachte, einsingen und in die Sklaverei fortschlepp-
ten. Da hieß es aufgepaßt: Augen an allen Ecken,
wer sich selbst behalten wollte! Aber was half's,
wozu nützte mir die größte Aufmerksamkeit? Als ich

eines Morgens botanisiren ging und nach Ananas und Pisang zum Frühstück suchte, fiel mir mit einemmale von einer Cecospalme eine Schlinge herab um den Hals. Wie der Blitz schoß ein indischer Satana nach und stürzte, das Ende der Schlinge haltend, so eilig in den Wald, daß ich, wollte ich nicht erdroffelt sein, den Wettlauf mitmachen mußte. Ehe ich zu mir kommen und nach einer der Pistolen, die ich im Gürtel trug, greifen konnte, sah ich mich von mehr als zwanzig andern indischen Teufeln umringt, meiner Waffen und meiner Kleider beraubt, kurz, völlig ausgeplündert! Sie betrachteten Alles, was sie mir genommen hatten, sehr genau; als sie aber auf die wunderlich geformten Instrumente meines Bestecks, das ich immer bei mir führte, stießen, sah ich, daß sich eine Art von ehrfurchtvoller Scheu ihrer bemächtigte. Sie mochten mich für einen Hegenmeister oder dergleichen halten. Sie traten zu wichtiger Berathschlagung zusammen, während ich immer die fatale Binde von Hanf um meinen Hals

leiden mußte. Den Löwen erkennt man an der Klaue. Die Indier mochten einsehn, daß sie es mit einem berühmten Manne zu thun hatten, der nicht wie ein lumpiger Füselier oder Grenadier abgefertigt werden könne. Sie gaben mir meine Kleider zurück; das Besteck und die Waffen behielten sie. Aber der Instinkt lehrte diese rohen Menschen Achtung vor der Wissenschaft haben. Meine chirurgischen Instrumente wurden sorgfältig in ein kostbares Tuch eingeschlagen und Derjenige, der die Stelle eines Anführers zu bekleiden schien, nahm sie selbst zu sich. Dann erbielt ich einen Wink, ihnen zu folgen. Er wurde mir mit der Schlinge um meinen Hals so vernehmlich gegeben, daß ich beinahe zu Boden gestürzt wäre. Nun gieng hurtig über Stock und Stein, und wir flogen dahin, wie das wilde Heer, von dem man bei mir daheim in Schwaben erzählt. Die Einwohner von Dschabberlabber sind vortreffliche Schnellläufer; das muß man ihnen lassen. Auch besitzen sie eine Methode, einen Andern in der kür-

zesten Zeit zum fertigsten Schnellläufer zu machen, die sich an mir erprobte. Ich bin mein Leben nicht so flink auf den Beinen gewesen, als damals, wo man mich gleichsam wieder in die Zeiten der Kindheit versetzte und am Gängelbände führte. Je nun! die Zeit flieht und wir fliehen mit ihr. Den ganzen Tag hindurch ging es mit geringen Ruhe-Pausen auf diese Weise fort. Aber was glänzte da in der Abenddämmerung herrlich und kristallhell vom Himmel herüber? Tausend Lichter funkelten, und bunte Flämmchen schlugen allenthalben empor. Ich riß die Augen auf, wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaume; ich hätte: „Freut euch des Lebens!“ singen mögen, wenn die garstige Schlinge nicht jeden musikalischen Ton in meiner Gurgel unterdrückt hätte. Immer glänzender, immer bunter, immer lieblicher zeigte sich das charmante Bild. Freunde, es war die Residenz des Rajah von Dschabberlabber, die an einem Berge lag und wo eben die gewöhnliche Straßenbeleuchtung, die man bei uns die prachsvollste

Illumination getauft hätte, anfang. Ich konnte nun wohl merken, daß man einen berühmten Mann, wie mich, dem Rajah selbst vorstellen wollte. Wir langten vor den Thoren an. Cymbeln, Trompeten, Pauken und Gesang tönten uns aus dem Innern der Stadt entgegen. Da schien immer Jahrmarkt, immer Kirchweih: nichts wie Spiel und Tanz! Die Schlinge wurde mir vom Halse genommen, eine Wache vom Thore begleitete uns, und in einem anständigen Schritte begaben wir uns jetzt zum Pallaste des Rajah. Auf den Straßen lief Alles zusammen, Braminen und Tänzerinnen, Reiche und Lumpen, um einen berühmten Mann in rother Uniform zu bewundern. Endlich langten wir am Pallaste des Rajah an, der von tausend brennenden Lichtern widerstrahlte. Ich wurde durch mehrere Höfe in das Innere geführt. Der Anführer unsers Trupps trat, das kostbare Tuch mit meinem Besteck säuberlich in beiden Händen tragend, voran in ein Gemach, dessen Thüre von Gold glänzte, während wir Außen harrten. Ich

hatte Zeit, die Halle zu betrachten, wo wir zurückbleiben mußten. Jede Sache hat ihre zwei Seiten. Sie sah grimmig aus, aber schön. An den Wänden ringelten sich gemalte Schlangen herab, bäumten sich Drachen und andre fabelhafte Thiere auf, die man nur in der Naturgeschichte von Dschabberlabber findet. Die Augen der Schlangen und Ungeheuer strahlten von Gold und Silber, die Schweife waren von glänzenden Fischschuppen ausgelegt. Da kam der Anführer zurück und deutete mir an, ihm vor den Rajah zu folgen. Ich zitterte nicht, aber das Herz fing doch an, sich in der Brust als einen selbstständigen Muskel fühlen zu lassen. Der Rajah gewährte einen schauerhaft herrlichen Anblick. Er saß auf einem goldenen Thron, neben ihm lag auf der einen Seite ein gezähmter Tiger, auf der andern ein gezähmter Löwe. Man sah es aber den Bestien wohl an, daß es nur eines Winks von seiner Hand bedurft hätte, um sie sogleich in den Zustand ihrer frühern Wildheit zurückzuversetzen und nach Men-

schenfleisch lüstern zu machen. Der Weg, den ich zum Throne des Rajah nehmen mußte, führte zwischen zwei Reihen Sclaven hindurch, die mit der Stirn am Boden lagen. Ich hielt mich aufrecht; denn als ein berühmter Mann fühlte ich meine Würde, und ich durfte der englischen Uniform keine Schande machen. Als ich aber vor dem Rajah stand, wollte ich zeigen, daß ich auch gute Lebensart besitze und machte ihm drei stattliche Reverenze, wie ich sie von einem Tanzmeister in Schwaben, der seinen Unterricht von Ort zu Ort trug, als Knabe erlernt. Sie fanden allgemeinen Beifall, denn Jedermann lachte aus Leibeskräften. Ich sah mein Besteck in der Hand des Rajah, er fragte mich in gebrochenem Englisch nach der Bedeutung und dem Gebrauche der Instrumente. Da eröffnete ich ihm die Geheimnisse des Schröpfens und des Aderlassens; da sagte ich ihm unverholen, welch einen geschickten und berühmten Mann er in mir vor sich sehe; da fügte ich bescheiden hinzu, daß ich vermöge meiner Kunst jedes

Uebel des menschlichen Körpers, wenn nicht der Tod schon am Herzen nage, zu heilen verstehe. Er sah mich mit Bewunderung an, er legte zum Zeichen der größten Vertraulichkeit seine Hand auf meine Schulter. „Fremdling,“ sprach er, „wenn du im Stande bist, zu halten, was du versprichst, so will ich dich nicht allein in Freiheit setzen, sondern dich noch überdem auf's Reichste belohnen. Komm mit mir! Du sollst den Kummer kennen lernen, der meine Seele erfüllt. Meine einzige Tochter hat ein böser Geist mit vergiftetem Pfeile getroffen. Kannst du das Gift des Pfeiles unschädlich machen, kannst du wieder Kraft in ihre Glieder, frohen Muth in ihr Herz stoßen, so sollst du sehn, daß der Rajah von Dschabberlabber kein Undankbarer ist.“ So ward ich denn mit einemmale aus einem elenden Gefangenen, aus einem forcirten Schnellläufer, Leibarzt der Prinzessin Rajah, und der durchlauchtige Vater führte mich höchst eigenhändig, vor den Augen des gesammten, in Ehrfurcht versinkenden Hofstaats in

das Frauengemach. Da hieß es nun: Ehre, dem Ehre gebührt! und die Wachen senkten ihre Lanzen vor mir, die Büchfenschützen präsentirten das Gewehr, die Symbelschläger und Trompeter machten, während wir uns entfernten, einen ungeheuern Lärm. Wir schritten durch viele Gänge, die alle mit kostbarem indischen Musselin und golddurchwirktem Seidenstoffe behängt waren. Je weiter wir kamen, desto stiller wurde es. Endlich fanden wir nur Frauen in unserm Wege, die sich alle, als sie den Rajah und seinen berühmten Leibarzt wahrnahmen, mit dem Angesichte zu Boden warfen. Sie waren verschleiert und deshalb alle gleich schön. In einem kleinen Zimmer, dessen Wände mit Stoffen, die von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber starrten, verhüllt waren, fanden wir endlich die Prinzessin Rajah. Sie lag auf einem Ruhebett, sie war verschleiert, wie die übrigen Frauen; sie schien, ihrer Statur nach, ein Mädchen zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren. Als sie einen fremden Mann an der Seite

ihrer durchlauchtigen Vaters erblickte, rief sie einen schwachen Schrei aus. Das arme Kind! Es erschrock vor meiner ärztlichen Würde, vor der Majestät der Kunst, die aus mir sprach. Da redete der Rajah in der Landessprache mit ihr, da erklärte er ihr ohne Zweifel, wer ich sei und welche wunderbare, heilbringende Kenntnisse ich besitze. Sie schlug den Schleier zurück, sie sah mich mit einem langen Blicke ihrer dunkeln schwachtenden Augen an. Dann sprach sie wieder schmerzlich lächelnd zu dem Vater, dann mochte sie ihm sagen, daß sie Vertrauen zu mir besitze, daß sie sich meinen Anordnungen unterwerfe. Der Rajah rief mich näher. Ich prüfte den Puls, ich fragte nach den nähern Umständen des Uebels, und sah nun bald ein, daß der Prinzessin Rajah nichts fehle als ein tüchtiger Aderlaß, daß sie dann in einem Paar Tagen wieder tanzen und spielen könne nach Herzenslust. Vor Blut habe ich mich nie gefürchtet, aber der durchlauchtigste Rajah und seine Prinzessin Tochter fürchteten sich davor. Es

wurde hin und her gesprochen. Endlich erklärte der Fürst von Dschabberlabber, daß mein Wille geschehen solle, daß aber, wenn die Krankheit der Prinzessin Rajah durch den Blutverlust sich verschlimmte, wenn das durchlauchtige Kind vielleicht gar stürbe, ich mich gefaßt halten möge, den Elephanten zum Zertrampeln vorgeworfen zu werden. Larisari! dachte ich: eine indische Prinzessin ist von demselben Fleisch und Bein, wie ein Schwabenmädcl, und ein Paar Unzen Blut weniger schaden in keinem Falle. Ich schlug ohne langes Bedenken die Ader, ich ließ das kostbare dunkelrothe Blut in ein goldnes Becken, das von zwei knieenden Sklavinnen gehalten wurde, auffangen. Dann verband ich die Wunde, wie ich sie jeder Bäuerin auch verbunden haben würde, und empfahl Ruhe. Es wurde mir große Ehre angethan. Man hatte mich als einen berühmten Mann anerkannt, man hatte die Kunst, womit ich den Schnepper geführt, bewundert. So geht's in der Welt! Ein berühmter Mann kommt allenthalben

durch. Ich mußte mit dem Rajah zu Nacht speisen. Da war Gold und Silber wohlfeil. Wohin das Auge fiel, glitzerte und glänzte es. Der Rajah legte mir selbst die besten Bissen vor, im Ganzen war er recht freundlich, manchmal aber warf er mir doch einen drohenden Blick zu, der mir durch Warf und Wein ging und mich an die Elephanten und die vielleicht bevorstehende Zertrampfung erinnerte. Am nächsten Morgen erwachte die Prinzessin Rajah frisch und fröhlich und verlangte sogleich, Betel und Arekanuß zu kauen, wogegen sie während ihrer Krankheit einen sonderbaren Ekel verspürt, da doch sonst Männer und Weiber dort eine ungemeine Passion für solches Kauwerk in sich tragen. Mittags speiste sie mit gutem Appetit an des durchlauchtigen Herrn Vaters Tisch, abends konnte sie bei einem Hoffeste zugegen sein, wo mir zu Ehren mehr als dreihundert Tänzerinnen ein Ballet aufführten. Es war ein charmanter Hof, der Hof von Dschabberlabber; aber ich schute mich doch hinweg, denn wie

leicht konnte nicht die Prinzessin Rajah von einem Rückfalle heimgesucht werden, dann würde mir die Schuld zugeschoben, und ich sah die fatalen Elefantensfüße schon im Geiste auf mir herumstrampeln. Man mochte auch hinsehen, wo man wollte, so begegnete dem Auge eine solche unförmliche Rüsselbestie. Sie sahen gemalt von den Wänden herab, sie standen zum Reiten aufgetakelt im Hofe, sie trieben sich, mit Lasten beschwert, in den Straßen herum. Es wurde mir gar unheimlich unter ihnen zu Muthe, so daß ich, als am dritten Tage nach dem Aderlasse der Rajah mich umhalste und als Lebensretter seiner Tochter pries, die Gelegenheit ergriff und ihn an sein Versprechen, mir die Freiheit zu geben, mahnte. „Ew. Durchlaucht,“ sagte ich, „wenn ich auch zu sehr von Zuneigung gegen Dere höchste Person ergriffen bin, um wieder in die Dienste der Compagnie zurückzutreten und gegen einen so erhabenen Fürsten mit Schnepper und Elaspel zu Felde zu ziehn, so habe ich doch auch zu bedenken,

daß man einen berühmten Mann, wie mich, nicht lange in Europa missen kann. Auch dort gibt es eine leidende Menschheit und die leidende Menschheit verlangt nach mir. Geruhen Ew. Durchlaucht mich zu entlassen. Ich werde mich ewig mit Entzücken dieses charmanten Hofes erinnern.“ Es fiel zwar dem Rajah schwer, meine Bitte zu erfüllen, allein er war ein Mann von Wort und wenn er einmal seine parole d'honneur gegeben hatte, so stand sie felsenfest. Er nahm mich bei der Hand und führte mich in sein Kabinet. Hier legte er einen Haufen Diamanten vor mich hin, von denen der kleinste die Größe eines Spazencies, der größte die eines Taubencies hatte. Himmel! das funkelte, das lockte, das sprach zum Herzen. In allen Fingerspitzen zuckte es, aber ich wagte noch nicht zuzugreifen, ich mußte erst die Einladung vom durchlauchtigen Munde erwarten. „Dector,“ sagte da der edle, nachahmungswürdige Fürst. „Du hast unter zwei Dingen zu wählen, die ich dir zum Lohne bestimmt: hundert

meiner schönsten Sklavinnen oder diese Edelsteine.“ Ich griff mit beiden Händen nach den Edelsteinen. Das war ein Schatz, der in Europa Millionen galt! Die Freude leuchtete dem großmüthigen Rajah aus den Augen, als er mich so hastig und vergnügt sein Geschenk einsacken sah. Er reichte mir noch einen Beutel mit Goldstücken dar, er bot mir einen Elephanten zu meiner Bequemlichkeit auf der Reise. Den Beutel acceptirte ich, gegen den Elephanten protestirte ich. Was sollte ich mit einem so ungeschlachteten Thiere, vor dem ich einen natürlichen, instinktmäßigen Abscheu hatte? Ich konnte mir nun einmal einen Elephanten nicht anders denken, als tretend, strampelnd, irgend ein unglückliches Menschengeschöpf unter seiner tausendpfündigen Last zerermalmend. Meine Lust am Soldatenleben hatte ich gebüßt. Im Lager der Engländer hielt man mich ohne Zweifel für todt und ich fühlte mich nicht berufen, ihnen meine Auferstehung zum Besten zu geben. Das Ziel, das mich aus dem Schwabenlande

in die weite Welt gelockt, hatte ich nun erreicht. Fort mit Schnepper und Schröpskopf! dachte ich jetzt. Das Spiel ist gemacht, die Bank ist gewonnen, es ist Zeit, nach Hause zu gehn. Dabeim am lustigen Neckar, wo die rothe Traube reift, lauffst du dir ein Rittergut und lebst in Fülle und Freude. Der gleichen Gedanken erheitern und erheben das Gemüth. Es war eine fröhliche Reise aus dem Lande Dschabberlabber nach der Seestadt Madras. Der Rajah gab mir eine zahlreiche Begleitung von Sclaven und Tänzerinnen mit, die dort zu Lande Devedaschi genannt werden. Wir reissten, der großen Sonnenhitze wegen, des Nachts. Dann tanzten die Devedaschi um den Palanlin, in dem ich getragen wurde, herum, und die bunten Laternen, die sie gar anmuthig um ihre Häupter schwenkten, leuchteten lieblich durch die Dunkelheit. Aber ich ziehe doch eine Reise durch unser liebes deutsches Vaterland auf dem ordinären Postwagen vor, wenn er auch noch so sehr rumpelt und stößt. Man hört da wenigstens nicht

in der Nachbarschaft Löwen, Tiger und Hyänen heulen, die nach einem guten Menschenbissen lüstern sind, man erlebt nicht, daß ein solches Unthier plötzlich aus einem benachbarten Gebüsch hervorstürzt und sich die schönste Devedaschi aus der tanzenden Reihe zur Nachtmahlzeit holt. Meine englische Uniform hatte ich vorsichtig im Lande Dschabberlabber zurückgelassen, denn der Vogel verräth sich durch sein Gefieder. In indischer Tracht langte ich in Madras an, vertauschte sie aber hier sogleich mit schlichter, bürgerlicher, europäischer Kleidung. Jetzt erkannte ich zum erstenmale die Wahrheit des Sprüchworts, daß Reichthum Sorge mache. Aus Ostindien trieb es mich, wie mi. Faustschlägen und Rippenstößen fort; denn wie leicht konnte ich nicht auf einen Engländer treffen, der mich kannte und mich als Deserteur angab? Es lag aber nur ein Schiff zur Abfahrt nach dem Cap der guten Hoffnung segelfertig im Hafen und das gehörte einem Malayen und war mit Malayen bemannt. Wenn es Schelmen und

Spitzbuben in der Welt gibt, so sind sicherlich die Malayen die ärgsten. Keine Tasche ist vor ihnen gut genug verwahrt, kein Schloß widersteht ihren Künsten, kein Riegel, kein Eisenband schützt vor ihrer Räuberei. Und diesem Gefindel mußte ich mich mit meinen Diamanten vertrauen, wenn ich nicht riskiren wollte, vor ein Kriegsgericht gestellt und vielleicht mit einer blauen Pille ins Gehirn regaliert zu werden! Triß, Vogel, oder stirb! hieß es da. Ich schiffte mich mit den Malayen ein: ich galt bei ihnen für einen reisenden Wundarzt, ich führte Büchsen und Salbentöpfe mit mir, aber unten im Grunde der unscheinbaren Büchsen und Salbentöpfe, da steckten die Diamanten, da lag der Schatz begraben, den ich erst am Cap oder vielleicht gar erst in Europa wieder zu heben gedachte. Bald hatte ich Ursache, mir über diesen guten Einfall Glück zu wünschen. Die Uhr aus dem Sack, der Geldgurt vom Leibe wurden mir gestohlen. Als ich meine Klage dem Kapitän vorbrachte, suchte er die Achseln

und meinte: er habe freilich am Bord sehr geschickte Leute, gegen welche man auf seiner Hut sein müsse, er könne aber weiter nichts in dieser Sache thun, als mir den Rath ertheilen, mich auf demselben Wege zu entschädigen. Himmel! Ich, ein Chirurg, ein geweihter Priester im Tempel der leidenden Menschheit, ein berühmter Mann sollte mich zum Diebstahl erniedrigen? Ich ließ in einem großen Blicke den Malayen meine ganze Verachtung empfinden und begab mich in meine Kajüte, wo ich mich am Anblicke meiner Salbentöpfe ergözte, die, Gott sei Dank! ein viel zu unschuldiges Aussehen hatten, um die Aufmerksamkeit des Raubgesindels zu erregen. Wir setzten unsre Fahrt mit günstigem Winde fort, bis wir endlich das Cap der guten Hoffnung erblickten, das mir aber zu einem Cap des Unglücks, zu einem Cap der Zerstörung aller meiner Hoffnungen wurde. Der Tafelberg schwebte in dunkeln Wolken, aus seinen Schluchten blies der heidnische Gott Aeolus mit vollen Backen. Er blies so gewaltig, daß sich

uns haushohe Wellen entgegenwarfen, daß wir uns endlich glücklich schätzen mußten, in einer Felsenbucht, seitwärts von der Capstadt und ihrem Hafen, Schutz zu finden. Es gibt Zeiten, wo der Mensch beherzt, wo er von einem bösen Geiste, der sein Unglück will, besessen ist. So ging mir's in der Nähe der Capstadt. Ich hatte keine Ruhe, es drängte mich aus der Gesellschaft der Malaien unwiderstehlich fort, ich nahm das Anerbieten einiger Küstenschiffer, ehrlicher holländischer Abkömmlinge, die mich mit meinem Gepäck nach der Stadt übersetzen wollten, an. Alles wurde glücklich eingeschifft und ich saß in dem Poete zwischen meinen Salbentöpfen, stolz wie der Rajah von Dschabberlabber auf seinem Throne, zwischen den Stützen seines Anschus, dem Löwen und dem Tiger. Anfangs ging die Fahrt ganz gut. Erst als wir die Bucht verließen und das freie Meer vor uns, die Capstadt aber neben uns sahen, rasete die Windebraut aus den Schluchten des Tafelberges herab, ergriff uns plötzlich im tollen Wirbel und

wälzte und trieb in so gewaltigen Drehungen mit uns dem Hafen zu, daß wir Hören und Sehen ver- ging. Bald hob uns eine Welle haushoch, bald stürzten wir in einen dunkeln Abgrund, der sich vor uns öffnete. Da — wir waren schon ganz nahe am Ufer, wir konnten die Leute, die dort hin und her liefen, unterscheiden — da stürzte eine ungeheure Woge, falsch wie ein Corsar, tückisch wie ein Tiger- thier, räuberisch wie ein Malaye, auf uns los. Ich schloß die Augen, ich ergab mich mit einem Stoß- seufzer in mein Schicksal. Dann verlor ich, indem ich mich plötzlich wie ein Kränzel umgedreht fühlte, die Besinnung, dann fand ich mich, als diese zurück- kehrte, langhingestreckt am Ufer wieder, von einer Menge Menschen umgeben, die mich bedauerten, aber noch mehr die beiden Schiffer, die in den Wellen umgekommen waren. Da fielen mir meine Büchsen, meine Salbentöpfe ein. Ich sprang auf, ich stieß die Hülfsleistenden zurück, ich sandte ängst- liche Blicke auf das Meer, auf das Ufer. Wie

gewonnen, so zerronnen! Alles war untergegangen, das Boot zertrümmert, ich selbst nur durch einen unbegreiflichen Zufall gerettet! Heute, es ist etwas Grausames, sich mit einemmale von der Größe eines Millionärs in die Erbärmlichkeit eines Bettlers versetzt zu sehn! Grecco hatte Unglück mit seiner Corintherin, aber wäre er ein Millionär gewesen, so hätte sie den Bootsmann laufen lassen und ihn genommen. Vater Anselm mußte sich die heilige Hand vom Herzen reißen lassen; für das Zwanzigtheil einer Million hätten sie ihm die armen Schelme vom Carmel gern verkauft. Doch ich? Mein Unglück war ohne Zweifel das größte, meine Hoffnungen, der Erfüllung so nahe, waren gewiß am schmerzlichsten vernichtet worden. Da lernte ich die edle Gottesgabe, die Tausende schon vor mir in so manchem Leiden, die auch Grecco und Anselm getröstet, würdigen, da legte ich mich, wie ein Säugling an der Mutter Brust, an die Flaschen der großmüthigen Bewohner der Capstadt. Constantia, du edler Neben-

berg, dessen stärkendes Naß wie reines Dukaten-
gold glänzt, dessen Würze alle Wohlgerüche Indiens
ausströmt, dessen Feuer sanft und belebend das Herz
durchdringt — dir habe ich Vergessenheit, dir habe
ich die Rückkehr meines Seelenfriedens zu danken!
Es konnte nicht fehlen, daß ich bald auch in der
Capstadt ein berühmter Mann wurde. Wenn aber
zwischen die Wonne, sich berühmt und geehrt zu
wissen, das Gedächtniß jener verlorenen Kleinodien
wieder emporstieg, wenn ich an das Nittergut, an
das Wohlleben in der Heimath dachte, dann griff
ich rasch zu der blinkenden Constantiaflasche und rief,
wie jezt: *ergo bibamus!*”

„Auch Euch hat das Mißgeschick weise gemacht;“
sagte der Vater, indem er ihm die Hand über den
Tisch hinreichte. „Seht Acht, auch Robert und
Mustapha werden sich bekehren und dann bilden wir,
noch ehe wir uns trennen, eine philosophische Schule,
deren Lehren wir in der weiten Welt verbreiten
wollen.“

„Mir recht!“ versetzte der Wundarzt. „Ich werde aber den Unterricht immer von der praktischen Seite angreifen. Langes Reden ist der Weiber Art; Männer aber handeln.“

„Das verspreche ich Euch,“ lachte aufstehend der deutsche Maler, „daß ich, wenn ich bei der Chiara mit meiner Liebe Schiffbruch leide, zu Euerem Orden schwören will. Ich glaube ohnehin, daß mich die Natur mit guten Anlagen dazu ausgestattet hat. Höre, Freund Mustapha,“ wandte er sich zu diesem, „wir wollen jeder ohne Feindschaft unsern Weg nach demselben Ziele richten. Der Unglückliche hat vor dem Glücklichen Respekt und zieht sich ruhig zurück. Werden wir beide mit trockenem Munde abgeführt, so finden wir uns hier zu den Freunden und erzählen offen, wie es uns ergangen. Bist du's zufrieden?“

„Bei der Taube des Propheten, so soll es sein!“ erwiderte ernsthaft der Muselman, indem auch er sich nicht ohne Anstrengung aufrichtete und

nur mit einiger Mühe seine würdige Haltung behaupten konnte. „Diese armenische Houri kann nur Einem von uns zu Theil werden, und wir werden sehn, wer sich auf den Mädchenhandel besser versteht: ob ein rechtgläubiger Sohn des Islams oder ein ungläubiger Giaur!“

„Vergiß nicht, daß du im Lande der Franken bist!“ mahnte der griechische Steuermann. „Hier darfst du die Christen nicht schimpfen, wie bei dir daheim in Stambul; sonst gibt's die Bastonade oder, wie es hier zu Lande heißt, eine Prügelsuppe.“

Der Türke wandte dem Griechen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stolz den Rücken. Es war schon spät und Jeder sehnte sich, nach den Mühen des Tages und den Freuden des Abends, nach Ruhe. Alle hatten ihre Wohnung in der Osteria genommen. Die meisten suchten taumelnd ihre Schlafzimmer, Vater Anselm und der Steuermann Grecco aber, die, gleich erfahrenen Piloten, ihre Geistesgegenwart im Sturme aufrecht erhalten hatten, geleiteten die

Schwankenden in den sichern Hafen, sahen Einen nach dem Andern dem Gotte des Schlafes in die Arme sinken, gingen dann in das Trinkzimmer zurück, sahen einander lächelnd an und sprachen, sich auf's Neue niederlassend und die gefüllten Gläser wieder zur Hand nehmend, im brüderlichen Einklang:
„Ergo bibamus!“ —

Die schöne Chiara saß in der Einsamkeit ihres Closetts und gedachte des lang ersehnten, nun endlich nahen Tages, wo sie dem geliebten Constantio ganz angehören sollte. Ihr ganzes Wesen bildete eine äußerst reizende Erscheinung. Den schlanken Leib umschloß ein knappes, armenisches Kleid von Seidenbrokat, Spangen von Edelsteinen befestigten dieses über der Brust; vom blendendweißen Nacken fiel eine Schnur großer Zählperlen, wie man sie nur bei sehr reichen Orientalinnen sieht, herab; über der Fülle des dunkeln Lockenhaars prangte ein tur-

banartiger Aufsatß mit stolzem Reiherbusche, in glänzender Demantagraffe. Das liebliche Kind stützte den Arm auf ein Sammetkissen, die Wange ruhte leicht an den Rosenfingern, den Mund umspielte ein leises, süße Hoffnungen aussprechendes Lächeln. Sie war sich ihrer Reize, ihrer Schönheit unbewußt. Sie putzte sich gern, weil man sie von früher Kindheit daran gewöhnt, sie hatte ihre kostbarsten Schmuckstücke angelegt, weil sie wußte, daß es ihrem Constantio Freude mache, sie in solchem Glanze zu finden. Schon in früher Kindheit war sie von ihren Eltern dem Vetter, der nur wenige Jahre mehr zählte, als sie, und ein eben so großes Vermögen, wie Chiara, dereinst zu erwarten hatte, verlobt worden. Da starben die Eltern und Chiara kam unter die Obhut Basilio's, ihres Oheims von mütterlicher Seite. Der Oheim war ein Mensch von niedrer Sinnesart; allein für sein Benehmen gegen die Waise hatte ihm das Testament der Eltern strenge Grenzen gezogen. Constantio's Eltern wohnten in Smyrna. Von hier

aus besuchte der junge Bräutigam oft die Verlobte, und bei jedem Besuche vermehrte sich die Ueberzeugung des Paares, daß die Eltern für das Glück Beider keine bessere Wahl hätten treffen können, als bereits geschehen, da der Bräutigam noch im Kinderkleidchen umherlief und die Braut noch in der Wiege lag. Als Constantio zum Jünglinge gereift war, sandte ihn sein Vater nach Triest, damit er sich hier weitere Handelskenntnisse verschaffe und in fremden Sprachen unterrichte. Nach einigen Jahren hatte sich der junge Mann in die europäische Lebensweise so eingewöhnt, daß er, mit Einwilligung seiner Eltern, sich einem deutschen Handelshause in Triest associirte und nun nach Livorno gekommen war, um die künftige Hausfrau aus den Händen ihres bisherigen Vormunds in Empfang zu nehmen. So fanden sich die jungen Leute, er zu männlicher Kraft und Schönheit, sie zu jungfräulicher Sitte und Anmuth herangeblüht, wieder. Was sie sich Herrliches von der Zukunft versprochen, das schien der

Erfüllung nahe; was die Eltern, indem sie frühe diesen Verein geschlungen, gehofft, das schien jetzt die Verwirklichung weit übertreffen zu wollen.

In den Träumen einer reizenden Zukunft, welchen sich das schöne Kind überließ, wurde sie durch ein leises Klopfen gestört. Sie dachte, Constantio käme, sie zu einem Gange an den Hafen abzuholen. Es war aber nur der Oheim Basilio, der mit unhörbarem Ragentritt und jener widrigen Freundlichkeit, die Chiara haßte, weil sich immer irgend eine niedrige Absicht hinter ihr verbarg, eintrat. Er rieb sich die Hände, schlich an Chiara's Seite, ließ sich hier nieder und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen. Bald aber leitete er die Unterhaltung auf die zurückgelegte Seefahrt, auf die kleinen Abenteuer, die ihnen begegnet, auf die Reisefährten über. Chiara war klug genug, zu bemerken, daß es ihm darum zu thun sei, den deutschen Maler Robert und den türkischen Juwelenhändler Mustapha auf eine empfehlende Weise in ihr Gedächtniß

nist zurückzurufen. Aber sie kannte den Oheim und ahnte tiefer liegende Absichten. Mit jenen beiden Männern hatte sie sich während der langen Seefahrt am liebsten unterhalten. Robert machte sie durch Zeichnungen, die er selbst an Ort und Stelle aufgenommen, mit den merkwürdigsten Gegenden und Ruinen Griechenlands bekannt; in dem Gespräche mit Mustapha erfreute sie sich mancher Erinnerungen an die Stadt, wo sie ihre Kindheit und einen großen Theil ihrer Jugendzeit verlebt und die sie nun wahrscheinlich auf immer verlassen. Mustapha's Geschäfte hatten ihn oft nach Smyrna geführt. Er kannte Constantio's Eltern und wußte Mancherlei von ihnen zu erzählen. Das hatte natürlich damals die junge Armenierin sehr interessirt, jetzt aber, da sie den geliebten Constantio selbst besaß, da sie von seinen Lippen das Lob der Eltern vernahm, konnte es keinen Anklang mehr in ihrer Seele finden.

„Chiara,“ setzte mit einem ungemein freundlichen Lächeln Basilio die Unterredung fort, „ich habe

diese beiden werthen Reisegefährten wieder gesehn, den fröhlichen, unbefangenen Deutschen und den würdigen ernstern Muselmann. Kannst du dir wohl denken, Kind, daß sie nur dich im Sinne tragen, daß der junge Deutsche bei der heiligen Madonna schwört, du seiest das reizendste Mädchen, das je auf Erden gewandelt, daß der Türke bei der Taube des Propheten behauptet, du seiest aus der Schaar der Houris seines Paradieses herabgestiegen?“

Der Oheim ließ erwartungsvoll seine listigen Blicke auf Chiara ruhen. Diese aber antwortete nicht, sah gleichgültig durch's Fenster auf die Straße und naschte von einer Schüssel Confitüren, die vor ihr stand.

„Kannst du mir's glauben,“ sprach der listige Versucher weiter, „daß der Maler dir sogar heimlich dein Bild abgestohlen hat und es, wie das liebste Heiligthum seines Lebens, auf dem Herzen trägt?“

Wiederum folgte eine erwartungsvolle Stille,

wiederum blickte Chiara gleichgültig durch's Fenster und ließ sich das Naschwerk wohl behagen.

„Und nun gar der Türke!“ zischelte die Schlange, indem sie vertraulich näher rückte. „Er zeigte mir einen Demant von ungeheuern Werthe, den er dir zum Andenken überreichen möchte, wenn du ihm nur einen Abschiedsbefuch von einer Viertelstunde gestatten wolltest. Bei'm Himmel, ich sah noch nie einen Edelstein von solcher Größe und von so köstlicher Reinheit! Alle Schätze unsers Volkes vermögen dergleichen nicht aufzuweisen. Was sagst du zu Mustapha's Großmuth, Chiara?“

Die schöne Chiara sagte nichts. So kalt und ruhig als gingen des Oheims Worte sie gar nicht an, blickte sie in die belebte Straße; so eifrig, als sei es ein Hauptgeschäft ihres Lebens, speiste sie Rosinen und Mandeln; so wirkungslos, als habe eine undurchdringliche Taubheit sie plötzlich befallen, gingen Basilios Zuflüsterungen an ihrem Ohre vorüber.

„Dem jungen Deutschen könntest du wenigstens

ein kurzes Gespräch unter vier Augen bewilligen,“ hob der Alte von Neuem an; „Du solltest nur hören, wie er die Gefühle seines Herzens so rührend zu schildern versteht. Seine Wünsche sind so bescheiden — er will dir nur ein Gemälde überreichen, eine Ansicht von Constantinopel, er will nur wenige Worte zu dir sagen; aber in diesen Worten dir Alles entdecken, was er gewaltig für dich empfindet, er will dich bitten, dich beschwören —“

„Sprecht mit Constantio darüber!“ sagte Chiara, die nicht länger ihre Entrüstung zu bewältigen vermochte. „Ihr wißt, daß ich ihm jetzt anhöre, daß meine Schwüre, mein Herz und meine Hand ihm gewidmet sind. Wenn er in Eure Vorschläge einwilligt, so habe auch ich nichts dagegen.“

Bei dieser Erwiderung stand sie auf und wandte ihm unmuthig den Rücken. Die Bestürzung, in welche Basilio durch die Aeußerung der Nichte versetzt worden, nahm zu, als er jetzt des Bräutigams stürmische Schritte auf der Treppe hörte, als

dieser, freudeglühend, ein edles Bild jugendlicher Männlichkeit, in das Zimmer trat.

„Freue dich mit mir, Chiara,“ rief der Glückliche; „denn meine Eltern, nun auch die deinigen, sind eben auf einem Schnellsegler von Smyrna eingetroffen! Sie sehnen sich, die Tochter zu erblicken; sie würden mit mir gekommen sein, wenn sie nicht nach der ermüdenden Reise der Ruhe bedürften. Wir aber wollen zu ihnen, wir wollen an ihren liebevollen Herzen den Segen finden, den sie uns so oft aus der Ferne gesandt, den sie mir, dem Alter und seinen Schwächen trogend, selbst überbracht.“

Wie konnte da Chiara noch Gedanken für Basilio, für den deutschen Maler und den Türken Mustapha haben? Alles war vergessen. Constantio's Freude riß sie mit hinweg im Sturmesdrange, und dem Versucher Oheim blieb nichts, als ein verdrießliches Nachsehn; denn nun war es mit dem letzten Restchen seines Einflusses auf Chiara am Ende.

Einige Tage waren vergangen, als Abends in der Dämmerung der Armenier Basilio, in einem Winkel des Theaterplatzes, mit einem Manne zusammentraf, dessen schlanke Formen, dessen zierliche Gestalt selbst durch den Mantel, den er umgeworfen hatte, nicht ganz verborgen werden konnte. Er war geschmeidig durch die Menge geschlüpft, die nach dem Theater drängte, und hatte durch leises Husten dem harrenden Oheim der schönen Chiara ein Zeichen gegeben, das von diesem sogleich erwidert wurde. Jetzt nahm er den Basilio bei'm Arm, trat tiefer mit ihm in den Schatten des Gebäudes und sprach: „Nun, Freund, wie steht's zwischen mir und deiner reizenden Nichte? Lauten deine Nachrichten noch so günstig, wie gestern? Sinkt Constanzio immer tiefer bei ihr im Werthe, während Roberts Verdienste sich strahlender vor der Erkenntniß ihres Herzens erheben? Sprich ohne Umstände, Freund! Früchte nicht, meine Bescheidenheit zu beleidigen. Sie hat sich in tausend Proben bewährt,

sie kann einen starken Stoß vertragen, und ich wüßte nichts auf der Welt, was im Stande wäre, sie erröthen zu machen.“

„Signor Roberto,“ krächzte der Armenier, indem er seinen Mund dem Ohre des deutschen Mälers näherte, „die Sache ist fertig und entschieden. Chiara, das schöne Kind, hat Euch schon auf dem Schiffe lieb gewonnen. Deshalb erblaßte ihre Rosenswange immer mehr, je näher sie dem Orte kam, wo sie den bestimmten Bräutigam finden sollte, deshalb trübte sich ihr Auge, wenn es auf Euch ruhte, deshalb vergoß sie sogar oft in der Verborgenheit ihres Schiffsgemaches Thränen, deren Spuren ich damals schon wahrgenommen habe; jetzt aber, seitdem sie sich mir entdeckt, erst zu deuten weiß.“

„Du träumst, Basilio!“ erwiderte der Deutsche. „Chiara's Wangen strahlten im frischen Rosenroth, ihr Blick sprach Freude und Hoffnung aus, als wir in den Hafen einfiefen.“

„So dünkt es Euch!“ versetzte der schlaue

Alte. „Aber Ihr vergesst, daß Ihr verliebt seid und daß die Liebe blind macht. Verlaßt Euch auf mich, verlaßt Euch auf den Scharfblick und die Erfahrung eines Mannes, der Chiaren von früher Kindheit an unter Augen gehabt, der an diesem reizenden Wesen jedes Zeichen, wodurch sich ein freches oder trauriges Gefühl verräth, unterscheiden und kennen gelernt hat. Und dann Chiara's eigenes Verständniß? Könnt Ihr mehr verlangen, als daß sie selbst unter Thränen bekennt, ihre Eltern hätten ein grausames Spiel mit ihr getrieben, da sie dem unwissenden Kinde schon einen Bräutigam gegeben, den sie nun nicht lieben könne, nachdem sie Euch gesehn? Ich versichre Euch, sie grämt sich um Euertwillen zu einer wahren Jammergestalt, sie ringt sich die Hände wund, sie seufzt Tag und Nacht nur Euern Namen, sie kriegelt sich in das innerste Gemach ein, wenn Constantio's Tritt, wenn seine Stimme sich im Hause vernehmen läßt.“

„Herzens-Basilio,“ jauchzte der Maler, „ist

daß Alles pure, feste Wahrheit, so fest, daß man eine Brücke über's Meer daraus bauen, daß man eine Eisenbahn damit anlegen kann, um deine holdselige Nichte nach Deutschland zu entführen?“

„Ihr werdet einem Manne mit grauen Haaren nicht mißtrauen,“ sagte beleidigt der Armenier. „Ihr werdet, wenn Ihr Euch des Besizes der schönen Chiara und ihres Reichthums erfreuet, noch tausendmal die Zweifel, die Ihr in meine Wahrhaftigkeit gesetzt, bereuen!“

„Du sprichst von ihrem Reichthum!“ warf Robert mit anscheinender Gleichgültigkeit hin. „Ist sie in der That Herrin ihres Vermögens? kann sie damit schalten und walten nach ihrem Belieben?“

„Ganz, wie es Ihr gefällt,“ versicherte Basilio. „Sie führt es selbst in Wechselbriefen auf die ersten Handlungshäuser in Venedig und Triest mit sich; sie kennt keine höhere Wonne, als den Geliebten mit diesen Schätzen zu beglücken und der Geliebte — seid Ihr!“

„Das süße Herz!“ schwärmte der junge Deutsche. „Wie will ich sie aber auch hoch und theuer halten, wie ihr nur Blumen auf den Lebenspfad streuen, wie jeden Dorn, der sie verletzen könnte, entfernen! Also gute sichere Wechselbriefe hat der Engel in Händen, unwandelbare, heilige Liebe zu mir im Herzen?“

„Ihr sagt's!“ antwortete Basilio. „Es kommt jetzt nur auf Euern Willen, auf Euern Muth an, sie und ihre Wechsel zu entführen. Bei Chiaren findet Ihr keinen Widerstand mehr. Dafür hat der alte kluge Basilio gesorgt.“

„Wie, wann, wo?“ rief hitzig der Maler. „Den Willen, sie und Alles, was mit ihr ist, zu besitzen, habe ich, wie nur einer, und Muth, den Constantio mit einem Pinselstiele aus der Welt zu jagen.“ Sprich, Freund, wo werde ich sie finden, wenn die Sache mit dem lästigen Vetter abgemacht ist?“

„Mit dem Vetter habt Ihr gar nichts zu thun,“

versetzte der Armenier; „aber vor den Spürhunden, mit denen er Chiara's Wohnung umgeben hat, müßt Ihr Euch um so mehr hüten. Er ist vor lauter Unmuth über die Gleichgültigkeit, welche ihm Chiara zeigt, verreist und wird erst in einigen Tagen zurückkehren. Indessen muß Alles geschehen, müßt Ihr mit Chiara fort auf dem Wege nach Deutschland sein. Das gute verliebte Kind, das nur im Bunde mit Euch das Glück ihres Lebens erkennt, hat selbst die ganze Sache angegeben und geordnet, wie ich sie Euch jetzt berichten will. Ihre Sittsamkeit läßt nicht zu, daß sie sich ohne eine weibliche Begleitung Euch anvertraue. Um diesem Mangel abzubelfen, hat sie die Bekanntschaft einer alten würdigen Italienerin gemacht, die bereit ist, sie nach Deutschland zu begleiten. In der Wohnung dieser würdigen Person, zu der sich Chiara im Laufe des morgenden Tages unbemerkt begeben wird, sollt Ihr das süße Kind finden, zu der Reisefutsche, die Ihr fertig halten werdet, bringen, und dann frisch auf und

fröhlich mit ihr nach Deutschland fliegen! Ist's so recht, behagt Euch das, Signor Roberto!"

„Vortrefflich, exemplarisch!" rief, von der romantischen Idee des Vorschlags angesprochen, der Künstler. „Nur wünscht' ich noch mehr Abenteuerliches hinein, Seltsames, Wunderliches, woran man sich im späten Alter noch einmal mit Vergnügen erinnert."

„Auch daran soll's nicht fehlen;" sprach grinsend der listige Alte. „Obue daß Ihr's ahnt, seid auch Ihr auf allen Eueru Wegen von Constantio's Spürbunden umlagert. Seht Ihr dort die dunkle Gestalt am Springbrunnen. Ich wette drauf, das ist ein Spion des eifersüchtigen Bräutigams, dem Ghiara ihre Leidenschaft für Euch nicht ganz hat verbergen können. Um diese Schelme zu täuschen, sollt Ihr morgen Abend in der Dämmerung in Frauenkleidung, mit Hut und Schleier bedeckt, am Eck der Straße Ferdinanda Euch einfinden. Dort übergebe ich Euch jener würdigen Person, der Vertrauten Ghiara's, Ihr löst den Vertrag, den Ihr

mit mir eingegangen, und die würdige Person führt Euch grad in's Himmelreich der Liebe."

"Hundert Dulaten sind dein, würdiger Basilio!" versetzte fröhlich der Maler, indem er in seinem Entzücken dem Alten so kräftig auf die Schulter schlug, daß dieser schmerzlich zusammenzuckte. „Der Plan ist herrlich, voll französischer Kühnheit, voll englischer Originalität, voll deutscher Romantik. Ich sehe dich schon im Geiste am Eck der Straße Ferdinanda mit deiner würdigen Vertrauten. Da steht Ihr täuschend, forschend in die Dämmerung blickend, jeden Damenhut, jeden Schleier musternd, ob nicht etwa unter letzterm ein ansehnlicher Backenbart hindurchschimmert. Wer trippelt nun leise, vorsichtig und mit jungfräulichen Schritten herbei? Wer harret und hüstelt, wer schnüffelt und lüchert? Es ist Robert, der Maler, das fröhliche junge Blut, der Zukünftige Chiara's. Wie steht ihm der Hut so zierlich, wie bewegt er sich so anmuthig unter dem rauschenden Seidenmantel? „Holla, schöne Dame!"

ruffst du leise. Da erkennen wir uns, da drücke ich den versprochenen Geldlohn in deine Hand, da fliege ich mit der löblichen Vertrauten zu der herrlichen Chiara und dann mit beiden auf und davon. Welt, Alter, so macht sich's? So sind wir im Reinen und Constantio mag sich nach einer andern Braut umsehn!"

„Richtig, Signor Roberto!" sagte der Armenier. „Mein ist das Geld und Euer ist die Braut. Vergeßt nur Zeit und Ort nicht. Unser Lösungswort ist Chiara."

„Auf Wiedersehn!" rief bedeutungsvoll Robert und eilte trillernd dem Eingange des Theaters zu. Basilio harrete bis er den jungen Deutschen im Innern des Hauses verschwinden gesehen, dann richtete er seine Schritte nach dem Springbrunnen, nach der dort auf und niederwandelnden dunkeln Gestalt, vor der er so eben den Maler gewarnt hatte.

„Du lässest lange deiner harren;" redete ihn hier der abendliche Spaziergänger, in dem wir den

Türken Mustapha erkennen, an. „Bei'm Schwerte des Propheten! In Stambul würde ein solches Vergehen des Ungläubigen gegen einen Sohn des Islam mit einer Bastonade bestraft werden.“

„Dafür siehst du auch alle deine Wünsche erfüllt, edler Mustapha;“ versetzte demüthig Vassilo. „Chiara ist die deine, deine Sklavin, die reizendste Blume deines Harems.“

Der Muselman strich sich behaglich das Antlitz, dehnte sich höher und erwiderte:

„Wir sind also Handels einig! Bei'm Allah! Es ist ein schweres Stück Geld, was mich die kleine Houri kostet und mancher Demant und Rubin will verkauft sein, ehe ein Profit von fünfhundert Zechinen herauskommt. Du verstehst den Markt, Ungläubiger, du verstehst das Gelüst des Käufers wohl zu deinem Nutzen zu verwenden.“

„Ich wette,“ sprach der Alte, „Ihr besitz keine Sklavin, die sich an Schönheit, Jugendfrische und allen andern Vorzügen mit meiner Nichte messen

kann. Dabei geht sie mit Freude und Liebe ihrem Schicksale entgegen. Sie ist nicht umsonst in Stambul erzogen und zur Jungfrau geworden. Wenn man ihr von dem Leben der Frauen in den Harems berichtete, wie sie da nichts trieben, als sich schmücken, Caffee und Orangeforbet schlürften, Ambrakuchen speisten und Märchen erzählen hörten, so pries sie immer das Loos dieser Frauen glücklich und äußerte, sie habe nur einen Wunsch: ihr ganzes Leben auf diese Weise hinzubringen.“

„Ich werde ihr einen ganzen Springbrunnen von Orangeforbet anlegen lassen,“ sagte Mustapha, „und einen eigenen Bäcker nehmen, der nichts thut, als Ambrakuchen backen. So ist denn der Handel geschlossen. Du bist Chiara's nächster Verwandter, ihr Herr, und kannst frei über sie schalten?“

„Niemand ist ihr durch das Blut näher verwandt, als Euer Diener Basilio;“ antwortete der verschmitzte Alte. „Jetzt noch kann ich sie als mein Eigenthum betrachten, morgen um diese Stunde wird

sie das Eurige. Aber Ihr müßt Euch deshalb einigen Formalitäten unterwerfen, Signor Mustapha. Wir sind hier nicht in Euerm Vaterlande, wo das Gesetz den Handel mit Weibern beschützt. Wir sind in Italien. Hier gilt ein andres Recht, das uns zu schwerer Strafe verdammen möchte, wenn unser Handel entdeckt würde; hier drohet noch überdem der eifersüchtige Constantio einem Jeden mit Gift und Dolch, der den Blick nach seiner Braut erhebt. Ich muß Euch Eure Sklavin heimlich und tief verhüllt zuführen. Ihr selbst müßt Euch entstellen, verkleiden, so daß Niemand in Euch den Türken Mustapha ahnt. Bedenkt, daß dem Dolche Constantio's, daß den Gerichten dieses Landes Euer Leben verfallen ist, wenn unser Handel herauskommt. Seid Ihr erst wieder auf offener See, wehen Eure Wimpel der Levante zu, dann seid Ihr Herr, dann mögt Ihr ohne Scheu als Eigenthümer Chiara's auftreten. Hier muß die äußerste Vorsicht die Mutter unsers Unternehmens sein. Ich habe für Euch gedacht,

für Euch gesorgt. Morgen in aller Frühe sende ich Euch Frauenkleider. Ihr seid zwar ein großer, starker Mann, allein ich werde Alles so einrichten, daß Ihr schon für eine Wäscherin vom Hafen gelten könnt. In dieser Verkleidung laßt Euch morgen Abend am grünen Plage, nicht weit vom östlichen Ende der Straße Ferdinanda finden. Dort übergebe ich Euch Chiara und die fünfhundert Zechinen sind mein.“

„Ungläubiger,“ sprach kopfschüttelnd der Muselman, „diese Vossen ziemen nicht einem Manne meines Volkes und sind unserm Vertrage fremd. Ich sollte Weiberkleider anlegen, ich, wie ein Dieb in der Nacht, mich verstohlen einer Sklavin bemächtigen, die ich nach Recht und Gesetz erkaufte habe, die ich mit gutem Golde bezahle?“

„Es ist das einzige Mittel, die schöne Chiara in Eure Hand zu bringen;“ versetzte Basilio. „Sie selbst hat es schlaue erdacht, denn sie kennt die Gesetze dieses Landes, sie kennt Constantio's

wüthende Eifersucht und die Gefahren, welche Euch drohen. Ihr tragt auch keine Schuld, Signor Minskapha. Ihr unterwerft Euch nur dem Schicksale, das Euch schon vor Eurer Geburt bestimmt wurde, und so handelt Ihr als ein rechthgläubiger und wahrer Muselmanne.“

„Bei'm Allah!“ erwiderte mit froher Ueberszeugung Minskapha. „So will es die Lehre des Propheten. Die Schicksale eines Jeglichen sind geordnet nach dem Schlusse der heiligen Kaaba und vergebens wäre des Menschen Bemühen, ihr entgegenzuhandeln. Ich unterwerfe mich ihrer weisen Leitung. Morgen um diese Stunde findest du mich auf dem grünen Plage zunächst der Straße Ferdinandeas. Vergiß nicht, die Frauenkleidung zu senden. Allah ist groß! Er wird Alles wohl machen.“

Gravitätisch schritt der Türke zum Hafen hinab. Der Alte sah ihm listig lächelnd nach. Dann schnalzte er im Gefühle seiner Zufriedenheit mit Lippe und Zunge und sprach zu sich selbst:

„Sie gehn glücklich in's Neg. Noch vierundzwanzig Stunden und die Goldfische sind gefangen, dann hat Chiara's Verwandtschaft ihre letzten Früchte getragen und Basilio wäre ein Narr, wenn er noch einen Augenblick in Livorno verweilte!“

Der folgende Tag war düster und unfreundlich. Vom Meer blies ein rauher Wind und gegen Abend entleerte sich das tiefhängende dunkle Gewölk in Regengüssen. Nur wenige Menschen, welche irgend eine Nothwendigkeit aus ihren Wohnungen trieb, belebten die Straßen und am Abende herrschte eine so tiefe Finsterniß, als ob schon die Mitternachtsstunde nahe sei. Da näherte sich dem Portale eines Hauses in der Straße Ferdinanda, unter das sich eine verschleierte Frauengestalt zum Schutze gegen den niederströmenden Regen geflüchtet hatte, mit eiligen trippelnden Schritten ein Mann, den das Alter gebeugt, aber noch nichts von jugendlicher Lebendigkeit genommen zu haben schien.

„Chiara?“ flüsterte der Alte.

„Chiara!“ erwiderte die Frauengestalt.

„Kommt rasch mit mir!“ fuhr Basilio fort, denn dieser und der deutsche Maler hatten sich nach ihrer Verabredung hier gefunden. „Chiara's Freundin harret unsrer in der Nähe. Alles geht gut und dieses Wetter ist für eine Entführung, wie man es nur wünschen kann.“

„Verdammt kalt!“ brummte Robert unter dem Schleier, indem er sich an Basilio's Arm hing und ihm in der ungewohnten Kleidung nur mühsam und mit Anstrengung zur Seite bleiben konnte. „Ein stürmischer prosaischer Regen. Wäre nur einige Gewitterpoesie oder etliche Erdbeben-Romantik dabei. Dann hätte die Sache ihre chevalereske Seite und man würde ein wenig zerstreut in der immer wiederkehrenden Sehnsucht nach Regenschirm und Obdach.“

„Chiara ist der Preis;“ warf Basilio hin. „Denkt an sie und Ihr werdet glauben, in Mondenschein und Lenzeslust zu wandeln.“

„Sie führt doch auch sicherlich die Wechsel bei sich?“ nahm wiederum bedenklich Robert das Wort. „Ich bin der natürliche Vormund meiner künftigen Frau und als solchem liegt mir die Pflicht ob, ihr Vermögen gewissenhaft zu verwalten.“

„Wechsel, Gold, Juwelen, Alles hat sie zu der vertrauten Dienerin gebracht;“ versicherte der Armenier. „Die Sache ist Euch kinderleicht gemacht worden. Ihr braucht nur aufzupacken, das schöne Kind in den Wagen zu heben — und Glück auf in Deutschland, wohin Euch Constantio's Rache nicht folgen wird!“

Sie näherten sich dem grünen Plaze. Da stand im Dunkel eines Kastanienbaums ein mächtiges Frauenbild. Sie trat in einer imposanten Würde auf die beiden Ankömmlinge zu, vor deren kräftigem, männlichem Charakter der junge Maler fast erschrocken wäre; sie ergriff mit so gewaltiger Hand seinen Arm, daß er zusammenfuhr und einen neugierigen Blick auf ihr Angesicht warf. Dieser war bis zur

Nase in ein Tuch verhüllt und ohnehin machte die tiefe Dunkelheit Alles unkenntlich.

„Jetzt ist Euer Wunsch erfüllt, mein Wort gelöst;“ raunte in einem dringenden Tone der Armenier dem Maler zu. „Jetzt steckt mir heimlich die Dukaten in die Hand, damit die Alte nichts merkt, dann sage ich ihr, daß Alles in Ordnung ist und Ihr eilt auf den Flügeln der Liebe und des Glücks zu Chiaren.“

Indessen hatte er schon von dem verkleideten Mustapha, der Chiaren bereits fest zu halten vermeinte, hinter Robert's Rücken den bestimmten Preis in Empfang genommen. Verwirrt drückte ihm nun auch der Maler die Ersparniß von dem Ertrage seiner Arbeiten, die er für einen reichen Engländer in Griechenland gefertigt, in die Hand.

„Addio! Glückliche Reise!“ rief in einem seltsamen Tone der Armenier und war im nächsten Augenblicke in eins der benachbarten Seitengäßchen verschwunden. Robert glaubte aus einiger Entfer-

nung ein höhnisches Gelächter zu vernehmen, allein das Geräusch des Windes und des Regens konnte ihn getäuscht haben. Er überließ sich ganz der Führung seiner Begleiterin. Sie schritten an der Seite der Straße unter den vorstehenden Dächern der Palläste hin, erst nach einiger Zeit bemerkte der junge Maler eine Uebereinstimmung in ihrem beiderseitigen, weitausgreifenden Gange, die ihn überraschte.

„Wahrhaftig!“ sagte er leise zu sich selbst. „Diese würdige Vertraute der schönen Chiara ist im Marschiren geübt, als hätte sie unter Napoleon's alter Garde gedient. Wir eilen vorwärts, als wollten wir im Sturme auf die Darsena laufen, es fehlen ihr nur Mannskleider, um für Das zu gelten, was ich bin.“

„Das arme Kind!“ räsonnirte indessen Mustafa. „Sturm und Regen treiben sie eilig dem Obdach zu. Dafür soll sie aber entschädigt werden, wenn wir daheim in Stambul im Trocknen sitzen.“

Die alte Fatime soll ihr Märchen erzählen bis in die späte Nacht. Süße Früchte von Candia, Zuckergebäckes mit Zimmt und Vanille, Sorbet jeglicher Art soll ihr stets zu Gebote stehn.“

Sie näherten sich einem hellerleuchteten Hause. Jubelnde Stimmen tönten aus den obern Zimmern herab. Zu seinem Befremden erkannte Robert die Osteria, in der er mit seiner Reisegesellschaft seine Wohnung genommen hatte. Da lenkte seine Begleiterin nach einer Seitenthüre des Gebäudes ein; da unterbrach sie zum erstenmale die zwischen den zwei Wandelnden herrschende Stille, indem sie mit wohlbekannter, starker und männlicher Stimme sagte:

„Hier sind wir für jetzt am Ziele, süße Houri! Hier ruhe bis zum Morgen. Dann führt uns hoffentlich ein günstiger Wind wieder der Heimath im Oriente zu. Allah ist groß! Er hat dich mir gegeben, er wird dich mir erhalten!“

„Hölle und Teufel!“ rief mit Donnerstimme die vermeinte Chiara, indem sie den Türken so gewalt-

tig zurückstieß, daß dieser gegen die Mauer des Hauses taumelte. „Das ist Betrug, das ist eine satanische, armenische Teufelei! Ich glaubte an der Hand einer würdigen Vertrauten der schönen Chiara zu schreiten, aber die Hölle verwirrt meine Sinne, wenn du nicht mein Nebenbuhler Mustapha, der Juwelenhändler aus Stambul bist!“

Er hatte den Schleier zurückgeschlagen, das Licht aus den Fenstern des obern Stockes traf sein Antlitz. Einige Augenblicke stand der Muselmann in erstarrende Ueberraschung verloren. Dann richtete er das ernste Angesicht aus dem bedeckenden Tuche auf, sah zum Himmel, kreuzte beide Arme demüthig über die Brust und sprach wiederum in einem ergebungsvollen Tone:

„Allah ist groß! Ich glaubte die schönste Sklavin heimzuführen und habe meinen Gegner durch Sturm und Regen geleitet. Um seinetwillen bin ich, gleich einem Gaukler, in Weibskleidung gekrochen,

an seiner Seite habe ich paradiesische Regungen empfunden — Allah ist groß! Sein Wille geschehe.“

„Weißt du aber, Freund Türk, daß mich der Spaß hundert Dukaten kostet?“ fuhr Robert heraus. „Basilio ist ein Schurke und ich fange an zu vermuthen, daß die schöne Chiara von meiner Liebe, von meinem Unternehmen, von der ganzen Entführungsgeschichte kein Wort gewußt hat.“

„Fünfhundert Zechinen!“ seufzte Mustapha. „Aber Allah ist gerecht! Er wird mir's ersetzen im Handel.“

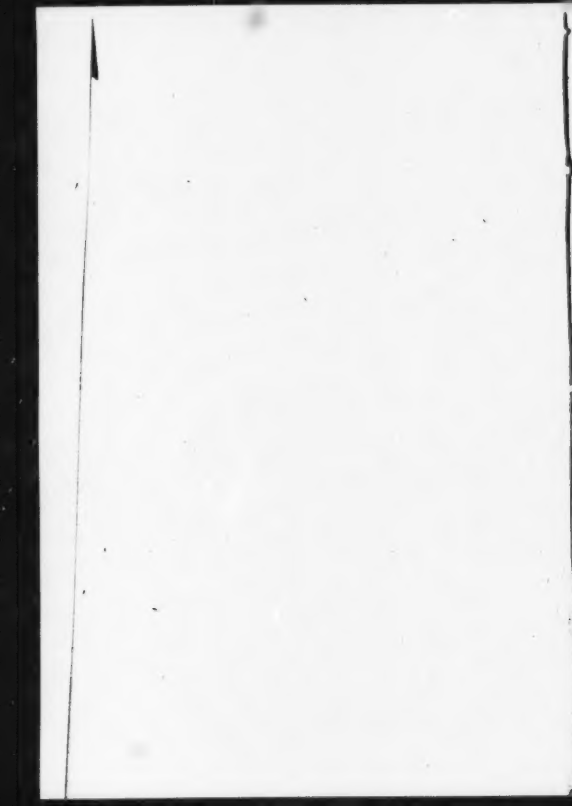
Da erklang frohes Gelächter und Becherklang von oben herab. Vater Anselm's Stimme wurde laut; Grecco sang ein griechisches Trinklied.

Von einem Gedanken, von derselben Sehnsucht nach Trost und Erheiterung ergriffen, stürmten die zwei Getäuschten die Treppe hinauf. Sie standen unter den staunenden Freunden; sie erzählten, sie erhielten selbst, Einer durch die Mittheilung des Andern, nähern Aufschluß. Als nun aber lachend

der Wundarzt berichtete, daß Constantio's Eltern unerwartet angekommen, daß durch dieses Ereigniß die Heirath des jungen Paares beschleunigt worden, daß dieses schon in der Frühe des heutigen Morgens abgereist sei; als Grecco hinzufügte, er kenne keinen listigern und schurkischen Armenier, als Basilio, und die Nebenbuhler sollten ihr Geld nur als für immer verloren ansehen: da griffen Mustapha und Robert, den einzigen Trost in ihrer Lage erkennend, nach den gefüllten Bechern und riefen, vom allgemeinen Chorus begleitet:

„Ergo bibamus!“ —





EXPRESSEN.

Erzählungen

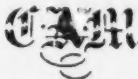
von

Georg Döring.

Herausgegeben

von

Wilhelm Milzer.



Dritter Theil.

Ueber jede Neigung Liebe. — Gedichte.

Frankfurt am Main. 1838.

Druck und Verlag von Joh. David Sauerländer.

110-17252



Inhalt.

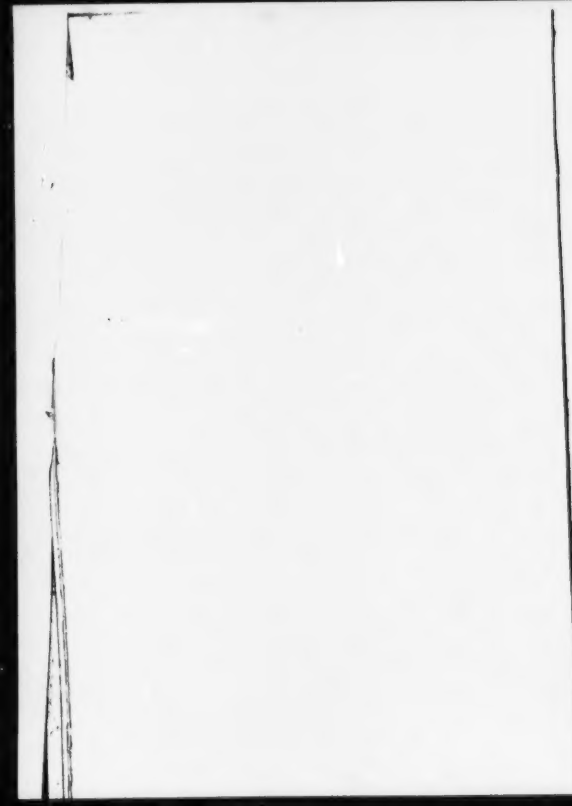
	Seite
Ueber jede Neigung Liebe	I

Gedichte.

Naturanacht	153
Weihnachten	156
Sonntagsfreude	158
Das Wort des Engels	160
Das Kapellchen am Wege	162
Mesen der Liebe	164
Der Mütter Engel	166
Kinderlächeln	169
Des Kindes Zaubermacht	172
In der Fremde	175
Sonette in der Ferne. — An eine Schwalbe	178
Wandervöglein	183
Nichts Bleibendes	185
Lebensweihen	187
Der wunderbare Garten	191
Der Bach	194
Das Brunnchen am Kirchhofe	198

	Seite
Der arme Knabe	202
Saubmann's Pied	203
Das Weischen und das Mädchen	204
Der Lanzknecht	206
In ein Stammbuch. Mit Ansichten von Baden-Baden	210
Zur Eröffnung von Göthe's 81. Geburtstagsfeier	212
Nachruf an Friederike Lehmann	219
Nachruf an Wilhelm Hauff	221
Die Wandrer in der Wüste	228
Die Legende vom heiligen Christophorus	233
Die Legende von der heiligen Elisabeth.	
1. Wartburgleben	250
2. Hochzeit	254
3. Trennung	256
4. Die Himmelspalme	259
5. Wittwenlage	261
6. Die Pflegerin	263
7. Die Heilige	265
Kaiser Heinrich der Finkler	268
Bruder Claus	281

Ueber jede Neigung Liebe.



Das Schloß der Zwillingebrüder von Erfeld lag in einer der reizendsten Gegenden Deutschlands. Um den Hügel, der es trug, schlangen sich reiche Nebenpflanzungen und reichten hinab zu den Kornfeldern und Wiesengründen, aus denen sich das der Herrschaft zuständige Dörschen erhob. Weiterhin zeigte sich der bewegte Spiegel eines schiffbaren, majestätischen Stromes; im Hintergrunde stieg amphitheatralisch ein sanftgewölbtes, blaues Gebirge empor. Unmittelbar an die Herrenwohnung stieß ein geräumiger Garten, den Natur und Kunst zu einem Parke im edelsten Style gebildet hatten. Das Schloß selbst stellte sich in den reinsten Verhältnissen der Baukunst dar. Nirgends störte irgend eine Ueberladung oder ein Widerspruch in der Anordnung den angenehmen Eindruck, den der Anblick des Ganzen auf den sinnigen Beschauer hervorbrachte. Die edle Einfachheit

des Baues gab ihm Werth und Würde und forderte anspruchlos zu Anerkennung und Bewunderung auf. Es war der Vater der Zwillingebrüder, der diesen Familiensitz erbaut, der die Einrichtung des Parkes geleitet. Er hatte den größten Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht, und seine ganze Thätigkeit seiner Neigung zu Bau- und Gartenkunst gewidmet. In Italien studirte er die Kunstschöpfungen des Palladio; in England bildete er seinen Geschmack in der Anschauung der reizenden Landschaften, welche im reichen Wechsel die dortigen Parks bieten. Was er verständig sichtend in sich aufgenommen, das hatte er dann in seiner Heimath in's Leben geführt und seinen beiden Söhnen als ein schönes Erbe hinterlassen.

Diese beiden Söhne glichen einander eben so wenig an körperlicher Bildung, wie in ihren Neigungen. Irenäus, der ältere von ihnen, weil er um fünfzig Sekunden früher das Licht der Welt erblickt, als Adolar, war schon als Kind sehr schwächlich gewesen und wuchs zu einem schwächtigen, stillen und

blöden Jünglinge heran; Adolar erfreute die Eltern durch eine Fülle von Kraft und Schönheit, und als er in die Jünglingsjahre trat, zeichnete er sich in allen ritterlichen Uebungen, durch gesellige Unterhaltungsgabe und ein gefügiges Eingehn in das Wesen und die Ansichten höher stehender Personen aus. Trenäus lag mit Eifer und in stiller Zurückgezogenheit auf einer berühmten Universität den Studien ob; Adolar durchflog eine glänzende Laufbahn an einem kleinen fürstlichen Hofe, der das Vergnügen liebte und Reichthümer genug besaß, um es in allen seinen feinen und prunkenden Beziehungen zu genießen. Als Trenäus von der Academie, wo er den größten Theil seiner Zeit in der Gesellschaft eines alten Professors der Chemie und Physik hingebracht, zurückkehrte, fand er das Erbschloß durch den Tod der Eltern verödet. Er lernte die Tochter eines benachbarten Landedelmannes kennen, und da er sich bald überzeugte, daß sie alle Eigenschaften besaß, welche er von seiner künftigen Lebensgefährtin verlangte,

und ihm ihr Wohlwollen schenke, vermählte er sich in aller Stille mit ihr. Indessen bereiste Adolar in den glänzendsten Verhältnissen, als Begleiter des Erbprinzen seines Hofes, den Continent. Er sah die ersten Hauptstädte von Europa; er besuchte die vornehmsten Höfe; er erfreute sich des Reichthums an künstlerischen Genüssen, der sich auf diesen Reisen bot, ohne ihnen jedoch seinen Geschmack an Glanz und Pracht zu opfern. Der Vater seines fürstlichen Reisegefährten starb. Mit diesem kehrte er zurück und galt in kurzer Zeit als der Liebling des neuen regierenden Herrn. Alle Lustbarkeiten, alle Feste, in denen es der junge Hof dem frühern noch zuvor zu thun suchte, standen unter Adolar's Leitung, der in diesem Geschäfte die wahre Bedeutung des Lebens, den Thätigkeitskreis, der für ihn geschaffen, zu finden glaubte. Das Leben des Trenäus floss während dieser Zeit ruhig und in seinen häuslichen Bezirk gebannt dahin. Er liebte seine Frau; er liebte die beiden Töchter, die sie ihm geboren;

aber ohne von diesen Gefühlen mehr bewegt zu werden, als ihn seine Pflicht als Gatte und Vater zu erheischen dünkte. Auch machte die Frau vom Hause keine größeren Ansprüche, da sie alle ihre Wünsche befriedigt fand, wenn sie, wobei ihr kein Hinderniß in den Weg trat, in Haus und Hof schalten konnte, wie sie wollte. Gern überließ ihr Trenäus alle Sorge um die weitläufige Oekonomie, um die nähere Verwaltung des Vermögens. Sie wirkte hier mit Liebe und Umsicht; sie ersparte und erhielt, und erfrenete sich aus voller Seele am Ende des Jahres des Ueberschusses, den sie gewonnen. Trenäus bedurfte einer solchen Lebensgefährtin. Er lebte nur für seine, wie er sie nannte, wissenschaftlichen Beschäftigungen, die sich ausschließlich geheimnißvollen chemischen Forschungen, planetarischen Berechnungen und der Anlage eines seltsam genug zusammengefügtten Naturalienkabinetts zuwandten. Hierin unterstützte ihn der Professor Cimerius, jener Lehrer seiner Jugend, der nun, nachdem er ein sehr hohes Alter

erreicht und in den Ruhestand versetzt worden, einer Einladung des ehemaligen Zöglings folgend, als ein Mitglied der Familie auf dem Schlosse lebte. Nach den Bestimmungen des väterlichen Testaments waren die Gemächer des Schlosses in zwei gleiche Hälften abgetheilt worden, deren eine Irenäus mit seiner Familie bewohnte, während die andere unter Siegel und Verschuß dem sogenannten jüngern Erbherrn aufbewahrt blieb. Dem häuslichen Gebrauche überließ Irenäus nur wenige Zimmer. Seine Frau liebte eine solche Beschränktheit, und da man nie Gesellschaft bei sich sah, wurde sie nicht fühlbar. Bei Weitem die Mehrzahl der Gemächer diente zu den geheimnißvollen Arbeiten des Hausherrn und seines treuen Gehülfen, so wie zur Aufbewahrung der Sammlungen, für deren Ankauf Irenäus oft mehr Geld verschwendete, als die sparsame Hausfrau im Stillen gut heißen konnte. Eine Erkältung, die sie sich bei der jährlichen großen Wäsche zugezogen, raffte sie plötzlich in der Kraft ihrer Jahre

dahin. Ihren Verlust empfand der Wittwer schwer. Die Töchter waren noch Kinder und bedurften selbst einer sorgfältigen Aufsicht, Niemand nahm sich des verwaisten Hauswesens an. Da traf unerwartet Adolar, der, weil man gefunden, daß die von ihm angeordneten Lustbarkeiten doch endlich die Kräfte der fürstlichen Kasse erschöpften, in Ungnade gefallen war, auf dem Schlosse ein. Mit der Ankunft Adolar's erfolgte eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse. Er war unverheirathet geblieben; er brachte ein bedeutendes Vermögen mit, das er vorsichtig genug gewesen war, von seinen ansehnlichen Einkünften zu ersparen, und welches er nun mit in das Hauswesen von Schloß Erfeld zu verwenden beabsichtigte. Ihm schien ein Leben, das nicht Pracht und äußern Glanz begleiteten, unerträglich. Bei seinem Eintritte in das väterliche Erbe ergriff er sogleich die Zügel des Regiments, die ihm Treuhaus gern überließ. Alle Gemächer wurden nun auf das Glänzendste meublirt, eine Art von Hofen

zwischen der Herrschaft und den Dienern eingeführt, für die Nichten eine Gouvernante verschrieben, für die Besorgung des niedern Hauswesens ein Intendant. Nur in jenen Zimmern, welche die Sammlungen und das Laboratorium des ältern Bruders enthielten, blieb Alles unverändert, und Trenäus wies jeden Versuch Adolar's, seine Verbesserungen auch in dieses Gebiet zu erstrecken, entschieden zurück. Eben so unerschütterlich vertheidigte er seinen alten Freund, den Professor Simerius, gegen das Verlangen des Bruders, der ihn, als ein in seine Pläne durchaus nicht passendes Subject, entfernt wissen wollte. Der Professor blieb fernerhin der Vertraute und Gehülfe des Trenäus und fiel auch dem jüngern Bruder nicht mehr lästig, indem er sich, von der Nähe und Gegenwart des hochfahrenden Adolar's nur bedrängigt und bedrängt, gern und ganz und gar in das Innerste jener geheimnißvollen Gemächer zurückzog, die jenseits der Zimmer mit den physikalischen Sammlungen lagen und von

Niemanden, außer ihm und Irenäus betreten werden durften.

Schloß Erfeld wurde jetzt ein Sammelplatz der Vergnügungen für die Edellente aus der Nachbarschaft. Oft langte auch ein Besuch aus der Residenz an, und dann wußte Adolar diesen den Aufenthalt so angenehm zu machen, daß er bald die Freude hatte, zu hören, wie man auch am Hofe des geselligen Lebens, der wohlgeordneten Lustbarkeiten und vor Allem des geistreichen Wirthes auf Schloß Erfeld lobend gedachte. Anfangs konnte sich Irenäus in dieses geräuschvolle Wesen nicht finden; als aber die Gäste auch seine Sammlungen besuchten, als er hier eifrig erklären und den Zoll der Bewunderung und des Erstaunens einnehmen durfte, da söhnte ihn diese Lichtseite mit der Schattenseite der neu eingeführten Lebensweise aus. Nur die Laborantenzimmer blieben jedem Gaste verschlossen, so wie dann auch ihr einsamer Bewohner, der Professor Cimerius, sich selten in einer Gesellschaft oder vor dem Haupte-

finde, das ihn für eine Art von Schwarzkünstler hielt, sehen ließ.

Indessen wuchsen die Töchter des Irenäus zu blühenden Jungfrauen heran. Esperance, die ältere, von einer sehr reichen Großtante in Frankreich so genannt, kam schon frühe in allen geistigen und körperlichen Anlagen den Wünschen Adolar's entgegen. Sie ergriff mit Begierde Alles, was in seiner fernern Ausbildung sie einst zu einer glänzenden Erscheinung in der großen Welt machen konnte. Von allen Künsten schöpfte sie die Oberfläche, welche dem Oheim hinlänglich dünkte, um eine junge Dame von Stande zu zieren; von dem, was die Wissenschaften boten, reizte sie, als sie eine Jungfrau geworden, nur Das, was blenden, was sie zu einem Gegenstande der Bewunderung in den höhern Sirkeln machen mußte. Mit einem Male aber fühlte sie sich unwiderstehlich von der mächtigsten Leidenschaft zur Dichtkunst ergriffen. Ihre Harfe, ihr herrlicher englischer Flügel, ein Geschenk des Oheims, der

Rahmen mit den Stickereigemälden, Paletten und Pinsel blieben unberührt, unter Staub begraben, während ihre trennlos gewordene Freundin sich in die Einsamkeit des Parks zurückzog und dort ihre poetischen Empfindungen in Sonnetten, Stanzas und Terzinen ergoß. Vergebens blieben alle Vorstellungen Adolar's, daß eine solche ernste und ausschließliche Hingebung an eine Sache, die sie, ohne Gefahr zu laufen, belächelt zu werden, nicht in der großen Welt geltend machen könne, einer jungen Dame von ihrem Stande nicht gezieme; Esperance entschuldigte sich mit einem übermächtigen Drange, wider den sie doch nur fruchtlos kämpfen würde, mit dem göttlichen Berufe, der sich plötzlich, wie ein neu erstandenes Licht, in ihrer Seele offenbare, und ihr den Weg zeige, den sie nun unverändert zu wandeln habe.

„Verrückt!“ sprach Adolar halb verständlich in sich hinein. Zum ersten Male wandte er sich von der Dichte, die ihn in seinen Hoffnungen getäuscht, mit allen Zeichen des Verdrusses und des Unwillens.

Das Wesen der jüngern Schwester, Ludmille, hatte ihn nie angesprochen. Freilich war auch sie, wenn gleich in einer andern Weise, wie Esperance, von der Natur mit körperlichen Reizen ausgestattet worden: ihr ganzes Aeußere trug das Gepräge einer regelmäßigen, in allen Verhältnissen übereinstimmenden Bildung, während Esperance's Schönheit, im Allgemeinen mehr blendend, dem aufmerksamen Beobachter hier und da eine kleine Unregelmäßigkeit, einen meist nur sehr schwer zu bemerkenden Widerspruch in den Einzelheiten zeigte. Allein in ihren Neigungen, in den Grundzügen ihres Charakters, wichen beide Schwestern gänzlich von einander ab. Ludmille hatte alle Zweige des Unterrichts mit Esperance getheilt. Während diese danach strebte, alle Vorzüge, welche eine Dame von Welt schmücken können, zu erreichen, widmete Ludmille ihre Bemühungen der Erwerbung solcher Kenntnisse, die ihr von praktischem Nutzen für ihre künftige Lebensbahn zu sein schienen. Tanz, Musik und Malerei wurden ohne

Liebe, fast mit Abneigung getrieben. Bald legte sie den bestimmten Willen, sich des Hauswesens in allen seinen Theilen anzunehmen, an den Tag. Adolar fand diese Neigung gemein; allein er ließ das Mädchen gewähren, weil er sie keines höhern Aufschwunges für fähig hielt und sich von diesem Treiben doch ein Nutzen für das Ganze hoffen ließ. Er irrte nicht. Der Ordnungssinn Ludmills sprach sich bald in allen Einrichtungen aus; er wies die oft unverschämten Forderungen des Intendanten in ihre Schranken zurück; er erhielt das Ganze in dem Schimmer eines Hoflebens, wie der Oheim es wünschte; er vermittelte Ersparungen, die alle Erwartungen Adolar's überstiegen. Mit hellen und scharfen Blicken durchschaute sie das ganze Gewebe der Bedürfnisse und des nun einmal eingeführten Aufwandes; mit fester Willenskraft widersetzte sie sich dem Verlangen des Oheims, diesen zu vermehren, wenn nicht irgend ein außerordentlicher Fall es zur Ehre des Hauses gebot.

Unter diesen Verhältnissen bewegte sich das Leben

auf Schloß Erfeld, als eines Morgens der jüngere Freiherr, nachdem er durch den Boten Briefe aus der Residenz erhalten, mit hastigen Schritten die Gemächer mit den Naturaliensammlungen des Bruders durcheilte und stürmisch an die verschlossene Thüre, welche den Eingang zum Laboratorium barg, klopfte.

„Jrenäus! Bruder!“ rief er dringend. „Wirf Tiegel und Retorten zur Seite, und komm heraus an das Tageslicht! Es sind wichtige Nachrichten angelangt. Wir werden große Tage in unserm Schlosse erleben, Feten, Bälle, Illuminationen, Verlobung, Hochzeit, — komm nur heraus, Jrenäus! Der Professor wird mit den kleinen Teufelchen, die er kommandirt, indessen schon Wache halten, bei deinem Goldtopfe!“

„Bruder, spotte nicht, wo du nicht begreifst!“ antwortete Jrenäus, der in diesem Augenblicke aus der Thüre trat, und diese mit ängstlicher Hast wieder hinter sich zuzog und verschloß, damit kein Blick

Adolar's in das Innere des geheimnißvollen Gemachs dringe. „Die Kunst der alten Feuerphilosophen ist verloren gegangen, oder vielmehr die Menschen haben sich durch ihre Verderbtheit derselben verlustig gemacht. Aber es gibt noch andere Dinge, welche wir zu erstreben vermögen; wenn auch nicht den ganzen Stein der Weisen, doch einzelne Theilchen davon, das Lebenseligir —“

„Das trag ich bei mir,“ unterbrach ihn hastig Adolar; „in diesen Briefen, schwarz auf weiß, unter Converte und Siegel.“

Irenäus blickte ihn verwundert und ungläubig an. Indem Adolar einen der Briefe auseinander faltete, ließ der ältere Bruder sich auf einen niedern Sitz in einem Winkel nieder, wo er mit dem Rücken behaglich an die Kinnlade eines Wallfisches lehnte, den Kopf seitwärts an die abgeschälte Haut einer *Bon constrictor* schmiegte und zwischen den Fingern beider Hände, im wohlgefälligen Spiele, die raschelnde

Klapper einer herabhängenden, aufgestopften Klapperschlange rastlos bewegte. Dieses war der Sitz, welchen er gewöhnlich einnahm, wenn er im Naturalienkabinette irgend Jemanden Gehör gar. Während er dem Sprechenden eine nur halbe Aufmerksamkeit widmete, trieb er unaufhörlich das eben geschilderte Spiel, und versetzte sich im Geiste bald an das Nordeap, woher die Wallfischlinnlade gekommen, bald an die Ufer des Ganges, wo einst die gewaltige Riesenschlange und die tödtliche Klapperschlange gehaust. So geschah es oft, daß er der Anwesenheit eines Andern ganz vergaß, und, von den Flügeln seiner Einbildungskraft hinweggeführt, im Tempel von Juggernaut, oder unter den Banyanen bei Madras wandelte, wenn sein Gesellschafter sich abmüdete, ihm irgend eine wichtige Angelegenheit recht anschaulich darzustellen. Adolar kannte die Schwäche und das Mittel dagegen. Er setzte sich neben den Brüdern, ergriff dessen Rechte mit seiner Hand und drückte sie von Zeit zu Zeit ziemlich stark, um immer seine

Aufmerksamkeit rege zu halten, indem er das Wort nahm und folgendermaßen zu ihm sprach:

„Ein Meisterstück der Diplomatie ist mir gelungen. Nicht umsonst habe ich an Höfen das Geheimniß erlauscht, künstlich und in der Stille die Fäden einer Intrigue zu weben, deren glänzendes Resultat dann plötzlich überraschend und erfreulich hervortritt. Höre mich an, Bruder, und bewundere mich! Du weißt, Trenau, daß die Großtante in Frankreich, von der Esperance den Namen trägt, ihr ganzes ungeheueres Vermögen ihrem Enkel Robert von Rosenthal bestimmt. Sie bestand früher darauf, daß er durchaus eine Französin heirathen und sich in Frankreich nationalisiren müsse. Allen Einwendungen des jungen Mannes, der in Deutschland geboren und erzogen worden, stellte sie ihr: „*tel est mon plaisir!*“ entgegen. Seit der Julirevolution aber haben sich ihre Ansichten ganz verändert. Alle Bande der Sitten und des Anstandes scheinen ihr in Frankreich gesprengt, die Lust, die sie athmet, dünkt sie verpestet, sie würde

Frankreich verlassen, wenn ihr hohes Alter, wenn ihre Gebrechlichkeit ihr die Reise gestatteten. Diese Stimmung wußte ich zu benutzen. Robert ist bei dem Reichthume, den er zu erwarten hat, eine höchst wünschenswerthe Parthie für eine junge Dame von Stande. Er soll wohlgebildet sein, er liebt die Künste, er ist uns sogar als eine Art von musikalischen Phantasten geschildert worden. Wer könnte sich besser zu einer Lebensgefährtin für ihn eignen, als Esperance, die, wenn der imponirende junge Mann sich ihr nähert, gewiß den ganzen poetischen Unsinn, an den sie jetzt eine Lanne fesselt, von sich werfen, und wieder eine in allen Künsten glänzende Erscheinung unserer Cirkel werden wird? In diesem Sinne suchte ich die Aufmerksamkeit der Großtante auf Esperancen zu lenken; ich wußte ihre Kammerfrau für meine Absichten zu gewinnen, und nun, Trenäus, triumphire mit mir — nun bin ich endlich so weit gelangt, daß die Großtante ihre Einwilligung ertheilt, daß sie Robert, freilich ohne ihn ahnen zu

lassen weßhalb, zu einem Besuche bei uns bewegen hat. Die jungen Leute werden sich kennen lernen; es kann nicht fehlen, daß ihre beiderseitigen Talente ein geistiges und herzliches Band zwischen ihnen knüpfen; und eine Parthie, wie sie allen Wünschen, allen Rücksichten entspricht, ist die Ernte meines geheimnißvollen Säens. Was sagst du dazu, Irenäus?"

„Es ist eine schöne und löbliche Einrichtung der bürgerlichen Verhältnisse, für das Fortbestehen des Menschengeschlechts durch Verheirathungen zu sorgen,“ versetzte Irenäus, indem er sich vergebens bemühte, seine Rechte aus der stärkern Hand des Bruders loszuwinden, um das beliebte Spiel mit dem Klappverschlangenschweife vorzunehmen: „ich finde es auch ganz diesem Systeme gemäß, daß meine Töchter heirathen und überlasse dir sonst gern alle Nebendinge, als die Wahl des Bräutigams, die Einrichtung der Festlichkeiten, die Bestimmung der Verlobung und Heirath. Das versichst du, das hast du in der großen Welt studirt. Wenn es aber darauf

ankommt, den jungen Eheleuten das Horoscop zu stellen, das Planetarium zu berechnen, so bin ich der Mann dazu. Schicke sie nur zu mir, wenn es so weit ist. Auch wir treiben große, geheimnißvolle Dinge, Weisheit, die man nicht an Höfen lernt, tiefe, unergründliche aus den Tagen der alten Aegyptier.“

„Schon gut!“ erwiderte ungeduldig Adolar. „Höre mich weiter, Bruder, und bekämpfe endlich die Sehnsucht nach deiner Klapperschlange, die deinen Fingern keine Ruhe läßt. Die Zukunft deiner Töchter ist wohl einer größern Aufmerksamkeit werth, als ein solcher ausgedörrter Giftpalg.“

Irenäus machte eine heftig zuckende Bewegung und wollte sprechen, Adolar aber fuhr, ohne sich stören zu lassen, fort:

„Auch für Eudmillen habe ich gesorgt und im Stillen ein Verhältniß vorbereitet, das ihre beschränkten Ansichten auf Lebensglück befriedigen muß. Robert von Rosenthal ist durch die Bande der

innigsten Freundschaft an den Sohn eines meiner besten Freunde, des Hofmarschalls von Hohen-
lind geknüpft. Dieser Sohn — er heißt Bruno —
erbt einmal die schönen Güter des Alten und soll —
was man so nennt — ein höchst rechtlicher Mensch
sein. Allen Aufforderungen seines Vaters, auch sein
Glück am Hofe zu versuchen, widersteht er; nichts
kann ihn reizen, als das Landleben, und ich glaube,
daß ihm ein voller Hühnerhof mehr behagt, als ein
ganzer Salon voll liebenswürdiger Hoffräulein. Er
besitzt keine Empfänglichkeit für jene großartigen,
erhabenen Gefühle, die jedes edel und fein gebildete
Gemüth bei'm Anblicke eines glänzenden, von tausend
Kerzen erleuchteten Saales, in dem sich die Elite
der Schönheit und der feinen Welt bewegt, ergrei-
fen. Das ist ein Mann für Ludmilla, Beide wer-
den sorgen und zusammenhalten, den Bestand ihres
Hauses in der strengsten Ordnung fortführen, das
Vermögen verständig anlegen und vermehren. So
werden alle Wünsche befriedigt, so wird eine glück-

liche Zukunft für die zwei Mädchen begründet. Und das Alles muß sich schon in wenigen Tagen entscheiden und bestimmen. Die jungen Männer befinden sich bereits auf der Reise hierher. Für den nächsten Sonntag ist mir von dem alten Hohenlind ihre Ankunft angezeigt worden. Ihre Vorträts gehen ihnen voraus, hier sind sie und wahrlich, wenn die Originale nur einigermaßen den Copieen entsprechen, so werden die Fräulein Nichten Männer bekommen, die dem glänzendsten Hofe zur Zierde gereichen würden.“

Irenäus ergriff hastig die Vorträts. Ein plötzlich aufsteigender Gedanke schien ihn zu beleben. Er betrachtete sie mit Aufmerksamkeit; er untersuchte ihre Rückseite, dann sprach er:

„Aber woran unterscheidet man sie? Nirgends findet sich ein Erkenntnißzeichen. Welches ist der zukünftige Esperancens und welches der Ludmillens?“

„Dieses Räthsel hat mein alter Freund, der Hofmarschall, mir zu lösen überlassen;“ versetzte

selbstzufrieden Adolar. „Er kennt meinen scharfen, physiognomischen Blick, der am Hofe zur höchsten Klarheit, zu völliger Infallibilität ausgebildet worden. Durch diese Antinousbrust, dieses edle Angesicht, aus dem Kraft und männliche Würde spricht! Das ist Robert von Rosenthal. Die Grundzüge ühser's Geschlechtes sind nicht zu verkennen. Hier die gebogene Nase, die hohe Stirn, die sanft gerundeten Lippen, die edeln Verhältnisse des Ganzen! Spricht dich nicht aus Allem eine Erinnerung an unsern Vater an, findest du nicht in mir, ja selbst in dir, nur in einem zusammengeschrumpften Maßstabe, diesen physiognomischen Typus des alten Stammes der Erfeld wiederholt? Und der Andere im grünen Rocke! Keine Nachkommenschaft des Hofmarschalls mit den freundlichen Augen, mit der Stumpfnase, mit den frischrothen Backen! Schon daß er einen grünen Rock trägt, verräth ihn, indem er seine Neigung zum Landleben bezeichnet.“

„Also der Grüne ist für Ludmilla, der Schwarze

für Esperancen!“ sprach sinnend der Bruder, der noch immer die zwei Miniaturgemälde in seiner Hand hielt. „Weißt du was, Adolar?“ bat er dann. — „Laß mir die Bilder! Ich habe einen Scherz mit ihnen vor, ein unschuldiges Spiel, das die ganze Sache den Mädchen in einem günstigen Lichte erscheinen lassen wird.“

„Meinetwegen!“ antwortete zerstreut Adolar, indem er aufstand. „Verdirb nur nichts durch Ausplaudern; denn die Fräulein Nichten mögen ganz sich selbst überlassen bleiben und ich bin überzeugt, daß jede von ihnen durch ihre Neigung, durch die Uebereinstimmung der Charakterzüge zu dem Rechten geführt wird. Mir liegt nun noch mancherlei ob. Die Zeit ist kurz und die jungen Herren sollen sehen, daß man auch auf Schloß Erfeld das Leben von seiner glänzendsten und angenehmsten Seite darzustellen versteht.“

Die Brüder trennten sich. Der ältere sah dem jüngern mit einem listigen Lächeln nach und sagte

dann zu sich selbst, indem er sich wieder in das Heiligthum seines geheimnißvollen Treibens zurückzog:

„Hören sollen die Mädchen nichts von den Bräutigamen; aber zeigen will ich sie ihnen: magisch, übernatürlich, zu ihrem Erstaunen!“

In der Abenddämmerung desselben Tages schlichen, von dem Professor Cimerius geführt, Esperance und Ludmille durch die Zimmer mit den naturhistorischen Sammlungen. Sie waren auf eine geheimnißvolle Weise zu dem Vater entboten worden, der, wie der Professor, ein kleines vertrocknetes Männchen, ihnen vertraute, in einem magischen Bilde zeigen wollte, was sie wünschten:

„So werde ich den poetischen Vorbeer erblicken;“ hatte Esperance stolz gesagt. „Und ich eine stets volle Haushaltungskasse!“ hatte Ludmille lachend erwidert.

Der Professor lächelte schalkhaft und schritt den

beiden jungen Damen vor in das Seitengebäude, wo er und Irenäus hausten. Sie standen in dem großen Saale, vor der Pforte der geheimnißvollen Gemächer, die sie noch nie betreten. Beide durchdrang ein schaueriges Gefühl, wenn ihre Blicke auf die seltsamen Umgebungen, mit denen das matte Dämmerlicht ein wunderliches Spiel trieb, fielen. Die gläsernen Augen der aufgestopften Thiere schienen sich zu beleben, ihre Glieder sich zu regen und zu strecken, aus den Glaskästen mit den Erzrufen glicherte und blickte es unheimlich, wie mit tausend blißenden Augen, es war, als kröchen die Eidechsen und das Gewürm am Boden langsam heran, mit den raschelnden Schlangenhäuten spielte eine Zugluft, die aus einer Oeffnung in der Decke herabdrang. Der Professor stand schweigend neben den Mädchen. Er hatte ihnen angekündigt, daß der Vater sie durch ein Zeichen benachrichtigen würde, wenn ihnen der Eintritt in die bisher verpönten Zimmer offen stände. Neugier und Unbehagen übten im gleichen Maße

ihren Einfluß auf sie. Esperance suchte vergebens nach einem poetischen Gedanken, an dem sie sich halten könne, um sich dem Eindrücke der Umgebungen zu entziehen; Endmille überließ sich ohne Widerstand ihren natürlichen Gefühlen und unterbrach zuerst die herrschende Stille mit den Worten:

„Es ist unheimlich hier. Bei hellem, lichthem Tage erscheinen mir alle die Dinge, die wir hier vor uns sehen, ganz einfach und ohne Bedeutung; denn ich bin mit ihnen aufgewachsen und habe hundertmal in alten Rechnungsbüchern die großen Summen Geldes gelesen und bedauert, die der Vater für eine ausgestopfte Hyäne oder für eine Wallfischrippe weggegeben. Jetzt aber in der Dämmerung kommt mir Alles anders vor. Etwas Grausiges, Angstiges und Fröstelndes wehet mich daraus an.“

„Das sind die Naturgeister,“ sagte in einem ernststen Tone der Professor, „die jetzt, da das thörichte Treiben der Welt draußen schweigt, da die Abenddämmerung die geweihte Einsamkeit der Nacht

ankündigt, zu sprechen anfangen. Fräulein Ludmille versteht sie nur nicht, sonst würde sie ihnen gern lauschen und ihre Anregungen nicht in beängstigenden, unangenehmen Empfindungen wahrnehmen. Wer ihnen vertraut, wer ihnen freundlich und liebevoll zugeneigt ist, dem erzählen sie in anmuthiger Weise wunderbare Dinge, die sich an der Wiege der Schöpfung zugetragen haben. Das Reich der Zeiten, Jahrtausende alt, liegt vor ihnen offen und sie erklären seine Zauberschrift. Die vierfüßigen Thiere, die Vögel, die Schlangen sprechen von der ersten Jugend des Lebens in den Urwäldern, wo die Natur allein herrschte, ohne daß die Hand des unverständigen Menschen ihre reiche Fülle beschränkte. Da ergoß sich der Strom des Lebens in ungeschwächter Kraft, da hauchte die Erde ihren kräftigen Lebensgeist in die Lüfte, da streueten die Blüthen Wohlgerüche aus, die, was noch schlummerte, zum Erwachen in die Schöpfung belebte. Sie können mir glauben, meine Fräulein, daß damals Alles ganz anders war,

wie jetzt, und daß ich Ihnen nur wieder erzähle, was die untrügliche Stimme der Naturgeister mir offenbart.“

Endmitle schmiegte sich hänger an die Schwester und horchte und blickte scheu umher nach den Geistern, von deren Gegenwart der Professor mit solcher Zuversichtlichkeit sprach. Esperance aber gab der Mittheilung des alten Herrn eine poetische Deutung und lauschte ihr mit Aufmerksamkeit.

„Damals,“ fuhr der Professor fort, „waltete, wie schon gesagt, die Natur in unbeschränkter Kraft und zeigte diese in ihren Werken. Der mächtige Löwe brach kühn durch das Dickicht der Wälder, die gewaltige Boa wiegte sich in den Wipfeln der Bäume, der Riese der Meere, der Wallfisch, spielte mit den stürmisch bewegten Wogen, das Nest des Adlers hasete allenthalben und die Erde dehnte die Brust in starken gediegenen Metalladern. Da ließ die Natur es sich beugehen und erschuf in einer übeln Laune, in einer schwachen — noch lieber möchte ich sagen —

in einer unbesonnenen Stunde den Menschen. Er ward das ungerathene Kind, das bald die Mutter aus ihren Rechten trieb, das tausend Lüste, tausend Ränke erfand, ihr, so viel es in seinen Kräften lag, die Herrschaft zu entwenden. Er lichtete die Urwälder, er verfolgte mit unnatürlichem Hass die früher geborenen Geschwister. Die edeln Thiergeschlechter wurden in den unbedeutenden Ueberresten, die sich seiner Vertilgungswuth entzogen, in Wüsten und Einöden gedrängt, die Brust der Erde durch diabolische Künste gesprengt und ihrer edelsten Kräfte beraubt, kurz! es gelang ihm, die mächtige Mutter theilweise zu bezwingen und in das große Naturgebiet ein beklagenswerthes Elend einzuführen, das immerfort an ihm zehrt. Ach, meine Fräulein, ohne den Menschen wäre die Natur herrlich und erhaben geblieben, die reine, Alles umfassende Liebe und Gewalt!“

„Aber, lieber Herr Professor,“ wandte schlichtern Endmille ein, „Sie gehören ja auch zu dem

Menschengeschlechte, das Ihr Wort verdammt. Hat es Sie denn nie erfreut, ein Wesen von so hoher, geistiger Begabtheit zu sein?"

„Was gilt dieser geringfügige persönliche Vortheil gegen die unsäglichen Nachtheile, welche die große Urmacht erlitten?" antwortete schwermüthig Eimerius. „Ich muß nun einmal ein Mensch sein, und kann es nicht ändern, und wenn ich auch als ein einzelnes Körnchen der wuchernden Saat hinweggeblasen würde aus dem Dasein, so könnte es nichts helfen, da die murthermörderische Race bleibt. Hört nur, ihr Kinder," fuhr er in horschender Stellung fort, „wie die einzelnen abgerissenen Theilchen mit dem weiten Naturreiche herzzersehrende Klagen ausstoßen und sich zurücksehnen in die Heimath, in ihr gutes angebornes Recht. Warum sonst rascheln die Schlangenhäute? Warum dehnt der Löwe die riesigen Glieder? Warum glänzt das bunte Gefieder der Vögel, als weil Alles sich wieder in die Arme der großen Mutter werfen will? Ach, die Unglück-

lichen vermögen es nicht; denn der Mensch fesselt sie an seinen Willen, und hält sie gegen den Lauf der Natur von dem mächtigen Werke der ewigen Umwandlung zurück. Da blickten die Erdgeister wehmüthig aus den Erzstufen, und ihre Thränen glänzten, wie leuchtende Perlen. Ich verstehe die Sprache, die in diesen Perlen glänzt, es zerreißt mir das Herz, wenn ich die Klagen höre: warum, du grausamer Mensch, hast du die Kindlein aus dem Herzen der Mutter geraubt, wo es ihnen so wohl war und so selig? Da rubeten sie still und süß, und ein sanfter Hauch, aus der Seele der Mutter, umfächelte sie lieblich, und sie lauschten den gewaltigen Naturgesängen, welche in dem Rauschen der unterirdischen Ströme ertönten, welche, wie Töne von Aeolsharfen, durch die Spalten der Berge hereindrangen. Und sie ergößten sich an dem Spiele der Irrlichter, die, freundliche Verwandte, in den tiefverborgenen Erdschluchten auf und nieder tauchten, und sie wurden von der gütigen Mutter mit Gold, Silber und star-

fem Eisen genährt, daß sie kräftig erwachsen und ihr kindlich halfen in ihrem allgewaltigen Wirken. Schöne verlorene Zeit! Welcher Unterschied gegen damals und jetzt! Schnöde hölzerne Wände umgeben uns, ein zerbrechliches Glas bedeckt uns — und dann die Blicke der Neugierigen, die uns aufmerksam betrachten, und uns mit dummen Reden peinigen über unser Entstehen, über unsere Fortbildung, über unsern Werth, den sie nach ihren erbärmlichen Bedürfnissen ermessen! Wie schön war's doch im Grunde der Erde, warum habt ihr uns das heilige Unschuldaleben gestohlen? Warum uns an das freche Licht des Tages gezogen? Ach, daß ich ein Mensch bin," brach jetzt der Professor jammernd aus, „daß ich Theil habe an diesen Schlechtigkeiten, daß ich sogar die armen, geraubten Naturkinder per ignem peinige, um aus ihnen das köstliche Lebenselixir zu extrahiren, nur um meine Tage, die eines so frevelhaften verächtlichen Wesens, mit unabsehblicher Dauer zu begaben!"

Er verhüllte das seltsam verzerrte, runzelvolle Antlitz mit beiden Händen, er wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen. In diesem Augenblicke erklang aus dem Laboratorium der Ton eines Silberglöckchens. *Esperance* und *Eudmille* dachten unwillkürlich an ihre Kinderzeit. Es war dasselbe Glöckchen, dessen freundlicher Ton sie damals zur Weihnachtsbescherung gerufen.

Der Professor hatte sich indessen aus seinem Jammer erhoben, zeigte den jungen Damen wiederum ein lächelndes Angesicht, und sagte in einem gänzlich veränderten Tone der Stimme:

„Erlauben meine gnädigen Fräulein, daß Ihr unterthäniger Verehrer, der Professor *Clotaldus Cimerius* Sie einführe in die geweihten Gemächer, über welche der Genius des unsterblichen *Hermes Trismegistus* seinen Zauberstab schwingt. Der freiherrliche *Papa* kündigen mir so eben durch den Schall dieses Glöckleins an, daß Deren magische Vorbereitungen

zu der bevorstehenden Operation vollendet sind, daß das zaubervolle Räthsel, welches Ihnen einen Blick auf willkommene Bilder der Zukunft gestattet, zur Lösung reif ist.“

Neugierig drängten sich die Mädchen dem Alten nach, der, mit einem unbemerkten Drucke an eine verborgene Feder in der Wand die Thüre öffnend, ihnen voranschritt. Ein Wohlgeruch, von den Ausflüssen der köstlichsten Arome erzeugt, duftete ihnen entgegen. Statt eines düstern, mit mathematischen und chemischen Werkzeugen angefüllten Gemaches, wie sie erwartet hatten, fanden sie eine artige, tempelartige Halle, deren Wände mit himmelblau seidnen Behängen und Blumengestellen geschmückt waren, von denen eine reiche Pracht seltener blühender Gewächse Glanz und Wohlgeruch verbreiteten. Ein Kronenleuchter in einer obern Wölbung der Halle sandte Tageshelle herab, zwischen den Blumen an den Wänden plätscherten Wasserstrahlen auf und nieder und hauchten eine Kühlung aus, die in dem

kleinen, von dem schwülen Sommerabende gedrückten Gemache die willkommenste Erfrischung bot.

Ein bewunderndes „Ah!“ flog über die Lippen der beiden jungen Damen, als sie sich so angenehm überrascht sahen. Wunderlicher aber fühlten sie sich ergriffen, als sie bei näherer Betrachtung den Vater gewahrten, der, in ein weites weißes Gewand gekleidet, einem Priester ähnlich, hinter einem Altare stand, und, eine sehr ernste Miene zeigend, in der erhobenen Rechten ein silbernes Stäbchen hielt. Er sah nicht auf die Töchter, er sah vor sich nieder auf zwei goldglänzende Vasen, die auf dem Altare standen. Der Altar war, wie die Wände des Zimmers, mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; über den Rand der einen jener Vasen aber tauchte eine volle, hundertblättrige Rose auf, welche die ganze Oeffnung ausfüllte, über den Rand der andern eine große, strahlende Sonnenblume in ihrer ganzen Fülle und Pracht. Esperance stand der Rose, Ludmille der Sonnenblume gegenüber.

„Ihr habt den Tempel des Lebens betreten, meine Töchter!“ sagte feierlich Irenäus. „Das Leben aber schließt alle Zeiten in sich mit ihren Erscheinungen, die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft; denn das Leben, ich meine das allseitige in der weiten Schöpfung, schafft die Zeit, indem es sie bestimmt und ihr Bedeutung gibt. Hört es auf, so tritt die Zeit in die Ewigkeit über, in ein starres, sich ewig gleiches Verhältniß. Wir aber sind durch Bande des Körpers, durch Beschränktheit des Geistes noch an die Zeit gefesselt, zu deren verborgensten Erscheinungen, zu deren Räthseln in der Vergangenheit und der Zukunft uns jedoch wundervolle Wissenschaften, Kenntnisse der innersten Naturkräfte den Schlüssel geben. Der Frühling des Lebens, in dem Ihr steht, hat noch wenig, wonach ein junges Herz sich sehnt zurückzublicken, die Gegenwart belebt es, in der Zukunft liegen seine Wünsche. Da eröffnet sich die Aussicht auf die Bestimmung Eures Schicksals in der Wahl eines Lebensgefährten, von

dem Ihr Beglückung und Freuden bis an das Ziel Eurer Tage erwartet. Nun waltet aber in allem Erschaffenen die unwiderstehliche Macht der Sympathie, die nur Das mit einander vereinigt, was von dem ersten Keime seines Daseins an für einander bestimmt war. Welches Trugbild auch den Menschen verlocken mag, immer wird er, ihrem Zauber unterthan, in ihre Bahn zurückkehren. Mit dem ersten Augenblicke, der Euch, der die Bestimmten Eurer Zukunft in das Leben rief, ward in Euch und ihnen, Allen unbewußt, der unwiderstehliche Drang der Vereinigung erzeugt. Aber der Magier blickt in die Tiefen der Natur und zieht ihre verborgensten Erscheinungen an das Licht. Die Seelenverwandten, welche sie für Euch erschuf, läßt er Euer körperliches Auge erschauen. Blick her, Esperance, auf die Rose, du, Erdmille, auf die Sonnenblume!“

Rasch trat Irenäus bei diesen Worten hinter dem Altare hinweg zur Seite. Und siehe, aus den Kelchen der Blumen quoll es empor farbenreich und

lieblich, und Esperancen gegenüber gestaltete sich das lustige, duftige Bild eines schönen Jünglings im schwarzen Kleide, Ludmilla gegenüber das blühende Antlitz eines eben solchen Jünglings im grünen Anzuge! Die zarten Gestalten wogten zitternd auf und nieder, Lichtstrahlen schwammen durch sie hin und belebten das anmuthige Farbenspiel, oft versanken die artigen Lustbildchen in den Kelch der Blumen; aber gleich gebär dieser sie wieder und lächelnd und freundlich grüßend schienen sie dann nach den Mädchen herüberzublicken. Diese fühlten sich von seltsamen Empfindungen ergriffen. Esperance fand zwar, daß demjenigen, welcher ihr des Vaters Kunst hier als ihren Zukünftigen zeigte, nichts fehle, was ihm Anspruch auf das Prädikat eines schönen Mannes geben könne; allein sie vermiste doch jenes Tief-sinnige und zugleich sanft Hingebende, das sie ihrem Ideale beizulegen gewohnt war. Der Blick schien ihr zu frei und gebieterisch, das ganze Angesicht trug das Gepräge einer Kraft, die keine Theilung

ihrer Rechte dulden zu mögen schien. Sie sah ver-
stohlen hinüber nach dem Mianne im grünen Kleide,
nach dem Bestimmten Ludmilla's. Was sprach sie
doch gleich hier im ersten Augenblicke vertraulich und
wohlthuend an, was gewann ihr Herz, was fesselte
ihren Blick, so daß sie ihn nicht wieder abzuwenden
vermochte von dem freundlichen und doch sinnigen,
von dem frischblühenden und doch sanften Antlitze?
Es war Alles das, was, nach ihrer Meinung, jenem
Bilde fehlte. Sie glaubte in dem Vis-à-Vis der
Schwester ein tieferes Gefühl zu entdecken, eine
größere Geneigtheit, sich einer weiblichen Herrschaft
zu unterwerfen, was Esperancen bei der Wahl eines
künftigen Gatten durchaus nicht gleichgültig dünkte.
Und Ludmilla? Ach, während die Schwester mit
Vorliebe nach ihrem Grünrocke blickte, hatte auch sie
bereits der Versuchung unterlegen und dem Schwarz-
rocke Esperancen's eine Aufmerksamkeit geschenkt, die
von Augenblick zu Augenblick stieg und sich bald gar
nicht wieder abwenden konnte von dem lockenden Gegen-

standel! Ideale hatte sich zwar Endmille nie in ihrer Seele gebildet, dazu gebrach es ihr an Zeit, davon hielten sie tausend häusliche Sorgen und Beschäftigungen zurück; aber es schien ihr doch, als ob der junge Mann mit dem ernstesten freien Blicke, mit dem Ausdrucke ruhiger Kraft in den Gesichtszügen, das Leben mit allen seinen Verhältnissen sicherer zu würdigen vermöge, als der rothwangige, etwas träumerisch blickende Grünrock. Sie gestand sich auch offenherzig, daß ihr jener persönlich weit besser gefalle und daß es wohl mit des Vaters Ehre von der Sympathie nicht ganz seine Richtigkeit haben müsse, wenn diese sie mit dem Grünrocke als von jeher und für alle Zeiten verbunden darstelle. Ihr Herz sprach für den Schwarzrock, und als sie jetzt unbemerkt einen Blick auf die Schwester warf, glaubte sie zu gewahren, daß auch diese gern die Stelle mit ihr wechseln würde.

Irenäus gefiel sich zu sehr in der Rolle, die er übernommen, um zu bemerken, daß er Gefahr laufe,

durch die widersprechende Wahl der beiden jungen Damen sein ganzes System erschüttert zu sehen. Er begann auf's Neue in dem feierlichen Tone, durch den er seinen Worten Gewicht geben wollte:

„Lasset diese magische Gestalten den Grundton Eueres Lebens, der so lange in Euch geschlummert, erwecken! Er heißt Liebe und zieht geheimnißvoll durch alles Erschaffene und wählt und sondert und verbindet nach seinem unwiderruflichen Willen. Bewundere die Magie des Lebens, Esperance, die dir den Bestimmten aus dem Kelche der Rose erblühen läßt! Findest du nicht in dieser königlichen Blume, die da glänzt und Alles erfreut, ein Bild deines eigenen Daseins? Und Du, Erdmitle, wie wurde Dein Wesen und Wirken besser bezeichnet, als durch die Sonnenblume, die in unzähligen Saatkörnern fort und fort schafft und das Del des Gedeihens in ihnen nährt? So steigt aus Euch selber empor, was lange unbewußt in Euch geschlummert und die zweite Hälfte Eueres Ich's löst sich aus dem Reime, den

die allmächtige Sympathie in Euch gelegt und nun zur Reife gebracht hat. Doch es ist genug! Ihr habt Euch selbst erkannt, ein neuer Glanz ist vor Euch aufgestiegen, der Euch in die geheimnißvollen Tiefen eueres Wesens blicken läßt. Nährt ihn fort und fort im Innern, wenn Euch auch Nacht von Außen umgibt, haltet fest an der Wahrheit dessen, was Ihr gesehn, welche Zweifel auch feindlich und dämonisch sich dagegen erheben möchten.“

Eine Klappe in der Kuppel der Halle fiel zu und bedeckte den strahlenden Kronenleuchter. Nur eine einzelne Lampe verbreitete jetzt aus einem Winkel des Gemaches ihren Dämmererschein über die Scene. Die Mädchen hatten sich gefaßt, sie wollten reden und die ganze Sache gegen den Vater als einen Scherz, als eine artige physikalische Spielerei behandeln; allein der Professor trieb sie hinaus, indem er im Fortgehen dem Freiherrn zuflüsterte: „Die Geister im Hohlspiegel haben ihre Sache trefflich gemacht; nur der Eingeweihte konnte ihr künstliches

Spiel entdecken. Wie herrlich wäre das Alles, wenn nicht wieder menschliche List und menschliche Ränke im Hinterhalte lägen!“

Am Morgen des nächsten Tages, als der größte Theil der Schlossbewohner noch der Ruhe pflegte, schlich Endmille, die mit der Sonne aufzustehen gewohnt war, schon im leichten Hauskleide in den Park hinab. Sie hatte die Nacht über wenig geschlafen. Sie wußte sich selbst nicht Rechenschaft zu geben, warum sie das Kunststück des Vaters — denn als ein solches nahm sie es bei ihrer Kenntniß der sogenannten natürlichen Magic hin — in eine Bewegung versetze, die sie vergebens zu bewältigen suchte. Gern hätte sie sich überredet, die Erscheinung aus der Rose habe keinen Theil daran; aber diese Erscheinung erregte doch zu bedeutungsvolle Ahnungen in ihrem Herzen, sie war in ihrer Seele zu einem allzu lebendigen Bilde geworden, als daß Endmilles Wille

hinreichen konnte, sie aus dieser zu verbannen. Daneben ließ sich eine kleine Unruhe darüber empfinden, daß der Begünstigte durch einen seltsamen Spruch des Vaters Esperancen bestimmt sein solle. Sie lächelte zwar über des Irenäus Lehre von der Sympathie; aber dem Resultate, das er aus ihr zog, mußte irgend eine Absicht zum Grunde liegen, ein Plan, den das bedächtige Mädchen sogleich mehr auf Rechnung des Alles ordnenden Oheims setzte, als auf die des Vaters, der nur, da er bei dieser Gelegenheit sein Steckpferd besteigen durfte, jenem zum Werkzeuge gedient. Endmille hatte bisher nur ihren häuslichen Geschäften gelebt und nie irgend eines Manns wegen eine leidenschaftliche Herzens-erregung empfunden. In diesem behaglichen Zustande fühlte sie sich jetzt gestört. Eine seltsame Unruhe, halb Sehnsucht, halb Besorgniß erfüllte sie. Unergerlich über sich selbst, konnte sie doch dem wunderlichen Drange, der sich ihrer bemächtigte und sie von ihrer gewohnten Thätigkeitsweise abführte,

nicht widerstehen. Ihr erster Gang in der Frühe war bisher in den Küchengarten gewesen, wo sie das Vorhandene überschauete, für das Bedürfniß abtheilte und die Hoffnungen für die Zukunft prüfte. Heute aber hatte es sie unwiderstehlich in den Park, an dem Küchengarten vorüber, dem sie nur einen erzwungenen Blick zusandte, gezogen. Sie fand sich, nachdem sie träumerisch und sinnend die düstern Gänge des Parks durchschritten, in einem Rosenbocket wieder. Hier verweilte ihr Fuß, sie stand zögernd und sandte Blicke, welche eine leise Empfindung belebte, auf einen Busch, der mit schönen, vollblühenden Centifolien übersäet war. Die ganze Scene vom vorigen Abende trat wieder vor ihre Seele. Sie sah wiederum das Bild des schönen, ernstern Jünglings aus dem Kelche der Rose heraufsteigen, sie empfand alle Regungen, die sich damals ihrer bemächtigt hatten. In diesem Augenblicke rauschte es in dem Gebüsch. Sie blickte ängstlich hin, sie wähnte, der junge Mann selbst werde jetzt

hervortreten; allein es war ein Hänflingspaar, das ihre Annäherung störte und aus seinem heimlichen Schlupfwinkel vertrieb. Eine der Rosen trug, wie es ihr dünkte, ganz die Gestalt derjenigen, welche Irenäus zu seinem magischen Spiele benutzte. Sie war voll und ihr Kelch weit geöffnet, so daß sich Ludmilla wohl das anmuthige Bild hinzudenken konnte. Indem das Mädchen die Blume brach, trat ein Lächeln des Vergnügens auf ihre Lippen. Es war ihr, als besäße sie nun einen Gegenstand, der in einer innern Beziehung zu dem Original des Bildes stände, der sie selbst auf gewisse Weise mit ihm verbinde. Freilich war sie verständig genug, das Alles nur noch für ein unsicheres, wenn auch beunruhigendes und wiederum ergöbliches Spiel der Gefühle zu halten, dem ein feste Grundlage, ein sicheres Ziel fehle, das sich vielleicht gar in eitle Täuschung und Neckererei auflösen könne, dem sie aber doch einmal sich unterwerfen mußte, das bereits angefangen hatte, störend in ihre bisherigen Lebensansichten zu greifen!

Sie verweilte lange in dem Rosenbocket. Es dünkte ihr hier so behaglich, wie nirgends; sie ertappte sich selbst auf phantastischen Hingebungen, auf süßen Träumen in die Zukunft, welche sich fremdartig in ihr sonst so ruhiges und klares Wesen einschlichen. Diese Träumereien, in denen der Jüngling aus der Rose die Haupterscheinung bildete, lehrten immer wieder; und, noch von ihnen befangen, trat sie endlich, als die Stunde, in der sie mit der Haushälterin zu berathen pflegte, längst vorüber war, den Rückweg nach dem Schlosse an.

Eudmille war noch nicht weit gegangen, als ihr plötzlich aus einem Seitenpfade des Parks Esperance in den Weg trat. Beide Schwestern schienen durch das unerwartete Zusammentreffen überrascht, beide errötheten; denn zugleich erblickte die ältere in der Hand der jüngern die bedeutungsvolle, hundertblättrige Rose, während Eudmille in der Rechten Esperances die eben so bedeutungsvolle, goldstrahlende Sonnenblume wahrnahm. Esperance hatte der

Erlangung der Blume, indem sie unbemerkt zu bleiben hoffte, einen Theil ihres gewohnten Morgenschlummers zum Opfer gebracht. Das mußte Ludmille eben so auffallend erscheinen, wie es die ältere Schwester befremden durfte, die jüngere um diese Stunde, wo sie sonst im Hause zu schaffen pflegte, lustwandelnd im Parke zu finden. Bald aber waren sie, ohne ein Wort zu wechseln, verständigt. Beide blickten lächelnd auf die Blumen in ihren Händen, beide sahen hierauf einander lächelnd an.

„Ich bedarf gerade einer solchen Blume für eine Stickerei;“ sagte Esperance.

„Und ich — ich will Rosenwasser machen;“ sprach Ludmille, die im Augenblicke keinen bessern Vorwand zu ersinnen wußte.

Als aber jede von ihnen in der Einsamkeit ihres Zimmers angelangt war, zeigte es sich bald, welche Absichten ihren Handlungen zum Grunde lagen. Esperance stellte die Sonnenblume vor sich auf den Schreibpult hin und suchte sich in ihrem Anschauen

zu einem Sonnette zu begeistern, das die Blume zur strahlenden Sonne selbst erhob, die Alles liebevoll umfange und in Liebe vereinige. Ihre poetische Ader wurde durch diesen Anblick zum reichsten Ergüsse gestimmt. Aus dem einzelnen Sonnette entspann sich ein ganzer Sonnettenkranz, in dem bald ein Jäger im grünen Jagdkleide sich statt der Blume als Hauptgegenstand unterschoob und nun jede Weiße einer schmückenden und verschönenden Poesie erhielt. Ludmille begnügte sich indessen lange mit der bloßen Anschauung der Rose, die ihr füllereiches Haupt aus einem Porzellangefäße, ähnlich der Vase in des Vaters geheimnißvollem Tempel des Lebens, erhob. Dann aber eilte sie, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, zu dem lange vernachlässigten Claviere und stimmte hier die schöne Romanze an die Rose aus Epohr's Zemire und Azor an. Die Natur hatte sie mit einer wohlklingenden, vollen Stimme begabt, deren Ausbildung von einem geschickten Lehrer früher verständigt geleitet, in der letzten Zeit aber von ihr

selbst gänzlich hintangesetzt worden war. Bald gelang es ihr, sich der einfachen Melodie wieder zu bemächtigen. Sie wurde nun nicht müde, das Lied immer auf's Neue zu wiederholen, bis endlich die Haushälterin, die sich das heutige Nichterscheinen der jungen Dame zu den häuslichen Verhaltungsanordnungen gar nicht erklären konnte, sie mit der Bitte um ihre Befehle unterbrach.

Niemand unter den Schloßbewohnern zeigte sich in diesen Tagen geschäftiger und unruhiger, als Adolar. Alle Gemächer, mit Ausnahme derjenigen, welche Trenäus für seine Sammlungen und seine geheimnißvollen Arbeiten zurückbehalten, erlagen einer genauen Musterung. Neue Möbel wurden in Eile aus der Residenz herbeigeschafft, einige Einrichtungen für eine ebenso glänzende, als bequeme Aufnahme der Gäste getroffen, die modernsten Stoffe zu Damenkleidern eingekauft, mit denen Adolar den Nichten ein überraschendes Geschenk machte. Er eröffnete ihnen zugleich die nahe Ankunft zweier Gäste, deren

Namen und nähere Bezeichnung er sich noch vorbehalte, von deren Erscheinung aber, wie er sich selbst aus sprach, er den besten Eindruck auf die jungen Damen hoffe. Trensäus hatte ihm offenbart, auf welche Weise er die Töchter zu der wichtigen Begegnung vorbereitet, und Adolar billigte dieses mystische Verfahren, indem er nicht anders meinte, als daß nun bereits die Mädchen schon für seine Pläne gewonnen seien, und deren Ausführung wenig mehr im Wege stehe. In dieser Ueberzeugung dachte er jetzt nur auf Feste, welche die Gäste überraschen, ergöhen und die Nachbarschaft in Erstaunen versetzen sollten. Er wollte gleich Anfangs den jungen Männern imponiren, ihnen zeigen, daß sie es mit einem erfahrenen Hof- und Weltmanne, der auch dem Landleben den glänzenden Reiz der Freuden in der Residenz zu verleihen verstehe, zu thun hätten. Noch war er nicht mit sich einig, welche großartige Fete den Tag nach ihrer Ankunft bezeichnen sollte, als ihm der Intendant, den er zu Rathe zog, als eine

noch bis jetzt nicht auf Schloß Ersfeld eingeführte Lustbarkeit, einen Maskenball in Vorschlag brachte.

„Bester Vercors, was denken Sie?“ warf mit einem überlegenen Lächeln Adolar hin. „Ein Maskenball in dieser Jahreszeit! Der Carnival ist längst begraben, jetzt müssen wir uns an andere Dinge halten; an fêtes champêtres, an großartige Volksbelustigungen, an Ergötzlichkeiten, wo auch die liebe Natur mit anhelfen kann.

„Wir geben ihn im Freien,“ erwiderte der erfindungsreiche Intendant. „Wir illuminiren den Park, wir errichten einen leichten, aber glänzend decorirten Salon auf dem großen Bowlinggreen, dabei kann es noch Feuerwerk geben, und die Leute aus dem Dorfe können an *mâts de coengne* ihre Künste versuchen. Es ist etwas Neues, Unerhörtes. Bei Hofe, im ganzen Lande, selbst in den Zeitungen wird davon gesprochen werden.“

„Maskenball und fête champêtre,“ versetzte erheitert Adolar, „das kann gehen, diese Zusam-

menstellung ist neu, großartig und imposant. Es ist ein Gesamtfest, das den Charakter zweier Jahreszeiten in sich vereinigt; es wird anziehen, spannen, ergötzen, und, wie Sie sagen, noch lange nachher zum Gegenstande der Unterhaltung dienen. Es bleibt dabei: wir geben eine Maskerade im Freien, bei Illumination und mit mâté de cocagne für die lieben Unterthanen!“

Indem Adolar die vielseitigen Anordnungen zu diesem Feste traf, befand er sich ganz in seinem Elemente. Nichts, was die Freude erhöhen, was den Glanz vermehren konnte, entging seiner Aufmerksamkeit. Während Trenáus in ungestörter Einsamkeit seine chemischen Experimente betrieb und nicht versah, jeden Morgen eine Dosis von dem Lebenselixir, das der Professor bereits aufgefunden, zu sich zu nehmen, während Esperance nicht müde wurde, die Sonnenblume und den Grünrock zu besingen, und Ludmille sich täglich mehr im Vortrage der Romanze an die Rose vervollkommnete, stieg auf dem großen

Rasenplaze im Parke, ein leichtgebauter, aber geräumiger Pavillon in die Höhe, den Adolars Kunstsinn und geläuterter Geschmack in die edelsten Formen zu kleiden verstand.

An einem schönen Sommerabende hielt vor dem Gasthose eines in der Nachbarschaft von Schloß Erfeld gelegenen Städtchens eine glänzende Reise-
equipage. Bediente und Jockei sprangen vom hintern Sitze, der Schlag öffnete sich und zwei junge Männer erschienen, die mit dem leichten, edeln Anstande, welchen eine feine Erziehung verleiht, den Boden betraten, und den ehrerbietig harrenden Wirth flüchtig grüßten.

„Wohin, Robert?“ rief der Eine von ihnen dem Andern, der sogleich mit hastigen Schritten fort-eilte, nach.

„In die Kirche!“ versetzte dieser, indem er stehen blieb und sich umwandte. „Ich will die Dr-

gel probiren und bei dieser Gelegenheit einen kleinen Fugensatz durchgehen, den ich mir unterwegs ausgedacht habe."

"Charmant!" sagte der Andere. „So lässest du mir indessen Zeit, den Amtmann zu besuchen, der eine weitläufige Oekonomie besitzt, und sie ganz nach englischen Mustern eingerichtet haben soll. In einer halben Stunde sehen wir uns wieder. Ich will nur vor der Hand einen Ueberblick des Ganzen gewinnen; die genauere Besichtigung behalte ich mir auf ein anderes Mal vor."

Beide nickten einander freundlich zu und verschwanden nach entgegengesetzten Seiten. Der Wirth schüttelte verdrücklich den Kopf, und trat nun zu den Dienern, von denen er bald erfuhr, daß es in der Gewohnheit ihrer Herren liege, an den kleinen Orten, die sie auf ihrer Reise berührten, noch ehe sie einiger Erholung genössen oder eine Erfrischung nähmen, ihren besondern Absichten nachzugehen. Der

Eine von ihnen sei ein leidenschaftlicher Musikfreund, der alle Kirchenorgeln, welche sich auf seinem Wege vorfinden, untersuche; der Andere sei eben so leidenschaftlich auf alle landwirthschaftlichen Einrichtungen, aus denen er etwas Neues zu ersuchen hoffe, erpicht. Man müsse sich aber in sie schicken; denn man habe es sonst recht gut bei ihnen, da sie enorm reich wären, und also mit dem Gelde nicht zu knickern brauchten.

Indessen hatten die zwei jungen Reisenden auch einem Manne zum Gegenstande der Neugierde gedient, der kurze Zeit vor ihnen in einer gebrechlichen Reisefalese angekommen war, und sie hinter einem Fenster des Gastzimmers beobachtete. Mit der sorgfältigsten Aufmerksamkeit und Behutsamkeit hatte er ein seltsames, in ein weißes Tuch gehülltes Ding aus der alten Falese gehoben, das er mit der Zärtlichkeit eines besorgten Vaters an seine Brust schloß und mit sich in die Gaststube nahm, wo er es auch nicht auf einen Augenblick aus seinem Arme ließ.

Es war der Professor Cimerius, der im Auftrage seines Patrons die Versteigerung eines Naturalienkabinetts in einem benachbarten Orte besucht und dort mehrere Gegenstände, welche den Sammlungen des Trenäus noch fehlten, eingekauft hatte. Der kostbarste von diesen, oder vielmehr derjenige, den er dafür hielt, kam nicht von seiner Seite, obgleich der kleine bejahrte Mann seine ganze Kraft aufbieten zu müssen schien, um ihn von der Stelle zu bewegen. Indem er die beiden jungen Reisenden betrachtete fiel ihm ein, daß heute der Tag sei, an welchem man die Ankunft der den zwei Fräulein auf Schloß Erfeld bestimmten Bräutigame erwartete. „Wenn sie es wären!“ dachte er, und sah scharfer auf die Fremdlinge, die sich aber in diesem Augenblicke umwandten, so daß er sie nur im Rücken erblickte. „Nein, nein!“ schloß er dann weiter, „sie können es nicht sein; denn der Eine müßte einen schwarzen, der Andere einen grünen Rock tragen, und Beide sind braun gekleidet. So kann sich ein

Maler nicht irren, wenn er gleich, als ein Mensch, zu Irthum und Verderben geboren ist!“

Er schlich an den Tisch zurück, wo er früher gefessen, immer sorglich die Last, die er in seinen Armen hielt, an seine Brust drückend. Indem er sich niederließ, lehnte er den seltsamen Gegenstand, der fast seine Größe hatte und in der That unter der weißen Hülle, die ihn bedeckte, einer menschlichen Gestalt ähnelte, neben sich hin. Seine Linke ruhte auf ihm, während die Rechte aus einem kleinen Gläschen, das der Professor aus seiner Tasche nahm, einige Tropfen einer bräunlichen Flüssigkeit in eine Reige Weins tröpfelte. Er genoß dann die Mischung mit einem behaglichen Lächeln und drückte wiederum inniger die geheimnißvolle Bürde an sein Herz.

„Per Dio!“ sagte ein Mann von martialischem Ansehen, der in der Nähe des Professors hinter einer Flasche Wein saß und jetzt dicht an ihn heranrückte: „Das müssen kostbare, kräftige Magentropfen

sein, die der Herr da mit sich führt; denn sie haben die wahre, ächte Farbe. Per Dio! ich verstehe mich darauf; denn, ob ich gleich von Geburt ein edler Venetianer bin, so habe ich die Medicin, die Alchimie und Astrologie bei den Doktoren in Salerno studirt, welchen noch viele wunderbare Geheimnisse aus alten grauen Zeiten überkommen sind.“

Cimerius blickte, aufmerksamer werdend, den Fremdling an, der trinkend die buschigen Augenbrauen zusammenkniff und den Blick des Professors zu vermeiden suchte.

„Ich läugne nicht,“ versetzte dieser nach einer kleinen Pause, „daß es noch gelehrte Männer in der alten Stadt Salerno geben mag, welche durch Tradition oder durch Auffindung kostbarer Manuscripte eine Kenntniß jener Wissenschaften erlangen konnten, die in frühern Zeiten dortselbst im hohen Flore gestanden. Die Menschen haben es leider, zum Nachtheile der übrigen Creaturen in allen ihren Forschungen und Bestrebungen sehr weit gebracht.

Was aber das Arcanum betrifft, so ich mit mir führe und dessen ich mich zu meiner Erquickung bedient, so dürfte es wohl nicht mit dem schönen Namen eines Magentränkleins belegt werden, indem es, wie ich dem Herrn Collega wohl vertrauen darf, nichts anders ist, als das endlich von mir, nach vielen Nachtwachen und Mühen, glücklich aufgefundene Lebenselixir.“

Ein Stolz des Triumphs trat auf das Angesicht des Professors und belebte dessen tief gefurchten Züge. Er erwartete einen Ausbruch der Anerkennung und Bewunderung von Seiten des Fremdlings, der, selbst ein Freund mystischer Studien, den Werth einer solchen Entdeckung zu würdigen verstehen mußte.

„Per Dio!“ warf dieser jedoch im Tone der höchsten Gleichgültigkeit hin. „Magentropfen und Lebenselixir, das ist all eins. Jeder Schüler bei uns in Salerno weiß, daß der Magen das eigentliche Fundament des menschlichen Lebens ist; jedes Kind begreift's, daß ohne den Magen kein Leben

gedacht werden kann. Deshalb, mein Herr, nennen wir in Salerno Ihr Lebenselixir nur die Magentropfen des großen Hermes Trismegistus, und in diesem Sinne, dachte ich, würden Sie auch meine Rede genommen haben. Im Uebrigen aber kann ich Ihnen, per Dio! versichern, daß die Verfertigung dieser Magentropfen bei uns in Salerno nur den jungen Anfängern überlassen wird, daß ich nach einem flüchtigen Studium von vier Wochen mein Probestück damit ablegte und dann gleich zu höhern Dingen überging."

So wenig es dem Professor einleuchten wollte, das wunderbare Lebenselixir unter der alltäglichen Benennung von Magentropfen hinzunehmen, so reizte ihn doch die Begierde, etwas von diesen höhern Dingen zu vernehmen, allzusehr, als daß er nicht, um den seltsamen Fremdling sich geneigt zu machen, einigermaßen auf seine Ansichten eingegangen wäre.

„Leider," sagte er betrübt, „wird die Creatur, welche wir Mensch nennen, in vielen Hinsichten

von ihrem Magen beherrscht, und es ließe sich wohl durchführen, daß sie dem Magen zu gefallen die despotische und verbrecherische Unterjochung der weiten Natur unternommen! Aber, verehrter Herr Collega, Sie beliebten noch höherer Dinge zu erwähnen, zu denen Sie fortgeschritten. Wollten Sie nicht einem bescheidenen Forscher nach solchen höhern Dingen einige Andeutungen, nur einige leise Ahnungen mittheilen? Aus Kleinem erzeugt der Kundige Großes.“

„Wir müssen uns näher kennen lernen!“ versetzte in einem geheimnißvollen Tone der Venetianer. „Per Dio! mein Herr! dann sollen Sie Manches erfahren, was unter den Adepten hier in Deutschland wohl noch nie gehört sein dürfte. Auf Kleinigkeiten aber kommt es mir nicht an, und ich will gleich auf der Stelle hier Sie einige Blicke in die Tiefen der geheimnißvollsten Wissenschaften thun lassen. Es sind nun ungefähr einhundertundzwanzig Jahre her, daß Ihr ergebener Diener, Francesco Caurodoro,

die geheime Schule der Weisen in Salerno zu besuchen begann —“

„Wie, mein Herr,“ rief erstaunt der Professor, „so zählten Sie vielleicht schon ein Alter von anderthalbhundert Jahren, Sie, der kaum ein Vierziger zu sein scheint —“

„Ich kann Ihnen meinen Laufschein zeigen, unterschrieben von dem Bischöfe Gaetano Montaldi, der im Jahre sechzehnhundertundzwei in meiner Vaterstadt Venedig verstarb;“ erwiderte ruhig Signor Laurodoro. „Aber wie kann Sie das befremden, da Sie ein Eingeweihter der magischen Wissenschaften sind und die Wirkungen der salernitanischen Magentropfen, die Sie ein Lebenselixir nennen, kennen? Der Pöbel, unter dem ich alle Nichteingeweihten verstehe, begreift freilich solche Dinge nicht, und es ist nöthig, daß sie ihm immerdar ein Geheimniß bleiben; aber per Dio! Männer, wie wir, dürfen sich ungeschert darüber aussprechen. Genug, als ich vor hundertundzwanzig Jahren in Salerno

studirte, war ein junger Mann mein Zimmergenosse, der nachher unter dem Namen des Grafen Saint Germain sehr berühmt geworden ist. Er zählte etwa ein hundert Jährchen mehr, als ich, und war deshalb schon tiefer eingedrungen in die alten salomonischen Geheimnisse. Bald aber stand ich ihm in keiner Sache nach. Wir fabricirten Diamanten von der Größe eines Hühnereies, wir brachten ein Jugendwasser hervor, das die siebenzigjährige neapolitanische Principessa Montenegro in drei Stunden in einem siebenjährigen Kinde verjüngte. Per Dio! Es war ein großer Mann, der Graf Saint Germain, und er würde noch leben, wenn er nicht, in einem Anfälle von Melancholie, die köstlichen Magentropfen acht Tage lang verschmäht hätte!“

„Aber das Goldmachen,“ fiel eifrig Cimerius ein, „der eigentliche Stein der Weisen —“

„Mit Euerm miserabeln Goldmachen!“ antwortete verächtlich der Italiäner. „Ihr Deutschen habt es nun einmal darauf gepackt und sucht nun schon

viele Jahrhunderte lang vergeblich nach einer Sache, die Euch so nahe liegt. Ueber die Scholle Erde, an die Euer Fuß stößt, reicht Euer Blick nicht, was jenseits deutlich hervortritt, bleibt Euerm blinden Auge verborgen.“

„So halten Sie es wirklich für möglich?“ sagte der Professor, indem er mit dem verhüllten Gegenstande an seiner Seite dem Signor Francesco Laudodoro so nahe, als es sich thun ließ, rückte. „Sie glauben an die Verwandlung der Metalle, Sie kennen das Geheimniß der Vermählung der grünen Schlange mit dem goldnen Drachen, Sie haben vielleicht selbst fruchtbringende Erfahrungen gemacht —“

„Wozu die großen, wunderlichen Redensarten, wo es nur eine solche Kleinigkeit betrifft?“ fiel der Italiäner ein. „Gibt es nicht im Lande Ungarn Bäche, deren Wasser Eisen in Kupfer verwandelt? Wasser und Erde sind zwei Urstoffe, aus denen der Kundige Alles zu bilden vermag. Als der große Theophrastus Paracelsus gestorben, zerhackte, auf

seine Verordnung, ihn sein Diener in kleine Stüch-
chen und machte ihn ein, wie man Sauerkraut oder
Pöckelfleisch einmacht. Theophrastus hatte ein Wasser
hinterlassen, das aus lauter erzeugenden Erdstoffen
bestand. Das mußte der Diener über den einge-
machten Herrn und Meister gießen und in vierzehn
Tagen wäre er wieder leibhaftig zum Leben erstan-
den, wenn nicht die überfluge Obrigkeit sich dazwi-
schen gelegt, daß Fäßlein hätte vor der Zeit eröffnen
lassen, so daß nur ein Knäblein, von der Größe
eines neugeborenen Kindes, daraus hervorsprang und
unter ängstlichem Geschrei verschwand. Der große
Paracelsus würde noch leben, hätte er nicht diesen
Versuch gewagt, der ihm durch die Thorheit unwis-
sender Menschen mißlungen. Per Dio! Ist dieses
aber nicht ein unumstößlicher Beweis von der Alles
erzeugenden Kraft der Erde? So ist denn in man-
chen unserer venetianischen Familien von den Ureltern
her, durch viele Geschlechter hindurch, das Geheim-
niß des Goldmachens aus gering scheinender Erde

vererbt worden. Der Unglaube und der Leichtsinne unserer Zeit aber vernachlässigen oder verwerfen sie ganz. Auch findet sich bei uns in unserm sonst reichen Lande Italia die Erde nicht, welche die Saatkörner des Goldes in sich schließt. Ihr aber, ihr Deutschen, besitzt sie: in Euerm Lande findet sie sich scheffelweise, und die Dukaten würden bei Euch schon so gemein, wie Backkiesel geworden sein, wenn Ihr nur Augen hättet, zu sehen, wenn Ihr die Mühe nicht scheutet, zu suchen, um zu finden.“

„Bei uns in Deutschland!“ rief der Professor, der ganz Ohr war. „Golderde, Goldsamen! Aber wo, verehrtester Signor? In der Elster fischt man Verlen, einen Golddukaten aus der Eder in Hessen habe ich als Kind einmal selbst besessen. Das sind aber nur Curiositäten und der Ertrag hat nie die Kosten gedeckt.“

„Nur wenige Tagereisen von hier,“ hub der Italiäner, indem er vorsichtig um sich schaute, ob Niemand ihn belausche, in einem geheimnißvollen

Tone auf's Neue an, „liegt das Harzgebirge mit seinen uralten Wäldern; dorthin wanderte vor mehr als hundert Jahren alljährig eine kleine Caravane naturkundiger Venetianer. Einzelne schlichen sich in die tiefste Waldung, da, wo in der Nähe des ver-rufenen Blocksberges das Flüschen Bude entspringt und, per Dio, sie wußten wohl warum! Es ist ein schauriges düsteres Plätzchen, himmelhohe Tannen umgeben es von allen Seiten und zwischen Moos und Gestein, unter einem ungeheuern Felsenblock, drängt sich ein dunkles Wasser hervor, das bald zu einem ansehnlichen Bache wird und stürmisch in die Thäler hinabstürzt. Hinter dem Felsenblocke aber ist das Gebiet, wo die venetianischen Männer in dunkler Nacht schaufelten und gruben und ihre Säcke füllten. Da findet sich die rothe Erde oder, wie sie die Wei-ßen unser's Landes nennen, das Jungferngold. Freilich muß dieses Gold durch Kunst und Wissenschaft, durch manche geheimnißvolle Behandlung erst zur Reife gebracht werden; aber an diesem Geschäfte ließ mich

mein Vater schon als ein Knabe Theil nehmen und was Francesco Laurodoro einmal erlernt, das wird von ihm nimmer vergessen. Per Dio! Wir haben dem Generale der heiligen Väter von der Gesellschaft Jesu manchen schönen Wagen voll Gold nach Rom geliefert, das dann in alle Welt sich ergoß, zu Kriegskosten gegen den Schwedenkönig Gustav Adolph, zur Unterstützung der Ligue in Frankreich. Das Geschäft aber kam in Verfall, weil die Beziehung der rothen Erde aus Deutschland immer schwieriger wurde. Die Harzbewohner betrachteten die Fremdlinge, die alljährig wiederkehrten und ihr geheimnißvolles Wesen trieben, mit scheelen, argwöhnischen Blicken. Endlich brachte sie ihr Aberglaube dahin, sie für böse, Unglück mit sich führende Zauberer zu halten und sie fingen an, meine Landsleute auf alle Weise zu verfolgen. Keiner der Fremdlinge war mehr seines Lebens sicher: man lauerte ihnen auf, schlug sie todt und stürzte ihre Leichen in unergründliche Felsenklüfte. So nahm die Sache gar bald

ein Ende; denn per Dio, Niemand wird sein Leben um eines Sackes voll Erde willen auf das Spiel setzen, und wenn es selbst rothe Erde, edles Jungferngold ist. Jetzt, nach mehr als hundert Jahren, sind diese Dinge alle verschollen und vergessen; die Hatzleute arbeiten mühsam in ihren Bergwerken und ahnen nicht, daß sie bloß sich zu bücken und die Hand auszustrecken brauchten, um in einer Stunde mehr Gold zu sammeln, als sie noch je aus ihren Gruben gewonnen haben. Aber, per Dio! mein Herr, ein schöner Haufe rother Erde muß dort nachgewachsen sein, während der Zeit, daß man die Natur in ihrem Erzeugungsgeschäfte ruhig gewähren lassen, daß ihr edles Jungferngold unberührt geblieben.“

„Der Italiäner strich sich den Schnauzbart und blickte nachdenklich in das leere Glas, das vor ihm stand. Cimerius war aufgesprungen, und schritt, seine verhüllte Bürde, wie ein Wickellind, tragend, unruhig im Zimmer auf und nieder. Er schien mit

sich zu kämpfen, zu überlegen. Endlich trat er entschlossen vor den Signor Francesco Laureodoro und sprach:

„Es ist mir wohl bekannt, mein würdiger Herr Collega, daß man geheimnißvolle Arcana, wichtige Erfindungen und große Entdeckungen nicht gratis mitzutheilen pflegt. Welchen Preis also belieben Sie auf den Unterricht in der Kunst, diese rothe Erde in gediegenes Gold zu verwandeln, zu setzen? Welchen Lohn würden Sie, außer den Reisekosten, verlangen, um einem redlichen und verschwiegenen Manne die Stelle, wo das treffliche Jungferngold gefunden wird, zu weisen?“

Die Blicke des Professors hingen in gespannter Erwartung an den Lippen des salernitanischen Adepten. Er bemühte sich, in seinen Zügen zu lesen; allein diese waren von dem starken Schnauzbarte und dem vorstehenden Backenbarte so sehr bedeckt, daß man keine Veränderung in ihnen wahrnehmen konnte.

„Preis! Lohn!“ erwiderte endlich in einem ver-

ächtlichen Tone der Venetianer. „Sie vergessen, daß einem Manne, wie mir, welcher der Natur jeden ihrer Schätze abzurufen vermag, diese Worte höchst seltsam, ja! fast beleidigend klingen müssen. Noch nie habe ich während der paar hundert Jahre, die nun schon hinter mir liegen, an irgend etwas Mangel gelitten; Kaiser und Könige haben mich an ihre Tafeln geladen, und nur um der Ehre willen offenbare ich meine Geheimnisse.“

„So kommen Sie mit mir, Vortrefflichster!“ rief dringender Cimerius. „Sie sehen in mir den Professor Clotaldus Cimerius, der sich wohl rühmen darf, in geheimnißvollen Wissenschaften auch Einiges geleistet zu haben, gern aber dem Unterrichte eines höher begabten Meisters sich unterwirft. Sehen Sie mit mir, Signor Laurodoro, und es wird Sie nicht gereuen! Mein Gönner und Patron, der Freiherr Trenäus von Ersfeld, ist selbst nicht unerfahren in magischen Künsten, in Chemie und Astrologie. Er weiß einen Mann, wie Sie, zu würdigen, an zeit-

lichen Ehren wird er es nicht fehlen lassen, und ich bin überzeugt, wenn Sie uns das köstliche Produkt der rothen Erde in reichlicher Masse in's Haus schaffen, so zeigt sich selbst der stolze Adolar als Ihren gehorsamen Diener. Lieben Sie glänzende, geräuschvolle Vergnügungen, mein edler Signor, so gibt's deren jetzt in Hülle und Fülle auf Schloß Erfeld. Man erwartet heute noch vornehme Gäste. Morgen ist großer Maskenball unter freiem Himmel, alle reichen Gutsbesitzer mit ihren Familien aus der Nähe und Ferne sind eingeladen, die Kleiderpracht, der Juwelenschmuck — man wird sich an einen fürstlichen Hof versetzt glauben, so wird Alles glänzen und glißern!'

Dem letzten Theile der Rede des Professors schien der Italiäner eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

„Topp, ich gehe mit!“ rief er jetzt, indem er dem Professor die Hand reichte, welche diesem um vieles rauher und härter dünkte, als es einem Ge-

lehrten geziemen mochte. „Per Dio!“ fuhr der Venetianer fort, „ich bin begierig, einem deutschen Carneval im Monat Juli beizuwohnen. Was die Angelegenheit mit der rothen Erde betrifft, so verspreche ich Ihnen, mein Herr, Sie nicht allein an die Stelle, wo sie wächst, zu begleiten, sondern Sie auch in alle Handgriffe der Transmutation einzurweihen; Alles umsonst, nur der Ehre wegen und der Kunst zu Liebe, wie es bei Männern vom Fache immer stattfinden sollte!“

Dieser Entschluß versetzte den Professor in die lebhafteste Freude. Er konnte überzeugt sein, daß Irenäus ihm die Einführung des Venetianers, des tiefgelehrten Mannes, dessen eigene Person ein schlagendes Zeugniß für die Unfehlbarkeit des Lebenseligirs ablegte, höchlich verdanken würde; daß die großen Dinge, deren Enthüllung Signor Caurodoro versprach, von dem Freiherrn mit Bewunderung vernommen, mit Begierde erwartet werden würden. „Wahrhaftig!“ sagte er bei sich selbst, „unter allen

Verkwürdigkeiten, welche die Sammlungen auf Schloß Erfeld enthalten, besäßen wir dann in diesem Menschen die größte! Er scheint nur seine vierzig Jährchen auf dem Rücken zu haben, und hat mit Leo dem Zehnten Commerz getrieben in Gold, den dreihundertjährigen Grafen Saint Germain zum Stubenburschen gehabt in Salerno, und den Jesuiten Geld geliefert zum Kriege gegen den Schwedenkönig Gustav Adolph. Ein seltenes wunderbares Exemplar der Gattung Mensch, ein Produkt der Kunst, das sie wiederum durch ihre Listen der Natur abgerungen! Weder die Cataloge des Naturalienkabinetts zu Paris, noch die des königlichen Museums zu London, gedenken eines ähnlichen.“

„Noch Eins!“ ließ sich auf's Neue der Venetianer, der schon nach Mühe und Mantel gegriffen, vernehmen. „Nur der Freiherr Trenäus, selbst ein Kenner der Wissenschaft, darf wissen, wer ich eigentlich bin und über welche Naturkräfte ich gebiete. Er weiß das Rechte vom Unächten zu unterscheiden,

den Kern von der Schale. Ein salomonisches Siegel muß auf dem Geheimnisse meiner Person gegen alle Uueingeweihten liegen; denn die neugierigen Blicke der Thoren mag ich nicht auf mich ziehen. Sie meinen, Unsereins müsse prunken im Glanze des Reichthums und der Herrlichkeit; ich aber liebe es nicht, in Sammet und Seide zu gehen; die Edelsteine, die ich an jedem Feuerherde machen kann, das Gold, das für mich keinen Werth hat, auf dem Rocke zu tragen. Schlecht und Recht, ist mein Wahlspruch, Treue liegt in meiner Natur. Deshalb lasse ich von dieser alten Fuchsmütze, von diesem schäbigen Mantel nicht, die ich schon im Lager Wallensteins vor Nürnberg trug, in denen ich den großen Kurfürsten von Brandenburg kennen lernte, und dem alten Dessauer meine Aufwartung machte. Per Dio! Es kostet mich nur ein Paar Tropfen meines Verjüngerungsstoffes und die Mütze scheint eben vom Kürschner, der Mantel aus den Händen des Schneiders gekommen zu sein.“

Der Professor gelobte die strengste Verschwiegenheit; Niemand als Trenäus sollte die großen, wunderbaren Eigenschaften seines Gastes erfahren. Schon standen beide Männer in der geöffneten Zimmerthüre, um sich nach der harrenden Kalesche zu begeben, als von der Straße her die zwei jungen Reisenden, welche in der glänzenden Equipage angekommen waren, den Hausgang betraten. Der Italiäner Francesco Laurodoro warf nur einen flüchtigen Blick auf sie, dann zog er sich hinter die Zimmerthüre zurück; Cimerius aber blieb, den geheimnißvollen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Besorgniß tren am Herzen während, auf der Schwelle stehen, und ließ die beiden Fremden nochmals die Musterung passiren. Indem sie die Treppe nach dem obern Theile des Hauses hinaufstiegen, rief der Eine von ihnen dem nachfolgenden Wirth zu:

„Also ein Maskenball im Parke, bei großer Illumination, Feuerwerk und vielleicht auch gar Concert?“

„Davon ist mir im Besondern nichts bekannt,“ antwortete, sich tief verbeugend, der Wirth; „aber ich möchte wohl nicht daran zweifeln; denn der jüngere Freiherr versteht, solche Festlichkeiten auf das Vollkommenste einzurichten; sie sind berühmt deshalb und da wird es wohl an nichts fehlen, was einem hohen Adel zur Ergöblichkeit dienen kann.“

„Eine neue schöne Seite des Landlebens, das solche Freuden erlaubt!“ ließ sich der Andere der beiden jungen Männer vernehmen. „Ich habe einen Einfall, mein Freund, den du loben wirst. Komm' nur mit und ich wette darauf, mein Plan soll dir einleuchten. Lassen Sie indessen ausspannen, Herr Wirth, wir werden wohl die Nacht bei Ihnen zu bringen!“

Die zwei Fremdlinge verschwanden oben auf der Treppe. Der Wirth eilte schmunzelnd hinaus, um der harrenden Dienerschaft die Befehle ihrer Gebieter zu überbringen.

„Die Bräutigame sind's wiederum nicht!“ sprach

Cimerius in sich hinein; „denn die müssen heute Abend in Schloß Erfeld eintreffen, wie der gnädige Adolar versichert. Aber wo ist mein Hermes Trismegistus aus Salerno, mein Philosophus per ignem?“

Dieser trat eben hinter der Thüre hervor und sagte:

„Per Dio!“ solche Becken sind mir in den Tod zuwider und ihre Nähe kann mich auf Meilen weit verschrecken. Da tragen sie feine Röcke, da halten sie sich glänzende Equipagen, Packeien in bordirten Kleidern, und wenn sie gut zu essen und zu trinken haben, so meinen sie, die Welt gehöre ihnen. Ich möchte alle diese Narren ausplündern bis auf die Haut, bloß um zu sehn, was sie dann anfangen, ihren Hunger zu stillen und ihren Durst zu löschen!“

Der Signor sagte diese Worte in einem tückischen Tone, der dem gutmüthigen Cimerius höchlich mißfiel. Er hatte bisher immerge glaubt, Derjenige, der durch die Kraft der Wissenschaft die Geheimnisse der Natur zu enthüllen strebt, müsse sich durchaus frei von weltlichen und leidenschaftlichen Regungen

zu erhalten suchen. Doch erkannte er in dem Italiäner zu sehr seinen Meister, um irgend eine mißbilligende Bemerkung laut werden zu lassen. Schweigend führte er ihn zu der Kalesche, die beide Männer noch im Laufe des Abends nach Schloß Erfeld bringen sollte. Während der Venetianer den Platz in der einen Ecke einnahm, legte Cimerius den geheimnißvollen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit säuberlich in die andere nieder und setzte sich dann zwischen beide, zur Seite des salernitanischen Adepten. Die alte Kalesche setzte sich in Bewegung und bald, von der abendlichen Dämmerung, von der herrschenden Stille eingeladen, von den Mühen des Tages erschöpft, fiel der Professor in einen tiefen Schlummer, der sich durch schwere, regelmäßige Odemzüge verkündigte.

Der Weg ging durch einen Wald, dessen Saum sich am Ufer des Flusses hinzog, welchen man von Schloß Erfeld aus erblickte. Die ermüdeten Pferde vermochten den schweren Reisewagen nur mühsam von der Stelle zu bringen. So brach die Nacht

herein und der aufsteigende Mond erhellte die waldige Umgebung, in der eine Stille, wie in einer Einöde, herrschte. Nicht nur der Professor, sondern auch der Kutscher war der Macht des Schlafes unterlegen und die Pferde bewegten sich, ohne von Jemanden gelenkt zu werden, mechanisch auf dem bekannten Wege fort.

Der Italiäner hatte sich indessen wach erhalten. Seine Blicke fielen auf den verhüllten seltsamen Gegenstand, der an des Professors Seite ruhte. Wunderlich schwamm das bleiche Mondlicht auf den Falten des weißen Tuches, immer deutlicher gestalteten sich die Umrisse, und bald glaubte der Italiäner deutlich in ihnen die Bildung eines menschlichen Körpers zu entdecken. Leise erhob er sich und nahm den Rücksitz ein, von dem er, ohne seinen schlafenden Gefährten zu berühren, leicht den Gegenstand, der seine Neugierde reizte, untersuchen zu können glaubte. Er lehnte sich weit über; er zupfte und schob an dem Tuche; er löste mit gewandter Hand die Bän-

der, die es hielten; es gelang endlich seiner Vorsicht und Geschicklichkeit, den obern Theil des Gegenstandes zu enthüllen, ohne daß der schlafende Nachbar seine Bemühungen gewahrte. Aber was war der Lohn dieser Anstrengungen? Was machte plötzlich das Blut in seinen Adern gerinnen, was durchzuckte mit Schauer das Mark in seinem Gebein? Ein schwarzbraunes, verzerrtes menschliches Todtengesicht starrte ihm entgegen, die salben Strahlen des Mondes zeigten ihm die Brust eines dunkel gefleckten Leichnams. Bei dieser unerwarteten Entdeckung bemächtigten sich seiner in Nu alle Schrecken, welche jene Krankheitsfurie, die von den Ufern des Ganges zu uns nach Europa gekommen, mit sich führt. Es schien ihm keinem Zweifel unterworfen, daß er einer Choleraleiche gegenüberstehe, daß er eine solche enthielt und berührt habe. Alle Besinnung, alle Ueberlegung verließ ihn. Mit einem Schrei des Entsetzens sprang er aus dem Wagen und rannte auf's Gerathewohl in den Wald.

Vergebens rief der erwachende Professor, der sogleich die Enthüllung seines nachbarlichen Kleinod's wahrnahm, ihm nach:

„Wo wollen Sie hin, bester Herr Collega? Wie kann Sie nur ein schwarzbrauner Asiat, der vielleicht vor tausend Jahren schon sein seliges Ende in der Wüste Saharah gefunden und nun als köstliche Sandmumie in unserm Naturalienkabinet prangen soll, in eine solche Angst versetzen und jämmerlich in die Flucht schlagen?“

Der Italiäner hörte nichts und dem Professor blieb der Verdruss, einen Mann, auf dessen nähere Bekanntschaft er so große Hoffnungen gebaut, ebenso wunderbarlich wieder zu verlieren, wie er ihn gewonnen hatte. Er zürnte mit sich selbst, daß er seinem Reisegesellschafter nicht früher geoffenbart, was er so sorgfältig an seiner Seite verwahrt; er konnte aber auch nicht begreifen, wie ein Gelehrter und Naturkundiger nicht sogleich die Wahrheit erkennt, sondern, von Schrecken übermannt, vor einem leb-

losen Dinge das Weite gesucht habe. So langte er auf Schloß Erfeld an, wo er noch Alles wach und in Erwartung der beiden Gäste fand, deren verzögerte Ankunft man sich nicht zu erklären wußte.

Am folgenden Tage herrschte auf dem Schlosse und in dessen Umgebungen jenes rege Leben, welches allenthalben einer großen, freudigen Festlichkeit voranzugehen pflegt. Adolar untersuchte alle Vorbereitungen persönlich, ordnete noch an, was vernachlässigt worden war, und verließ, indem er Alles in einen anmuthigen Einklang zu bringen wußte, dem Ganzen den Charakter des Einfachen, obgleich es in seinen einzelnen Theilen prunkend genug erschien. Diese Beschäftigung nahm so sehr seine Aufmerksamkeit in Anspruch, daß er einen fatalen Umstand vergaß, der bis jetzt noch der Fete ihre eigentliche Bedeutung raubte. Die beiden jungen Männer, Robert von Rosenthal und Bruno von Hohenlind, sie, die

man feiern wollte, waren ihrem Versprechen untreu geworden und am gestrigen Abende nicht eingetroffen. Nun hoffte man, sie würden im Laufe des festlichen Tages selbst ankommen, und ohnehin konnte der Maskenball nun nicht mehr abgesagt werden, da der sämmtliche Adel aus der Nachbarschaft seine Theilnahme freudig versprochen, und ohne Zweifel einen ansehnlichen Kostenaufwand nicht gescheut hatte, um dem Feste Ehre zu machen. Schon trafen einzelne Equipagen mit Gästen ein, schon übten die beordneten Landleute sich unter Aufsicht des Intendanten auf einem abgelegenen Plage zu der Fête champêtre. Niemand aber befand sich in einer mehr peinlichen Erwartung, als die zwei jungen Damen des Schlosses. Des Vaters magisch-prophetisches Experiment, die Neigungen, die aus diesem in ihr Inneres aufgeblüht waren, die bedeutungsvollen Scherze des Oheims, die Ankündigung der beiden namenlosen Gäste, die als Familienglieder angesehen werden sollten, die werthvollen Geschenke Adolar's, Alles was

vor ihren Augen, und, wie sie erkannten, auch um ihretwillen geschah, mußte sie in eine große Spannung versetzen und sie sehnlichst in der Ankunft der zwei bedeutungsvollen Fremden die Lösung eines Räthfels wünschen lassen, das denn doch eigentlich Niemand näher anging, als sie. Esperance hatte in der letzten Zeit nachts nur von Sonnenblumen geträumt, am Tage sich nur mit diesen beschäftigt. Das Besingen der Blume war ihr zuletzt langweilig geworden, sie unterrichtete sich über deren botanische Bedeutung, über ihren Nutzen und dessen Anwendung in der Praxis. Diese Forschungen führten sie weiter. Manches in der Gartenkunde erschien ihr jetzt wichtig und in merkwürdigen innern Beziehungen zu stehen, von denen sie bis jetzt nichts geahnt hatte. So fuhrte sie ihre Wissbegierde aus dem Park in den Küchengarten, aus diesem in die Vorrathskammern und dann in das Innere des Hauswesens. Sie lernte Verhältnisse kennen, die durch ihre Neuheit sie reizten; deren Nothwendigkeit, deren folgereiches

Eingreifen in das Leben und Wohlergehen so vieler Menschen eine großartige Bedeutung entfalterten. Ihr Scharfblick durchdrang sie bald. Sie bedauerte, so lange in einer unthätigen Zurückhaltung von diesen Dingen gelebt zu haben, die, wie sie einsah, die feste Grundlage alles Bestehenden bildeten. In dem Grade, wie Esperance sich zu diesen Beschäftigungen hinneigte, zog sich Ludmille von ihnen zurück. Diese brachte jezt den größten Theil des Tages auf ihrem Zimmer zu. Jeden Morgen in der Frühe holte sie sich aus dem Parke eine vollblühende Rose, die derjenigen glich, die sie an jenem Abende in dem magischen Kabinet des Vaters erschaut. Ueberdem mußte der Gärtner sie fortwährend mit blühenden Rosenstöcken in Töpfen versehen, die in den Fenster- nischen, an den Wänden, und überhaupt, wo sich nur ein Blumentopf hin schicken wollte, prangten. Jeden Tag sang sie das Lied an die Rose wohl zwanzigmal; aus der Schwester reichhaltigen Bibliothek schaffte sie in der Stille Schulze's bezauberte Rose

und alle die unzähligen Gedichte, welche in Nachahmungen nach dem Persischen und Arabischen die Königin der Blumen besingen, auf ihr Zimmer. Sie ward nicht müde, diese Dichtungen immer wieder aufs Neue zu lesen, und konnte endlich der Forderung nicht widerstehen, die aufkeimende, eigene, poetische Regung in einige Ghafelen zu versuchen. Freilich hob der Genius ihr nur mühselig seine Schwingen; aber die Sache schien ihr doch zu gehen, und mit jedem neuen Versuche hatte sie geringere Anstrengungen aufzubieten. So geschah es, daß in einem Raume von wenigen Tagen die zwei Schwestern ihre Neigungen gänzlich wechselten, daß Espérance fast immer in den Bezirken des hausbälterischen Treibens, Eudémie aber nur in ihrem Zimmer und mehrentheils an ihrem Schreibtische zu finden war. Jene leitete die häuslichen Vorbereitungen zu dem großen Feste, diese dichtete indessen Oden und Distichen, welche sie abends auf dem Maskenballe, als Rosenkönigin — sie hatte in der letzten Zeit von

den französischen Rosenfesten gelesen — vertheilen wollte. Ueber dieses Treiben brach endlich der Tag des Festes selbst mit seinen Verwirrungen und Bedrängnissen ein.

Schon am frühen Morgen war dem Professor Cimerius etwas sehr Freudiges begegnet. Geheimnißvoll verlangte ihn ein Fremder, den der anmeldende Diener nicht näher bezeichnete, zu sprechen. Es war der salernitanische Philosoph, Signor Francesco Laurodoro, dem eine im Walde zugebrachte kühle Nacht seine Besonnenheit wiedergegeben, und die Ueberzeugung beigebracht hatte, wie er doch ein großer Thor gewesen, sich von der Cholerafurcht so sehr außer Fassung bringen zu lassen, daß er nur einen Augenblick hätte glauben können, der Professor, der lebensgierig das Lebenselixir schluckte, führe ein Choleracadaver mit sich. Der Italiäner besaß gute Gründe, die neu gewonnene Bekanntschaft mit Cimerius wieder anzuknüpfen, und dieser empfing seinerseits den hochverehrten Meister, den auch Tre-

nahs von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen sich schnte, mit allen Aeußerungen des Entzückens und des Wohlwollens. Mit wenigen Worten suchte er den Venetianer über den Gegenstand, der ihn in Schrecken gesetzt, aufzuklären; Lauredoro aber sprach, nachdem er ihn aufmerksam bis an's Ende angehört: „Per Dio! Sie leben in einem großen Irrthume, mein Herr, wenn Sie glauben, daß mich Ihr schwarzbrauner Afrikaner von Ihrer Seite getrieben. Solche Bursche habe ich zu Hunderten gesehen, auf meinen Wanderungen durch die Sandwüsten Numidien's. Es war eine ganz andere Sache, eine Sache von großer Wichtigkeit, an deren weiterer Erforschung dem Grundherrsnn dieser Gegend viel gelegen sein muß. Sie werden schon von Menschen gehört haben, denen ein gewisser Instinkt, ein unerklärliches Gefühl die Nähe edler Metalle anzeigt. Es regt sich wunderbarlich in ihrem Innern, alle Nerven zucken, im Beinmarke fröstelt's ihnen und die Haare sträuben sich empor. Ich bin Einer von diesen Auserwählten,

mein Herr. Ich erkenne Gold und Silber, und wenn es auch noch so tief liegt, ich habe es durch Erfahrung und Uebung so weit gebracht, daß diese Fähigkeit im Fluge des Augenblicks bei mir hervortritt. So geschah es auch am gestrigen Abende. Indem wir an jener Waldspitze vorüberfahren, packte es mich plötzlich mit Allgewalt, ich spürte den mächtigen Zug des Silbers, ich konnte nicht widerstehen. Ich rief dem Kutscher zu, zu halten. Er schloß und hörte nicht. Da sprang ich mit einem Ausrufe des Unwillens aus dem Wagen, und eilte, ohne nur auf weiter Etwas zu achten, nach der Stelle des Waldes, die ihre metallische Macht auf mich ausströmte. Hier,“ fügte er hinzu, indem er eine verwitterte Erzstufe, in der einige Körner gediegenen Silbers sich zeigten, unter dem Mantel hervornahm, „ist eine kleine Ausbeute, die ich nur wenige Fuß tief unter der Erde fand. Aber weit unten im Grunde, da ist Reichthum, und Fülle und Fülle an gediegenem Silber: eine Ader, die fernhin durch das ganze Gebirg läuft!“

Cimerius betrachtete staunend die Erzstufe; ehrfurchtsvoll den Italiäner.

„Der gute Genius dieses Hauses hat Sie hierher geführt,“ sagte er dann. „Was die alten Hispanier von dem Lande Eldorado geträumt, das wird sich hier unter Ihrer Pflege verwirklichen. Folgen Sie mir, verehrtester Herr Collega! Mein edler Patron und Gönner erwartet Sie mit Ungeduld.“

Beide verschwanden in das Innere der Gemächer des ältern Freiherrn. Niemand von den Schloßbewohnern, den anmeldenden Diener aufgenommen, der seine Erscheinung bald wieder vergaß, hatte den Fremden bemerkt. Er war so geheim, wie er es früher gegen den Professor gewünscht, bei Irenäus eingeführt worden.

Indessen erschien die Zeit der Mittagstafel und mit ihr eine große Anzahl der eingeladenen Gäste. Die Blüthe der jungen Damenwelt aus der Nachbarschaft, junge Herren, — ein Bienenschwarm, der

von diesen Blüthen angezogen wurde, — wackere Väter und ehrbare Mütter versammelten sich, alle ihrer eigenen Eitelkeit der Modegöttin und dem Brunke fröhnend; während die Schaar der mitkommenden Diener und Kammerjungfern den Intendanten, der nicht auf eine so zahlreiche Menge dieser Gäste gerechnet hatte, in Sorge und Bewegung setzte. Im ganzen Schlosse herrschte Getümmel und Verwirrung; aber Diejenigen, welchen die Ehren und die Huldigungen des heutigen Tages galten, ließen sich noch immer vergeblich erwarten. Bei dem Geräusche eines jeden neu vorfahrenden Wagens warfen die zwei jungen Damen vom Hause, die in einer Fensternische ihre Freundinnen empfingen, neugierige Blicke hinab, ob nicht jetzt jenes Haupt, das damals so liebenswürdig aus Rose oder Sonnenblume emporgeblüht, wieder erscheinen werde; allein dann waren es immer nur altbekannte Gesichter, die sich zu dem tausendmal schon gesehenen freundlichen Grüßen und Lächeln verzogen. Adolar fühlte sich stürmisch bewegt

von Ungeduld und Unruhe. Er verstand sich zu beherrschen; er verbarg seine Empfindungen unter dem feinen Benehmen des abgeschliffenen Weltmanns. Er grollte auch im Innern gegen Irenäus, der seine Erscheinung bei Tafel einer Unpäßlichkeit wegen hatte absagen lassen; die Wahrheit aber war, daß die Gesellschaft des salernitanischen Philosophen eine Anziehungskraft auf ihn übte, der er nicht widerstehen konnte, daß dessen mystische Andeutungen und Offenbarungen ihn und den Professor in einen undurchdringlichen Zauberkreis bannten. Sie speisten auf den Zimmern des Irenäus, oder vielmehr nur dieser und Timerius; denn der Adept wies Speise und Trank mit der Aenßerung zurück: er genieße nur selten, und wenn es das Bedürfnis unumgänglich gebiete, irdischer Nahrung, indem diese von der wahren und innigen Vereinigung mit den heiligsten Naturkräften allzusehr entferne.

Endlich hatte Adolar, der schon über die herkömmliche Zeit gezögert, das Zeichen zur Tafel

geben lassen. Niemand von den Gästen ahnte, daß die eigentlichen Könige des Festes fehlten, und unter heitern Gesprächen, welche größtentheils die noch am Abende zu erwartenden Freuden betrafen, ging das eben so reiche, als glänzende Mahl vorüber. Alle zogen sich in ihre Gemächer zurück, wo schon weibliche und männliche Hüfsgeister harrten, um die seltsamen Metamorphosen zu bewirken, von denen sich jeder Einzelne den vortheilhaftesten Eindruck seiner Erscheinung auf dem Maskenballe versprach.

Mit dem Eintritte des Abends fing es an im Garten und auf den benachbarten Plätzen, wo der Circus zum Balle und die Anstalten zu den Volksbelustigungen errichtet waren, lebendig zu werden. Bald entfaltete eine unzählbare Menge farbiger Lampen ihren buntschimmernden Glanz; die Kuppel des Circus schwamm in buntwogenden Flämmchen; der Raum mit den Mâts de Cocagne zeigte sich im Lichte von hundert brennenden Bechkränzen; in den hohen Wölbungen der Bäumgänge schienen Feuer-

geisterchen zu lauschen, deren Strahlen mit den Blättern und Zweigen ein wunderliches Spiel trieben. In diesen Gängen brachte die von Adolar wohl berechnete Beleuchtung eine wahrhaft magische Wirkung hervor. Wenn schon der grüne Glanz der von einem leisen Winde bewegten Blättchen das Auge erfreute, so ahnte die Seele in dem matten Silberlichte, das sich tief in die Laubwölbungen grub, in diesen zitternd schwamm und, nur von einzelnen Blättchen dann noch wiedergespiegelt, im dunkeln Hintergrunde verschwand, etwas Wunderbares und Räthselhaftes, das nur wehmüthige Sehnsucht erregte, ohne sie zu befriedigen.

Unter den ersten Masken, welche auf dem Schauplatze erschienen, befand sich Irenäus. Der Professor hatte ihn, trotz seines Widerstandes, aus seinem wissenschaftlichen Asyle hinaus in das Weltgetümmel getrieben, weil Eimerius von dem Italiäner das Versprechen erlangt, er wolle ihn im Laufe der Nacht in die Geheimnisse der Edelsteinfabrikation

einweihen, wobei aber, wenn das Werk gelingen sollte, durchaus nicht mehr als zwei Theilnehmer zugegen sein dürften. Irenäus war zu vertraut mit den Schriften der alten Feuerphilosophen, um nicht zu wissen, daß der Erfolg einer Operation sehr oft von wunderlichen, unerklärlichen Bedingnissen abhängt, denen man eine strenge Unterwerfung schuldig sei. Dennoch konnte er sich lange in das Begehren, das durch Eimerius an ihn gelangte, nicht fügen, da er gern selbst an des Professors Stelle getreten wäre, bis endlich der Venetianer durch diesen trocken erklärten ließ: er könne nur in der Gesellschaft des Professors das Werk unternehmen und müsse sich außerdem noch ausbedingen, daß Niemand, wer es auch sei, die Laboranten bis zur Mittagstunde des folgenden Tages störe. Mit schwerem Herzen warf sich Irenäus in den Anzug eines chaldäischen Zauberers, den Abdolcar für ihn hatte bereit legen lassen, und schritt, den schlangenförmigen Zauberstab in der Hand, in den Garten.

Wie der erste Keim einer Lawine sich in kurzer Zeit zu einer Alles vernichtenden Masse vergrößert, so wuchs jetzt rasch die Anzahl der Masken, die mit tausend Neckereien sich in den Gängen umhertrieben, den Circus anfüllten, oder den Bestrebungen der Landlente, im Wettrennen eine silberne Uhr, durch Ersteigung eines Mât de Coengne, ein seidenes Halstuch oder dergleichen zu erringen, ihre Aufmerksamkeit widmeten. Adolar, der als Merkur das Getümmel durchwandelte, sah mit Zufriedenheit seine Anordnungen auf's Beste ausgeführt und vergaß fast über dem Lobe der Gäste, das er unter der Maske belauschte, die Kränkung, welche ihm das Ausbleiben der zwei Hauptpersonen verursachte. Das Fest war jetzt der Hauptgegenstand seiner Sorgen geworden, während die Veranlassung zu diesem in den Hintergrund trat. Er suchte die beiden Nichten und fand sie endlich. Esperancen unter der Maske einer peruanischen Sonnenpriesterin, Endmille als Rosenkönigin.

„Schöne Maske,“ sprach er mit veränderter

Stimme zu der Erstern, indem er auf das kleine goldglänzende Sonnenbild, das sie vor der Brust trug, zeigte, „mich dünkt, Du hast in der Wahl Deiner Laufbahn geirrt. Dein Weg ward durch Rosen bezeichnet, und der jener Rosenkönigin vielmehr durch ein Bild der Sonne.“

„Du hast die Gabe der Weissagung im Olymp zurückgelassen,“ erwiderte Esperance, die den Oheim erkannte. „Siehe, Merkur dort wandelt Alonzo, mein Außergewählter, und Cora, die Sonnenjungfrau, lächelt der ränkevollen Mächte, die sie diesem Leitsterne ihres Lebens abwendig machen wollen.“

Ein Spanier von edler, jugendlicher Gestalt schritt in diesem Augenblicke vorüber. Aus den Höhlungen der Larve sandte er bedeutungsvolle Blicke auf die Sonnenpriesterin. Diese entfernte sich von der Seite Adolar's. Bald sah der Letztere sie mit dem Spanier in der Reihe der Tanzenden hinabschweben. Vergebens sann Adolar, der sich schmeichelte, eine große Fertigkeit im Erkennen der Masken zu besitzen, nach,

wer dieser Spanier, dessen ganzes Wesen eine feinere Bildung verriech, als den jungen Edelleuten aus der Nachbarschaft zugestanden werden konnte, sein möge. Unter allen Bekannten fand er Keinen, der diese Geschmeidigkeit des Wuchses mit einem so edeln Anstande vereinigte, der so leicht und frei austrat, der sich bald als der ausgezeichnetste Tänzer in der ganzen Colonne darthat. Er war noch im Nachdenken über diese auffallende Erscheinung begriffen, als die Rosenkönigin im Vorüberschweben ihm eine künstliche Rosenknospe in die Hand schob, die sich bei der ersten Berührung öffnete, und in leichten Schriftzügen auf Rosenatlas-Papier die Devise enthielt:

„Im Blumenreiche gilt kein Zwang,
Da herrschet nur der innre Drang,
Und der bestimmt die Loose
Der Sonnenblum' und Rose.“

„Sollte man nicht glauben,“ sagte Adolar betrosfen für sich, „die Mädchen wären mit meinen Plas-

nen vertraut, und hätten es darauf angelegt, meiner zu spotten, indem sie jene zugleich durchkreuzen? Ich muß sie beobachten. Etwas Verdächtiges steckt dahinter, und die Wahl ihrer Masken, diese Spielerei Ludmilla's in Versen, die bisher ihren Reigungen ganz fremd gewesen, trägt irgend eine wunderliche Bedeutung in sich."

Ludmilla war indessen unter einen Haufen von Masken geschlüpft, der sie für den Augenblick den Beobachtungen des Oheims entzog. Sie hatte ihre ganze Kleidung so leicht und anmuthig ihrer zarten, sylphenartigen Gestalt angepaßt, die kleine Rosenkrone schwebte so zierlich auf den leicht wallenden, blonden Locken, daß sie Jedermann als eine der anmuthigsten Erscheinungen des Abends auffiel. Ein neuer Geist, der bisher in dem Mädchen geruht, schien sich plötzlich entwickeln zu wollen. Sie zeigte sich geistreich und witzig; sie wußte ihre Devisen so geschickt anzubringen, daß Diejenigen, welche sie empfin-

gen, immer eine kleine Beziehung darin auf sich erkennen konnten. Da stand mit einem Male ein schwarzgekleideter venetianischer Nobile vor ihr, von hoher, edler Gestalt, den dunkeln, ernsten Blick aus der feinen pariser Maske ernst auf sie richtend. Es war, als träfe ein Blitz aus diesen Augen in Eudmittens Herz. Sie gerieth in Verlegenheit, das Wort erstarb ihr auf der Zunge, sie suchte ihre Verwirrung zu verbergen, indem sie unter den Rosen in ihrem Körbchen wühlte, um eine Devise für den Venetianer aufzufinden. Seltsam genug verirrete sich ihre Hand nach einer unter diesen, bei deren Abfassung ihr jenes magische Bild in des Vaters Rose besonders gegenwärtig gewesen war. Das Rosenherz, in dem sie enthalten, öffnete sich in der Hand des Nobile, und er las:

„Um die Welt schlägt sich ein Kranz
Aller edeln Blüthen,
Doch es will der Rose Glanz
Und das Schönste bieten,

Und ihr süßer Kelch enthüllt,
Was wir still ersehnen,
Ahnungsvoll ein theures Bild,
Selig uns zu wähnen.“

Der Venetianer las diese Worte zweimal. Das Zarte, Anmuthige in der Gestalt und dem ganzen Wesen der Rosentönigin setzte sein Inneres in eine Bewegung, die durch den Inhalt jener Zeilen vermehrt wurde. Sollte dieses liebliche, rosige Bild vielleicht das Ideal sein, auf das er so lange gehofft, von dem er so lange geträumt hatte? Als er die Blicke erhob, sah er das zierliche Wesen am Arme eines Merkurs verschwinden, der einen scharfen, forschenden Blick nach ihm sandte. Er eilte zu den Tanzenden. Hier gestellte sich sogleich jener Spanier zu ihm, der, von der Sonnenjungfrau zurückkehrend, seinen Arm ergriff, und ihn im eifrigen Gespräche hinaus aus dem Circus, unter das Getümmel der in der lauen Sommerabendluft sich bewegenden Masken zog.

„Bei meinem Leben, Robert,“ flüsterte der Spanier dem Robile zu, „noch nie hat ein weibliches Wesen eine Anziehungskraft auf mich geübt, wie diese Priesterin der Sonne! Ihre Gestalt ist füllereich und doch nicht allzu üppig; sie bewegt sich in den reizendsten Formen; was sie sagt, bekundet einen gebildeten Geist, einen scharfen, tief blickenden Verstand, ein sinniges Gemüth —“

„Alle diese Dinge will ich deiner Peruanerin nicht bestreiten,“ fiel ihm der Venetianer in die Rede; „aber ich wage zu behaupten, mein Freund, daß jene Rosenkönigin, die dort eben mit ihr an den Tisch des chaldäischen Zauberers tritt, ihr in nichts nachsteht. Ueberdem klingt ihre Stimme wie Musik, und du weißt, welche Macht ich dieser über meine Seele einräume; auch macht sie noch Verse, die von einem wahrhaft poetischen Gemüthe zeugen, die mich ergriffen, die mich begeistert haben.“

„Du von Versen begeistert?“ erwiderte verwundert der Spanier, indem er seinen Gefährten

nach dem Tische des Zauberers zog. „Das ist eine ganz neue Entdeckung, die ich an dir mache. Bis jetzt sah ich dich nur beim Anhören einer Bach'schen Fuge in Enthusiasmus gerathen; Verse aber konnten dir nicht viel anhaben.“

„Die Rosenkönigin hat mir's angethan;“ versetzte der Mabile. „Ich denke jetzt weniger an Musik als an Poesie, und statt daß ich, wie sonst, alle anmuthigen und erfreulichen Lebenserscheinungen sogleich in Noten übersetzte, so sprechen sie sich jetzt unwillkürlich in meiner Seele in Jamben, Trochäen, und wie die Dinge alle heißen mögen, aus. Aber ist es denn mit dir viel anders, Bruno? Bist auch du nicht mit einem Male umgewandelt, wie durch einen Zauberschlag? Die Reize einer weiblichen Gestalt fesseln dich in dem Reichthume ihrer Fülle, während dich bisher nur die eines füllereichen Kornfeldes rühren konnten, du studirst die edeln Formen einer Tanzenden, du, dem früher nie die rastlose Behendigkeit einer geschickten Schnitterin in Ent-

zücken zu bringen vermochte, du bewunderst an einer Dame einen gebildeten Geist, einen scharfen Verstand, ein sinniges Gemüth, da du, wie ich glaube, bis jetzt von deiner künftigen Lebensgefährtin nicht mehr verlangtest, als daß sie eine gute Haushälterin und Landwirthin sei.“

„Im Herzen barg ich mein Ideal;“ sprach im Tone einiger Verstimmung der Spanier. „Auf jeden Fall hat es mir die Sonnenjungfrau angethan, wie dir die Rosenkönigin. Uebrigens haben wir einen klugen Streich gemacht, indem wir uns incognito hier einführten. Du, als Verwandter vom Hause, ich, als Sohn eines Freundes, hätten sonst pflichtgemäß den ganzen Ball über den Töchtern des Schlosses die Honneurs machen müssen; so aber sind wir frei, und können ungestört unsere Sonnen- und Rosen-Angelegenheiten betreiben. Doch still! Wir stehen am Tische des Chaldäers: hier ganz in der Nähe der beiden Dämchen, denen er eben eins seiner Kunststücke zum Besten gibt.“

Esperance und Ludmille waren zu dem Vater getreten. Adolar hatte diesem der Töchter verschiedene Costüme bezeichnet; aber Trenäus, nach seiner Gewohnheit, zerstreut, und jetzt mit halbem Geiste bei dem Professor und seinen Operationen beschäftigt, verwechselte die Mädchen mit einander, und nahm die Rosenkönigin für Esperance'n, die Sonnenprierin für Ludmillen. Er schob Jeder von ihnen ein Blatt weißes Papier hin, und verlangte, daß sie ihren Namen darauf schreiben solle; dann bedeckte er die Blätter mit einem goldnen Becher, und, nachdem er mit der Hand einige mystische Zeichen darüber beschrieb, gab er sie den jungen Damen mit der leise ausgesprochenen Bemerkung zurück: sie würden nur die Namen darauf finden, welche sie bestimmt seien, in kurzer Zeit zu führen.

Der venetianische Robile, der sehr scharfe Sinne-
werkzeuge besaß, hatte diese Worte vernommen.
Er warf einen scharfen Blick auf die Papiere und
zu seinem Erstaunen erkannte er hier seinen eigenen

Geschlechtsnamen und den seines Freundes. Die jungen Damen lachten und eilten davon, Bruno aber stieß Robert an und fragte:

„Bei Gott, der Chaldäer ist ein Wundermann! Wenn die Erfüllung seiner Prophezeiung unsere Wünsche krönt, wie sein Orakel diesen schmeichelt, so erkläre ich mich gern für bekehrt und glaube in Zukunft an Traumdeutungen, an Wahrsagerei aus der Hand und aus den Karten. Aber wir wollen selbst mit ihm sprechen. Er soll seine Kunst auch an uns bewähren.“

In diesem Augenblicke verkündigten einige Kanonenschläge den Anfang des Feuerwerks. Alles strömte nach dem offenen Plage, wo es abgebrannt werden sollte. Die beiden jungen Männer, die sich uns bereits als die auf Schloß Erfeld vergeblich erwarteten Gäste zu erkennen gegeben haben, wurden im Gedränge mit fortgerissen. Als sie endlich nach vielen Bemühungen die Stelle wieder erreichten, wo der Magier sein Wesen getrieben, war dieser sammt

seinem Apparate verschwunden. Verstimmt eilten nun auch sie nach dem Feuerwerke, das seine Herrlichkeiten in glänzenden Strahlen, in leuchtenden Farben und den hundert verschiedenartigen, von der Kunst erfundenen Formen in den dunkeln Himmel sandte.

„Hast du den Venetianer bemerkt?“ fragte indessen Ludmille die ältere Schwester, mit der sie in eine Laube getreten, deren Eingang die Aussicht nach dem Feuerwerk frei ließ. „Wer mag es sein? Von allen unsern Nachbarn kenne ich Keinen, der diesen edeln Anstand, diese Gewandtheit des Benehmens besäße.“

„Vielleicht der junge Tronting,“ erwiderte Esperance. „Er kommt eben von Paris zurück, die dortigen Circel, das seine Weltleben —“

„Tronting!“ fiel unwillig Ludmille ein. „Wie kannst du nur an den Gecken denken, dem nichts interessant ist, als seine eigene liebe Person; der von edelm Anstand nicht viel mehr weiß, als ein

schlechter Schauspieler unter der Königskrone. Ueberdem ist er einen Kopf kleiner, als dieser Venetianer, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht unter jener Polichinellarve sein Wesen triebe.“

„Es ist möglich!“ versetzte zerstreut die ältere Schwester. „Aber der Spanier, mit dem ich tanzte? Sahst du, wie leicht, wie zierlich er die Reihe hinabschwebte! Ich kann dir sagen, Ludmille, man glaubt sich in seinem Arme vom Winde fortgetragen. Aber es geht mir mit ihm, wie dir mit dem Venetianer. Ich rathe hin und her und kann den Kern nicht finden, den diese Hülle verbirgt.“

„Ach, Schwester!“ seufzte Ludmille.

„Nun?“ fragte Esperance.

„Es regen sich wunderliche Ahnungen in mir,“ entgegnete Jene. „Mir ist es immer, als müßte, wenn dieser noble Vénitien aus seiner Verhüllung hervortrete, der Schwarzrock aus des Waters magischen Rose erscheinen. Sein Haar ist dasselbe, aus seinen dunkeln Augen spricht der Geist, der in den

Blicken jenes Bildes lag; er trägt auf dieselbe Weise den Kopf etwas über die rechte Schulter gebogen.“

„Geht es mir denn anders mit dem Spanier?“ versetzte Esperance. „Der Himmel weiß, wie es kommt; aber ich kann mir ihn nicht anders denken, wie im grünen Frack und das Kleid mit den Puffen und dem Seidenmäntelchen wird von meiner Phantasie rein weggedacht.“

Mehrere Masken näherten sich geräuschvoll der Laube. Die Mädchen erkannten des Oheims Stimme und zogen sich tiefer in das Dickicht zurück.

„Es sind ungebetene Gäste,“ sprach mit lauter Stimme Adolar zu einem seiner Begleiter. „Niemand kennt sie, Niemand will sie mitgebracht haben. Ich selbst finde alle Freunde, welche zusagten, heraus; aber dieser Venetianer und dieser Spanier können nur als Eindringliche betrachtet werden, die etwas Besonderes hierhergeführt haben muß. Ich sage Ihnen, Le Cers, richten Sie ein scharfes Auge auf Beide, besonders auf den Mabile, der mir kühner

und unternehmender vorkömmt, als der Andere. Man hat Beispiele, daß verwegene Diebe sich auf eine solche Weise eingeschlichen haben. Es wäre hier schon für einen Cartouche und Lips Tullian eine artige Beute an Dosen, Ringen und dergleichen zu machen!“

Der Oheim entfernte sich mit dem Intendanten, dem er diese Befehle ertheilte. Mit tiefem Groll auf Abdolcar im Herzen, der zwei so edle Gestalten, wie den Venetianer und Spanier mit verrufenem Diebgesindel in eine Klasse stellen konnte, schlüpfen die zwei jungen Damen aus ihrem Verstecke hervor. Die letzten Kanonenschüsse, welche den Schluß des Feuerwerks bezeichneten, verhallten; im Tanzsaale regte sich neues Leben. Bald hatte sich der Nobile wieder zu der Rosenkönigin, der spanische Don zu der Sonnenpriesterin gefunden. Mitternacht war längst vorüber, und schon dämmerte es in Osten, als die Musik noch immer vom Orchester hernieder-
rauschte, als Esperance und Ludmille noch mit den

Auserwählten tanzten; bald in den Rubepunkten sich in heimliches, süßes Geflüster mit ihnen verloren, bald an ihrem Arm in die offenen Bogenfenster des Circus traten, wo ihnen erfrischende Morgenluft und würzige Blumengerüche entgegenströmten.

Bis jezt hatte Irenäus, sich an manchem Scherze ergötzend, den ihm seine Chaldäermaske gestattete, das immer wieder sich von Neuem belebende Getöse, den Professor und den salernitanischen Adepten in ihren geheimnißvollen Operationen zu belauschen, überwunden. Nun aber trieb es ihn so allgewaltig in das Schloß, in die Nähe seines Laboratoriums, daß er nicht länger widerstehen konnte. Mit flüchtigen Schritten durcheilte er das einsame Haus und die andern Gemächer, durch welche sein Weg ihn führte. Eifer und vorsichtiger betrat er den Saal mit den Kunst- und Naturaliensammlungen. Es befremdete ihn, dessen Thüre offen zu finden; allein mit noch größerm Erstaunen sah er auch den geheimnißvoll verwahrten Eingang des ersten seiner Arbeits-

gemäcker geöffnet. Eauschend verweilte er in diesem. Da dünkte ihn, als vernehme er im Innern des zu den chemischen Arbeiten bestimmten Kabinetts ein tiefes Stöhnen, unverständliche Klagelaute und dazwischen ein leises Wimmern. Es fiel ihm schwer auf das Herz, daß den beiden Adepten eine Operation verunglückt und daß sie die Opfer eines wegenen Versuchs geworden sein könnten. Rasch trat er in das Kabinet. Beim Dämmerchein einer einzigen Lampe sah er hier einen Menschen sich in krampfhaften Verrenkungen am Boden hinkrümmen, in dem er mit Mühe die Gestalt des unglücklichen Professors erkannte.

„Was ist das?“ rief Trenäus. „Wie kommen Sie in diese Lage, mein Freund? Richten Sie sich auf, sprechen Sie!“

Dumpfes Wimmern und erstickte Klagelaute waren die einzige Antwort, welche er erhielt. Da entdeckte er bei näherer Untersuchung, daß der arme Cimerius mit Stricken an Händen und Füßen fest zusammen-

geschnürt lag, daß ein Knebel im Munde ihm nur ein unverständliches Fallen und Stöhnen gestatte. Es gelang dem Trenäus bald, seinen Lehrer und Freund von diesem bedrückenden Zwange zu befreien; allein der Professor fühlte sich so erschöpft und so sehr außer Stande, sich seiner Glieder zu bedienen, daß der Freiherr alle Anstrengungen seiner Kräfte anwenden mußte, um ihn auf einen Ruhesessel zu bringen. Hier erholte er sich nach einiger Zeit so weit, daß er jedoch nur mit großer Mühe die Worte hervorpressen konnte:

„Der Venetianer — der Bösewicht — er hat mich unversehens niedergeworfen und geknebelt — Ihre Edelsteine, Ihre Dokumente —“

Hier befiel ihn eine so große Schwäche, daß er seine Besinnung verlor. Trenäus warf einen raschen Blick auf seine Chatouille, die in der Nähe stand. Sie war erbrochen, bis zum Boden geleert. Außer einigen sehr merkwürdigen Edelsteinen von großem Werthe hatte sie mehrere Geldrollen und wichtige

Dokumente, vermittlest welcher große Summen erhoben werden konnten, enthalten. Der Freiherr sah die Nothwendigkeit ein, dem Räuber sogleich nachsehen, dem bewußtlosen Cimerius Hülfe angedeihen zu lassen. Ein so ruhig und zurückgezogen lebender Mann, wie Jrenäus, mußte durch ein Ereigniß dieser Art nothwendig verwirrt und außer Fassung gebracht werden. Dennoch trat der Zustand des ohnmächtigen Professors seinen Gefühlen näher, als der bedeutende Verlust, und er stürmte hinab, um zuerst dem Leidenden Beistand und Hülfe zu schaffen. Die Larve hatte er verloren, auf seinem Angesichte malten sich in lebendigen Zügen Schrecken und Verwirrung. Einer der Ersten, die ihm unten begegneten, war Adolar.

„Um des Himmels willen, Bruder, was hat sich ereignet?“ sagte dieser. „Du bist bleich und außer dir, ein Bild des Entsetzens!“

„Der schurkische Venetianer!“ rief im Vorüber-eilen Jrenäus. „Er hat mich bestohlen um viele

Tausende und den armen Professor beinahe ermordet. Ich suche nur den Arzt, der sich unter den Gästen befindet."

"Der Venetianer!" wiederholte entrüstet für sich Adolar. „Habe ich doch ganz recht vermuthet," fuhr er fort, „als ich ihn für einen verwegenen Gauner gehalten. Man muß ihn einsangen, sogleich und ohne Aufsehn."

Indessen hatte der venetianische Nobile die schönsten Augenblicke mit Ludmilla verlebt. Sie duldete seine Annäherung freundlich, sie nahm seine Huldigungen gütig auf, sie zeigte eine Theilnahme an seiner Person, die ihn mit frohen Hoffnungen erfüllte. Er gestand sich, nie ein geistreicheres weibliches Wesen gefunden zu haben, das zugleich eine solche Tiefe der Empfindungen an den Tag legte; er war überzeugt, daß die Reize des noch verhüllten Angesichts denen der übrigen Gestalt entsprechen mußten. Beide hatten, ohne zu wissen wie, eins der mit dem Circus verbundenen Ruhekabinette betreten, die Ado-

lar zur Bequemlichkeit der Gäste auf das Geschmacksvollste anlegen lassen. Ein Zelt von Rosafeide, mit zartem Gaze überhaucht, umgab sie; das magische Licht der jungen Morgenröthe goß seinen leisen Hauch durch die Fenster in das anmuthige Gemach.

„Reizendes Wesen,“ sprach mit bewegter Stimme der Venetianer, „dessen Nähe mich entzückt, dessen Huld Wünsche in mir erweckt, deren Erfüllung das Glück meines Lebens bestimmt, soll ich, ehe wir scheiden, nicht diese Züge erblicken, die mir die neidische Carve verbirgt? Sollen wir uns trennen unbekannt, vielleicht um uns nie wieder zu sehen?“

Ludmillens Arm zitterte in dem seinigen. Sie machte sich von ihm los und trat in das Fenster.

„Wiederssehen!“ sagte sie dann halb für sich hin. „Es stürmt ein wunderbares Gefühl aus diesem Worte in die Seele. Lockung und Sehnsucht, Furcht und Hoffnung! Wer bürgt uns, daß dieses Wiederssehen Heil bringe? Wer sieht die Bedeutung voraus, die es mit sich führen kann?“

„Ein glückliches Finden spricht für ein frohes Wiedersehen;“ erwiderte zuversichtlich der Venetianer. „O, mein Fräulein, lassen Sie mich jene Bitte nicht umsonst gethan haben! Es ist nicht frivole Neugierde, die mich reizt, Diejenige zu kennen, der ich meine Bewunderung, meine Ehrfurcht — o warum darf ich nicht Alles aussprechen, was ich empfinde! — zolle, es ist ein tiefes, aus der Seele strömendes Gefühl, das mich dieses Verlangen an den Tag legen läßt, ein Gefühl, in dem sich alle meine Wünsche und Hoffnungen vereinigen.“

Da wandte sich Eudmille erglühend um, schob die Larve hinweg und sagte mit gewaltsam behaupteter Fassung:

„Ich bin eine Tochter dieses Hauses; mein Name ist Eudmille.“

Der junge Mann stand einige Augenblicke in sprachloses Entzücken verloren; denn er sah in der That das Ideal vor sich, das bisher nur seine Träume

und die Spiele seiner Phantasie belebt. Dann rief er freudig aus:

„Sie eine Tochter dieses Hauses? Welches Glück! Dann wäre ja —“

Er stand im Begriffe, unter diesen Worten die Maske abzunehmen, als plötzlich Schritte in der Nähe erklangen, und der Intendant des Schlosses, in der Kleidung eines Dieners der heiligen Hermendad, die er schon den Abend über getragen; aber unverlarvt und von vier stämmigen Bauernburschen begleitet, hereintrat.

„Mein Herr,“ raunte er, hart an den Vene-
tianer tretend, diesem in's Ohr, „ich muß Sie er-
suchen, mir ohne Umstände und durchaus geräuschlos
zu folgen. Ihre Umtriebe sind entdeckt, man weiß
jetzt, wen man in Ihnen vor sich hat, nöthigen Sie
mich nicht, Gewalt zu gebrauchen.“

Er begleitete diese Aneide mit einer sehr ver-
ständlichen Geberde auf die Bauernburschen, die bereit
schienen, sogleich auf eine handgreifliche Weise seinem

etwaigen Gebote Folge zu leisten. Der Venetianer betrachtete ihn vom Kopfe bis zu den Füßen, und sagte dann, die Sache noch für einen Maskenscherz nehmend, leicht hin:

„Die hochwürdigen Obern der Santa Casa haben den Augenblick übel gewählt, einen Reher mehr für ihr nächstes Autodafe einzufangen. Sagen Sie ihnen, Sie hätten mich bereits in den Fesseln dieser Dame gefunden, aus denen keine irdische Kraft mich loszureißen vermöge.“

„Vossen! Gaunerkniffe!“ versetzte lauter und heftiger der Intendant. „Wir spielen keine Komödie, und der Maskeradauspaß ist für uns Beide am Ende. Jetzt keine Umstände gemacht! Folgen Sie mir, Sie sind mein Arrestant!“

„Kei Cers, welche Sprache!“ fiel gereizt Ludmille ein. „Wie können Sie sich gegen einen Gast unsers Hauses so vergeffen?“

„Ausdrücklicher Befehl des gnädigen Herrn Oheim!“ erwiderte bestimmt der Intendant. „Ge-

ladenen Gästen wissen wir die gebührende Achtung zu bezeichnen, ungeladenen aber und gar solchen—“

Der Venetianer unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter.

„Kommen Sie, mein Herr,“ sprach er dann in einem heitern Tone, „ich folge Ihnen. Bringen Sie mich in Ihr Burgverließ, schlagen Sie mich in Ketten und Banden, verwahren Sie mich recht fest und gut; denn das sage ich Ihnen voraus, ehe Sie es sich versehen, sprengte ich die Schlösser meines Kerkers, und ich bin frei, frei wie ein — Freiherr!“

„Ich dulde es nicht!“ rief erglühend Endmille. „Sie wissen, Le Graf, was Sie mir schuldig sind —“

„Bedauere, in diesem Falle nicht dienen zu können!“ unterbrach sie, näher tretend, der Intendant. „Der Mensch ist ein höchst gefährlicher Verbrecher,“ fuhr er dann leise fort; „er hat Ihren gnädigen Herrn Vater um vieles Geld, um Diamanten und Obligationen bestohlen, den Herrn Pro-

seiner Cimerius erdroßelt, — die Sache ist krimi-
nell, ich würde ihn packen lassen, wenn ich nicht
alles Aufsehen vermeiden sollte.“

Endmille sank von Entsetzen ergriffen auf ein
Sopha. Zweifel, Schreck und Beschämung drangen
stürmisch auf sie ein. Sie vernahm nicht, wie der
Venetianer ein jätliches Lebewohl auf baldiges
Wiedersichen an sie richtete; sie gewann erst dann
ihre Fassung wieder, als der Intendant mit seinem
Gefangenen und der diesen bewachenden Bedeckung
sich entfernt hatte. Jetzt aber lehrte ihre Besonnen-
heit, ihre Ueberlegungskraft zurück. Die Beschnul-
digung mußte falsch sein, ein schrecklicher Irrthum
mußte hier obwalten! Hatte sie doch den Venetianer
die ganze Nacht hindurch nur wenig aus den Augen
verloren, lag doch in seinen Aeußerungen so viel
Edles, eine so hohe und reine Geistesbildung, daß
er unmöglich ein gemeiner Verbrecher sein konnte.
Sie wollte Aufklärung suchen; sie wollte den Ver-
launten rechtfertigen, den Mißhandelten befreien.

Voll von diesem Vorfaze eilte sie hinaus in den Tanzsaal. Nur noch wenige Gäste waren hier anwesend. Sie drückte die Larve vor das glühende Angesicht; sie spähte nur nach dem Oheim. Sie fand ihn nirgends. Als sie im Schlosse anlangte und nach ihrem Vater fragte, sagte man ihr, dieser wolle Niemand sehen und sprechen, wer es auch sei; er befinde sich in jenen abgelegenen Gemächern, die Niemand betreten dürfe, und beschäftige sich dort mit dem Arzte um den Professor Cimerius, den plötzlich eine gefährliche Krankheit befallen. Eine Centnerlast fiel von ihrer Brust. So war doch kein Mord begangen worden, so verschwand doch ein Theil der gräßlichen Beschuldigung in Nichts! Mit unsicherm, schwankendem Schritte eilte sie in das Zimmer der Schwester, um ihr Alles mitzutheilen, um ihren Beistand anzusprechen. Das Zimmer war leer; Esperance aber mußte es erst vor kurzer Zeit verlassen haben; denn ihre Larve und das vergoldete Bild der Sonne, das sie an der Brust getragen,

lagen auf einem Tische. Jetzt waren Endmillens Kräfte erschöpft. Sie mußte Ruhe suchen. Ermattet ließ sie sich auf das Ruhelager der Schwester nieder und verbarg das thränenvolle Angesicht in die Kissen.

Esperancen waren indessen alle diese Dinge fremd geblieben. Als der Morgen anbrach und ihre Blicke vergebens unter den wenigen noch anwesenden Gästen nach dem Spanier späheten, der sie zuletzt mit der Versicherung verlassen, er scheide nur, um sie bald wieder zu finden, begab sie sich, in Nachdenken verloren, auf ihr Zimmer. Sie glaubte jetzt ihr Leben einer entscheidenden Wendung entgegenschreiten zu sehn. Die Gegenwart versprach so Vieles, allein sie enthielt auch Manches von zweifelhafter beängstigender Bedeutung. Konnte der Vater, konnte der Oheim, der diesen lenkte, nicht Absichten mit ihrer Hand haben, die ihrer Wahl, die ihrer Hoffnung feindlich gegenüber stünden? Mußte sie nicht

die Erscheinung jener magischen Spielerei im Radionette des Vaters, die neckenden Aeußerungen Adolar's, für Hindeutungen auf einen geheimen Plan, den man für ihre Zukunft entworfen, annehmen? Und dann — schwer lag ihr dieser Gedanke auf dem Herzen — war es nicht höchst wahrscheinlich, daß die Hoffnung, welche ihr hinter der Larve des Spaniers die Züge jenes ergreifenden Bildes aus der Sonnenblume zeigte, am Ende sich als eine traurige Täuschung, durch die Macht der Phantasie erzeugt und genährt, offenbare? Esperance hatte sich in der letzten Zeit gewöhnt, ernster und ruhiger über Alles, was ihr begegnete, nachzudenken. Sie fühlte sich überzeugt, daß der Spanier sie wieder auffuchen würde; denn warum hätte er sonst, wie ihr noch auf dem Ballé ihr Kammermädchen heimlich berichtet, unter der Dienerschaft Kunde von der Dame im Costüm einer Sonnenpriesterin einzuholen gesucht und diese auch aus dem Munde einer geschwägigen Jose erhalten?

Indem sie sich auf diese Weise ihrem Nachsinnen überließ, hatte sie die Larve und andere Auszeichnungen ihrer Kleidung abgelegt. Es dünkte sie schwül und drückend im Zimmer. Der junge Morgen lockte sie hinaus in seine belebende Frische. Sie warf einen Schleier über und schlüpfte eine Seitentreppe, die aus ihren Gemächern nach dem Park führte, hinab, um sich in der freien Natur zu stärken und zu erheitern. Unwillkürlich trug sie ihr Schritt in das Bosket, wo die Sonnenblumen in reicher Fülle prangten. Die Frühstrahlen der Sonne spielten lieblich in dem thaubedeckten Laube und glänzten aus unzähligen Perlen zurück. Die Stille, die Einsamkeit und erhabene Ruhe, welche hier herrschten, machten einen höchst wohlthätigen Eindruck nach dem Geräusch und Getümmel der Nacht.

Esperance schlug, um die erfrischende Morgenfühlung besser auf sich einwirken zu lassen, den Schleier zurück. Sie stand sinnend vor den Sonnenblumen, vor diesem wunderlichen Orakel, dessen

Erscheinungen zuerst prophetisch zu ihrem Herzen gesprochen. Da vernahm sie plötzlich ein Geräusch, zugleich fühlte sie sich sanft umschlungen. Sie blickte auf und eine freudig überraschende Empfindung durchströmte ihr ganzes Wesen; denn an ihrer Seite stand der Spanier, nun auch unverlarvt, ihr ein Antlitz zeigend, in dem sie mit Entzücken das Urbild jener magischen Erscheinung erkannte, die sie bis jetzt mit ebenso süßen Träumen, als beunruhigenden Zweifeln erfüllt hatte.

Leise suchte sie sich seinem Arme zu entwinden, indem er, auf die Blumen deutend, sagte:

„Diese Reize, mit denen die Natur sich schmückt, sind vergänglich; allein sie tragen eine Bedeutung in sich, die keinem Wechsel der Zeit unterliegt. Ein mächtiger Geist der Liebe, der das weite All durchströmt, waltet auch über ihrem Hinscheiden, über ihrer Auferstehung. O mein Fräulein, wer könnte die Sprache dieses großen Geistes verkennen, wer sich seiner Macht, die sich plötzlich und ungeahnt

offenbart, entziehen? Darf ich wagen, Ihnen zu gestehen, daß eben sie es ist, die mich noch einmal zu Ihnen zurückführt, die mich nicht scheiden ließ, ohne daß ich Sie vorher noch einmal gesehen und gesprochen?"

Esperance schlug erröthend die Augen zu Boden. Ihre Hand, die sie der des jungen Mannes entzog, zitterte, sie wandte verlegen ihr Angesicht ab.

„Ich bin Ihnen eine Erklärung schuldig, mein Fräulein,“ fuhr nach einer Pause der Spanier fort, „und ich gestehe, daß die Ueberzeugung, dieser Pflicht genügen zu müssen, keinen unbedeutenden Antheil an dem Entschlusse, Sie nochmals aufzusuchen, hat. Ich kenne Sie, ich weiß, daß ich in Ihnen Esperance von Erfeld vor mir sehe; ich darf unter diesen Umständen nicht länger als ein Fremdling, als ein Unbekannter erscheinen. Früher schon wäre mir das Glück Ihrer Bekanntschaft zu Theil geworden, hätte nicht der muthwillige Einfall eines Freundes uns bestimmt, da zuerst verlarvt und unge-

kannst aufzutreten, wo wir wohlwollend als Gäste erwartet wurden. Mein Name ist Bruno von Hohen-
lind; in meinem Freunde, dem venetianischen Nobile,
kann ich Ihnen Ihren eigenen Vetter, Robert von
Rosenthal, vorstellen.“

Mit diesen Worten war das Räthsel gelöst, das
in der letzten Zeit Esperance'n beunruhigt hatte.
Sie sah nun Alles klar, sie erkannte die Pläne des
Vaters und des Oheims, die Absicht jener magischen
Spielerei stand in ihrer ganzen Bedeutung vor ihrer
Seele. Man wollte sie dem Vetter, Ludmilla dem
Sohne des Freundes verbinden; allein die Liebe
hatte ihr höheres Recht behauptet, und nachdem sie
schon den Bildern eine Wirkung beigelegt, welche
jene Entwürfe durchkreuzte, auf wunderlichen, unge-
ahneten Wegen die Herzen zusammen geführt.

Dem jungen Manne blieb das zufriedene, heitere
Lächeln nicht verborgen, das unter dieser Betrach-
tung sich in den Zügen Esperancens zeigte. Er
fühlte sich ermuntert zu einer weitem Bewerbung,

er ergriff wiederum leise die Hand der jungen Dame, die sie ihm jetzt willig überließ, und sagte:

„Ich habe meinem Freunde versprochen, nur in seiner Begleitung auf Schloß Erfeld zurückzukehren. Dieses wird noch heute geschehen. Darf ich denn, mein Fräulein, wagen, den Empfindungen, welchen mein ganzes Dasein verfallen ist, Worte zu leihen? darf ich Ihren Vater bitten, diese Hand, die ich als das höchste irdische Gut betrachte, mit der meinigen zu vereinigen?“

Esperance konnte nicht länger widerstehen. Das Verlangen des jungen Mannes sprach zu ihrem Herzen, ihre eigenen Gefühle beraubten sie der Kraft, sich länger zu verstellen.

„Sie dürfen!“ antwortete sie leise und mit niedergeschlagenem Blicke.

„So bin ich der glücklichste aller Menschen!“ rief entzückt Bruno, und drückte die Hand des Mädchens an seine Lippen. „Dieses Voklet soll mir ewig theuer sein, als ein Tempel beseligender Weihe;

diesen Blumen soll in meinem Garten ein Ehrenplatz werden, als Zeugen meines Glücks.“

„Sie wissen nicht, was wir Ihnen schuldig sind,“ versetzte bedeutungsvoll Esperance, „noch manche Entdeckung bleibt der Zukunft vorbehalten.“

„Ganz recht, meine theuerste Esperance!“ erwiderte, sie missverstehend, der junge Mann. „Noch ruhe der Schleier des Geheimnisses über dieser Begegnung; noch werde Niemand offenbar, wer unter der Larve des Venetianers und des Spaniers verborgen gewesen! Meinem Freunde habe ich strenges Schweigen gelobt, und nur die Gewalt der Umstände, die Macht, welche Sie auf mich üben, konnte mir mein Geheimniß entreißen.“

Man vernahm die Schritte Herannahender. Unter schönen Hoffnungen trennten sich die Liebenden. Esperance eilte auf einem Seitenpfade nach dem Schlosse; Bruno, von beseligenden Empfindungen erhoben, bahnte sich einen Weg durch das Gesträuch nach jener Gegend, wo der Park an die Landstraße stieß,

und seine Equipage ihn erwartete. Er sah diese bereits in geringer Entfernung vor sich, in seinem freudigen Muthe eilte er stürmisch vorwärts, als mit einem Male ein tiefer Schmerzenslaut, ein halb unterdrücktes Wimmern hinter einem Gebüsche hervor an sein Ohr drang und seine Schritte hemmte. Er lauschte hin; die Klagetöne wiederholten sich. Mit wenigen Schritten befand er sich an dem Orte, von welchem diese Jammerlaute erklangen. Hier stellte sich seinem Blicke sogleich die Gestalt eines Mannes dar, der winnend und sich krümmend am Boden lag. Blut rann aus seiner Seite, und er suchte mit einer krampfhaften Bewegung der Hand eine Wunde zu verstopfen, aus der es sich ergoß. Bruno beugte sich zu ihm hinab, und rief dann, ihn erkennend: „Finde ich dich so wieder, Spitzbube? Ist es dir gelungen, aus dem Gefängnisse zu entweichen, in das man dich, als du uns den Koffer vom Reisewagen stehlen wolltest, gesteckt? Gewiß hat dich ein neuer Schurkenstreich in diese Lage

gebracht, und die gerechte Strafe deiner Sünden hat dich ereilt!“

Der Mann am Boden konnte oder wollte nicht reden. Bruno empfand Mitleiden mit dem Unglücklichen. Er rief seine Diener herbei, und ließ ihn vorsichtig in den harrenden Wagen bringen. Als er sich ihm gegenüber niedergelassen, und den Verwundeten eine völlige Bewußtlosigkeit ergriffen zu haben schien, bemerkte er einige Papiere, die Jenem entfallen sein mußten, auf dem Boden der Kutsche. Während der Wagen sich langsam fortbewegte, entfaltete sie Bruno, und fand bald in ihrem Inhalte einen Aufschluß, der ihm unter den Verhältnissen, die sich im Laufe der Nacht und des Morgens neu und überraschend gebildet, von der höchsten Wichtigkeit sein mußten.

Auf Schloß Erfeld fand am heutigen Tage nur wenige gesellige Mittheilung unter den Gliedern der Familie statt. Adolar verließ, nach den letzten Tagen

voll Anstrengung und Mühe der Erholung bedürftend, sein Zimmer nicht; Irenäus verpflegte getreulich den armen Cimerius, den, in Folge des erlittenen Schrecks, ein hitziges Fieber ergriffen; Esperance glaubte in der Einsamkeit und Stille ihres Zimmers sich besser ihrer schönen Erinnerungen und süßen Hoffnungen erfreuen zu können, als in der Gesellschaft Anderer, vor denen sie sie verbergen mußte; Ludmille fühlte sich unwohl und schwer bedrängt in ihrem Innern; denn jene Beschuldigungen, welche der Intendant gegen den Venetianer ausgesprochen, wiederholten sich in den Reden der Diener vom Hause, und das Kammermädchen versicherte, es sei gar keinem Zweifel unterworfen, daß er das Verbrechen begangen; denn sie habe in der Nacht aus Irenäus Munde vernommen, daß er selbst, von dem Venetianer durch eine listige Vorspiegelung bewogen, diesen in sein Zimmer aufgenommen und mit dem Professor allein gelassen. Ludmilles Vertrauen auf seine Unschuld war erschüttert; aber dennoch sprach ein

tiefes Gefühl in ihrer Seele zu mächtig für ihn, als daß sie sich von seiner Strafbarkeit hätte überzeugen können. Vergebens suchte sie sich dem Oheim, dem Vater zu nähern; beider Zimmer waren unzugänglich, und vielleicht erst am nächsten Tage durfte sie hoffen, von ihnen nähere Erklärungen zu erhalten, und ihre Fürsprache zu Gunsten des Gefangenen geltend zu machen. Von schwankenden Empfindungen gepeinigt, beschloß sie endlich, ihn auf jeden Fall hin — er möge schuldig oder unschuldig sein — in Freiheit zu setzen. Sie befand sich in einer beklagenswerthen Lage. Alles, was sie in den letzten Stunden erlebt und gehört, drang so betäubend und erschütternd auf ihre Seele ein, daß sie nicht fähig war, jene Erinnerungen wieder in sich zu verlebendigen, die den Fremden in ihren Augen rein und fleckenlos; einer solchen Schandthat unfähig hätten darstellen müssen. In den Gedanken an Verurtheilung und Strafe des Unglücklichen verlor sich Alles; in dem Streben, ihn zu retten, ihn,

wenn ihn ein leichtsinniger Augenblick vielleicht zu einer übereilten That hingerissen, einem bessern Wandel zurückzugeben, vereinigten sich jetzt ihre Kräfte.

Niemand befand sich indessen innerhalb der Ringmauern des Schlosses in einer behaglichen und heiterern Gemüthsstimmung, als gerade der Gefangene. Da man nicht auf die Beherbergung solcher Gäste, die hinter Riegeln und eisernen Gittern aufbewahrt zu werden pflegen, eingerichtet war; so hatte man ihn in ein Zimmer des dritten Stock, dessen starke Eichenthüre jedem gewaltsamen Versuche der Befreiung troßen konnte, gebracht. In diesem Gemache bot sich ihm mannichfache Unterhaltung. Die Aussicht war reizend, einige Körbe mit Büchern, die man, um Raum zu gewinnen, hinauf geschafft hatte, enthielten manches Lesenswürdige, selbst ein Schreibzeug und Papier fand sich bei näherer Untersuchung in der Schublade eines Tisches vor. Mehr verlangte Robert nicht. Er versuchte, einige Melodien zu Liedern, die er in den Büchern fand, niederzuschrei-

ben. Es wollte ihm aber nicht recht gelingen; denn in seiner Seele klang immer jener Vers, den er mit jener Devise aus Ludmilla's Hand empfangen, mehr vor, als irgend ein musikalischer Gedanke.

„Wahrhaftig, ich glaube auch in mir regt sich eine poetische Ader!“ sagte er zu sich selbst. „Diese Ludmilla ist auch ein herrliches Wesen und verdient, daß man sich zu ihren Lieblingsneigungen bekehrt.“

Die Liebe begeisterte ihn. Nach einer kurzen Zeit war sein erster dichterischer Versuch, ein Gruß an die Rosenkönigin, entstanden.

„Es geht!“ rief er freudig. „Wenn sie meine Frau wird, woran ich nicht zweifle, da sie sich schon so gütig gegen mich ausgesprochen und die Großmutter verständlich genug auf eine Verbindung mit einer der Töchter dieses Hauses hingedeutet, so wollen wir uns so tief in den lieben Ehestand hineindichten und musiciren, daß die ganze Welt für uns nicht da sein soll. Weiß Gott, ich war noch nie so vergnügt wie heute! Das Bewußtsein, die Geliebte

gefunden zu haben, gibt dem Leben einen neuen Reiz, und der köstliche Spas, der bei der Entwicklung dieser wunderlichen Catastrophe hervortreten muß, entzückt mich, wenn ich daran denke.“

Das einzige unangenehme Gefühl, welches in ihm rege wurde, entstand aus dem Gedanken an Bruno's Verlegenheit, der, wie er glaubte, den Ball früher verlassen, als er, und nun nicht wissen würde, was aus ihm geworden sei. Bald behauptete jedoch auch über ihn die erschöpfte Natur ihr Recht; die Folgen der durchschwärmten Nacht machten sich geltend und er fiel in einen tiefen ruhigen Schlaf. Als er erwachte, sah er mit Erstaunen den Mond in sein Gemach scheinen. Man hatte während seines Schlafes einige grobe Nahrungsmittel herbeigebracht; allein er fand sich wiederum allein, ohne Hoffnung, heute noch sein seltsames Abenteuer entschieden zu sehen. Er beschloß, sich durch nichts in seiner guten Laune stören zu lassen.

„Ich werde die Nacht im Sessel zubringen,“

sagte er, „das ist das Schlimmste, was mich erwartet. Immer aber führt der Gedanke, mit der Geliebten unter einem Dache zu weilen, etwas Frohes und Versöhnendes mit sich.“

Da vernahm er draußen im Gange ein leises Trippeln, ein zartes Räuspern, wie aus Frauenmunde; es raschelte an der Thüre, diese wurde vorsichtig geöffnet, und mit verschämtem Blicke, mit erröthenden Wangen, trat, eine Kerze in der Rechten, Diejenige herein, deren Bild seine Seele erfüllte und seine Wünsche belebte. Er eilte ihr entgegen; er ergriff die Hand der Jüngenden, und ehe sie wagte, die Augen auf den theuern Verdächtigen zu richten, sagte er: „Willkommen, schöne Cousine, in meinem Belvedere! Sie sehen, man hat mir ein ganz angenehmes Gemach in dem Schlosse meiner lieben Verwandten angewiesen und bei'm Himmel! wenn Ihre Gegenwart es verherrlicht, so verlange ich es in meinem Leben nicht besser.“

Diese überraschende Anrede brachte Ludmilla um die wenige Fassung, die sie bei dem kühnen Schritte,

den sie wagte, noch bewahrt hatte. Sie blickte auf und ein Blich durchzuckte ihre Glieder. Sie hatte einen Zerknirschten, einen Verzweifelnden, im besten Falle einen Gebeugten zu finden geglaubt, und sah nun heiter lächelnd, unbefangen und froh den schönen Jüngling vor sich, dessen Bild ihr aus des Vaters Rose entgegen gelächelt. Sie zitterte, sie konnte im ersten Augenblicke einen lauten Schrei des Erstaunens nicht unterdrücken, ihrer Hand entfiel die Leuchte und die Kerze erlosch am Boden.

„Mein Herr,“ hob sie voll Verlegenheit an —

„Nicht Ihr Herr, theuerste Ludmille!“ unterbrach sie der Gefangene: „Ihr Vetter, Robert von Rosenthal, Ihr lieber Vetter, wenn Sie wollen und wenn in der That Ihr Herz ein wenig verwandtschaftlich für mich spricht. Haben Sie denn nicht mich und meinen Freund Bruno schon vorgestern als Gäste erwartet, ahneten Sie nicht, daß ein kleiner Schelmestreich diese Gäste in die Larven des Mobile und des Spaniers gesteckt haben könne?“

„Wahrhaftig, nein!“ antwortete Ludmille, in deren Brust ein strahlender Himmel voll Hoffnungen einzog. „Aber ich bin noch so verwirrt, Alles steht sich so fremdartig einander gegenüber — Sie, unser Vetter Robert, hier gefangen, der Vater und der Oheim Ihre Ankläger — das sind Räthsel, die ich nicht zu begreifen vermag.“

„Ich glaube, die Auflösung ist vor der Thüre,“ sagte Robert, der in diesem Augenblicke die lachende Stimme seines Freundes und die stürmischen Schritte mehrerer Herannahenden von der äußern Treppe her vernahm.“

„Mein Gott!“ rief erschrocken Ludmille. „Man wird mich hier finden, was wird man von mir denken?“

„Daß Sie als die Freundin, vielleicht als die Befreierin eines Unglücklichen gekommen sind,“ tröstete Robert. „War es nicht wirklich so, beste Cousine? Wollten Sie nicht einen Verbrecher aus seinen Banden erlösen?“

„Gewiß!“ antwortete das geängstigte Mädchen.
„Aber welche peinliche Lage! Ich höre den Vater,
den Oheim —“

Sie täuschte sich nicht. Adolar, Irenäus, Bruno und Esperance erschienen in der Thüre, die der Erste zu seinem Erstaunen nur angelehnt fand. Mit wenigen Worten erklärte sich nun Alles. Der Verwundete, den Bruno am frühen Morgen in einem Gebüsch des Parks gefunden, war kein Anderer, als der sogenannte salernitanische Philosoph, Francesco Lauroodoro. Er hatte auf der Flucht aus dem Schlosse einen schweren Fall gethan, sich mit einem Stilet, das er in der Brusttasche trug, gefährlich verletzt, und nur mühsam zu einem Versteck, das ihm Schutz zu bieten schien, geschleppt. Die Papiere, welche ihm im Wagen entfallen, brachten den jungen Hohensind daher auf den Gedanken, es sei hier ein Raub verübt worden, der den Vater Esperancens betreffe. Bei seiner Ankunft in jenem Städtchen, wo wir ihn und seinen Freund zuerst kennen gelernt, ließ er sogleich durch eine Gerichtsperson den Italiäner

genauer untersuchen. Dieser fühlte sich so schwach, daß er auf keine der vorgelegten Fragen zu antworten vermochte. Es fanden sich aber mehrere Gegenstände von hohem Werthe, ein bedeutender Betrag in Gold und jene Dokumente bei ihm, die der Gerichtsbeamte, dem bereits Anzeige von dem Diebstahle geschehen, als Irenäus Eigenthum erkannte. Erst gegen Abend erlangte der Räuber auf einige Augenblicke seine Besinnung wieder. Er fühlte, daß er dem Tode nahe sei, und legte noch vor seinem Ende ein vollständiges Bekenntniß ab, aus welchem hervorging, daß er früher Mitglied einer herumstreichenden Comödiantenbande gewesen, ein echter Deutscher Namens Laudorf sei, sich, als es mit dem Comödienspielen nicht recht mehr fort gewollt, einem herumschweifenden Gaunerleben ergeben, und, bei der Begegnung mit dem Professor Eimerius, diesen als einen arglosen, leicht zu täuschenden Mann sich zum Opfer ersuchen habe. Bruno sah sich indessen durch das Ausbleiben seines Freundes in die größte

Verlegenheit versetzt. Robert's Equipage war ohne ihn zurückgekehrt, nachdem sie bis gegen Mittag an der verabredeten Stelle vergeblich geharrt. Indem er sich entschloß, die Nachricht von dem entdeckten Diebstahle selbst nach Erfeld zu überbringen, hoffte er zugleich hier eine Spur seines Freundes zu finden. Welche Ueberraschung für ihn, und noch mehr für den Schlossherrn, als sich nun die Wahrheit entdeckte, als die Letztern erkennen mußten, daß sie den eigenen Verwandten, den ersuchten Gast und Mitkönig des Festes als einen Schelm und Dieb hinter Schloß und Riegel eingekerkert! Adolar bemerkte über der Menge von Entschuldigungen, die seinem Munde entströmten, die Anwesenheit Ludmills nicht; Freinäus war mit seinen Gedanken bei dem leidenden Professor; nur Esperance flüsterte, den Zeigefinger schallhaft erhebend, der erglühenden Schwester zu: „Dein Hauptschlüssel hat seine Schuldigkeit gethan. Wie gut, daß Le Cers nicht auf den Einfall gerathen ist, das Schloß ändern zu lassen!“ —

Während sich nun Alles auf Schloß Erfeld in

ein friedliches und frohes Verhältniß herstellte, beobachtete Adolar mit Aufmerksamkeit die jungen Leute. Sehr bald schon mußte er sich überzeugen, daß ihre Wünsche und Absichten den seinigen ganz entgegengesetzt seien; daß die Wahlverwandtschaft der Neigungen den musikalischen Vetter zu Ludmilla, den Freund des Landlebens, Bruno, zu Esperancen und wiederum die beiden jungen Damen den Bewerbungen jener zugeführt hätten. Er weiffagte nichts Gutes aus diesen Verbindungen; als aber endlich die jungen Paare vor ihn und Trenau traten und um den Segen des Vaters und des Oheims baten, schloß er sie doch gerührt in seine Arme, konnte sich aber nicht enthalten zu äußern: er meine, der Kunstfreund Robert hätte besser zu Esperancen und der Naturfreund Bruno zu Ludmilla gepaßt, indem die gegenseitigen Liebhabereien dann gleichsam schon ein Band der Seelen geknüpft. Lächelnd blickten die jungen Damen auf ihre Auserwählten und Esperance sagte in einem bedeutenden Tone: „Glauben Sie mir,

lieber Oheim, die Liebe wird nicht von unsern Steckenpferden geleitet, sondern diese von ihr.

„Und ich hätte doch Alles anders farten können!“ bemerkte schlaue Trenauß. „Wäre Esperancen der Vetter in der Sonnenblume erschienen, so würde ihre Wahl auf diesen gefallen sein, und ebenso wäre es Ludmilla gegangen, wenn Sie den Herrn von Hohenlind in der Rose erblickt hätte. Ich bin nicht blind, ich habe wohl gesehen, wie Esperance in der letzten Zeit die Sonnenblume und Ludmilla die Rosen begünstigt!“

Die Mädchen sahen einander bedeutungsroll an; aber sie erwiederten nichts. Nach einigen Monaten wurde die Doppelfeier beider Hochzeiten auf Schloß Ersfeld begangen. Der Professor Cimerius erlebte sie nicht. Er hatte seit jener Schreckensnacht fortwährend gekränkelt, und man fand ihn eines Morgens sanft zum Tode entschlummert auf seinem Zimmer. Vor ihm stand das Fläschchen mit dem Lebenselixir, das er noch kurz vor seinem Hinscheiden zur Hälfte geleert.

G e d i ch t e.



Naturandacht.

Was singt ihr in den Zweigen,
Ihr muntern Vögelein,
Was wollt ihr fröhlich zeigen
In euern Melodein?

„Dem, der sie uns gelehret,
Dem bringt sie unser Chor!
Ob er uns leicht entbehret,
Uns drängt's zu ihm empor.“

Ihr Blumen voller Düfte,
Ihr Blumen voller Glanz,
Was haucht ihr in die Lüfte,
Wie deut' ich euern Kranz?

„Wir duften nur aus Liebe,
Der Tag strahlt in uns fort;
Die Farben sind die Triebe,
Der Duft ist unser Wort.“

Was rieselt von der Stelle
Beweglicher Gesang?
Du bist es, lose Quelle,
In deinem flücht'gen Gang!

„Mich zieht die Erde nieder,
Mich trinkt der Himmel auf;
Gereinigt kehrt' ich wieder
Vom frohen Heimathslauf.“

Ein Kindlein steht im Grunde
Und blickt die Sonne an;
Sprich, Kindlein, aus die Kunde,
Wer hat dir's angethan?

„Muß in die Sonne schauen,
Die gibt ein herrlich Licht,
Ein festiglich Vertrauen
Und hält, was sie verspricht.“

Das Vöglein und die Blume,
Die Quelle, wie das Kind
Im Schöpfungsheiligtume
Gar fromme Väter sind.

Weihnachten.

Es ist ein Licht erschienen,
Das strahlt in alle Zeit;
Dem Lichte will ich dienen
Voll Herzensfreudigkeit.

Du Licht aus grauen Tagen,
Wie konntest du den Glanz
Durch so viel Nächte tragen,
Und bliebest rein und ganz?

Es ruht in dunkler Höhle
Ein Kindeshaupt auf Stein,
Und aus des Kindes Seele
Hebt sich der Lichteschein.

Der hat das Haupt umspinnen,
Strahlt über Alles hell,
Den hohen Glanz der Sonnen,
Des Mondes Silberquell.

Der strahlt durch alle Zeiten,
Der strahlt in alle Welt,
Soll auch in Tod begleiten,
Dem Himmel beigeßelt.

Ein Kindlein ist die Liebe,
Ein Kindlein ist das Licht.
Wie wär' die Erde trübe,
Wär' dieses Kindlein nicht!

Sonntagsfreude.

Nichts gleicht der Sonntagsfreude
Wol auf der weiten Welt,
Die Erde trägt Geschmeide,
Das Herz ist froh erhell't.

Es zieht ein stiller Frieden
Durch alle Schöpfung hin,
Am Himmel und hienieden
Lebt einer Andacht Sinn.

Sie neigt am frühen Morgen
Vom Himmel sich herab,
In's Menschenherz voll Sorgen,
Dem sie dann Tröstung gab.

Sie ruft es auf zur Feier,
Zu Hoffnung und Vertrau'n,
Die will das Herz dann freier
Im Sonntaglicht erschau'n.

Du Ruhe nach Getümmel,
Die ich so schwer vermist,
Du mahnst mich an den Himmel,
Wo's immer Sonntag ist!

Das Wort des Engels.

Kommt einst die Stunde herben Scheidens,
Dann rauscht um uns ein Friedensgeist,
Der auch die letzte Spur des Leidens
In's Irdische zurücke weist.

Dann tönet in der Menschen Ohren
Ein Wort, das nur ein Engel spricht,
Das Jenen, die vom Staub geboren,
Erklingt, so lang sie athmen, nicht.

Das Wort, — es ist des Todes Lösung,
Es ist die Kraft, die Alles eint,
Die selbst durch Werden und Verwesung
Ein unvergänglich Band erscheint.

Es ruhet tief im Menschenherzen,
Wir ahnen, nur erkennen's nicht,
Wenn oft auch durch die Nacht der Schmerzen
Es tröstend aus dem Innern spricht.

Es ist, als hätten wir's vernommen
In einer heitern, schönern Zeit,
Die uns das Leben weggenommen
Mit seiner herben Wirklichkeit.

Was es bedeutet, ist verschwunden,
Allein sein Klang tönt immerfort,
Und löst nach Erden Schmerz und Wunden
Sich in den herrlichsten Accord.

Das Kapellchen am Wege.

Da steht es, nur ein enges Häuschen,
Allein voll Trost für eine Welt,
Ein schwach' Gebäu, dem Wind erbebend,
Daß in sich doch den Himmel hält.

Es sagt dem Wand'rer: Hemm' dein Schreiten,
Bring' deine Sorgen, deine Pein,
Bring', was die Seele schwer belastet,
In meine stille Stätte ein!

Hier sei's begraben tief im Grunde,
Den die Vergessenheit bedeckt;
Hier stelle dein Gebet zum Wächter,
Daß es dein Herz nicht mehr erschreckt!

Hier ist der Born des Seelenfriedens,
Hier schöpfe aus dem reichen Quell;
Bald wird die Nacht in deinem Leben,
Wie der Krystall, so rein und hell.

Nimm auf, was segendreich sich bietet,
Und web' es in dein Leben ein,
Dann wird dein Aufenthalt auf Erden
Am Wege ein Kapellchen sein.

Wesen der Liebe.

Wer will die Liebe halten,
Das leichte Götterkind?
Sie spottet den Gewalten,
Die ihr entgegen sind.

Die Fessel wird zum Kranze,
Sie setzt ihn auf ihr Haupt;
Umstrahlt vom Blüthenglanze
Entflieht sie, eh' ihr's glaubt.

Gedanke wird zum Flügel,
Der sie zum Ziele trägt;
So habt ihr Schloß und Riegel
Vergebens vorgelegt.

Ihr Reich ist allerwegen,
Im Thal, auf Bergeshöh'n.
Das Glück kommt ihr entgegen,
Wo Himmelsklüfte weh'n.

Und wo ist nicht der Himmel,
Wo herrscht nicht seine Macht?
Du armes Weltgetümmel,
Du hast umsonst gewacht.

Des Himmels Macht ist Liebe,
Sein Geist verkündet sie,
D'rum weicht sie dem Getriebe
Des Weltgetümmels nie.

Der Mütter Engel.

Es ist den Müttern für dies Leben
Ein Himmelsenglein beigegeben,
Das wandelt, wo sie wandeln geh'n,
Will mit nach ihren Kindlein seh'n.

Das glänzt in lichten Sonnenstrahlen,
Des Himmels Liebe auszumalen,
Mit der er auf die Kindlein blickt,
Die er zur Erde hat geschickt.

Das trägt des Morgenrothes Schwingen,
Für jeden Tag ein Heil zu bringen,
Auf das der Himmel in der Nacht
Für alle Kinder war bedacht.

Das deutet auf den Welterlöser,
Der höchsten Liebeskraft Verweser,
Das deutet auf die heil'ge Schrift,
Die Groß' und Kleine segnend trifft.

Das wird der Mutter nicht erscheinen,
Die jedes Lächeln, jedes Weinen
Mit immer gleicher Liebe mißt
Und selbst des Kindes Engel ist.

Da steht's im Hintergrund bescheiden
Und fühlt die Rückkehr jener Freuden,
Von denen es schon Abschied nahm,
Als es herab zur Erde kam.

Es findet seinen Himmel wieder,
Es senkt beschämt das Antlitz nieder,
Denn Mutterlieb' und Treue sind
Der Erdenhimmel für ein Kind.

Doch ist die Liebe ausgezogen,
Wird leicht die Sorgfalt nur gewogen,
Dann tritt das Englein mahnend vor
Und flüstert in der Mutter Ohr.

Es spricht gar wunderbare Dinge,
Die schwere Sorge scheint geringe,
Die Liebe lehrt sogleich zurück,
Und Mutterförg' ist Mutterglück.

Und ist in herber Todesstunde
Das Mutterherz nur eine Wunde,
Das brechen soll und kann doch nicht,
Das hier noch hängt an Lieb' und Pflicht;

Dann spricht das Englein Friedensworte:
„Geh' ruhig ein zur Himmelspforte,
Ich bleibe bei den Kindern dein,
Der Engel will nun Mutter sein.“

Kinderlächeln.

Im Lächeln eines Kindes
Da liegt die Lust der Welt,
Da liegt die Lust des Himmels,
Die jener sich gesellt.

Ein heit'res Frühlingsleben,
Voll süßer Blumenpracht,
Erschließt im Kinderlächeln
Sich unsrer Erdennacht.

Es ist ein lindes Säuseln
Aus unbekanntem Land,
Will kühlen alle Wunden,
Die hier der Kämpfer fand.

Es ist ein starker Krieger,
Voll hochbegabter Macht,
Dem heißen Schmerz Besieger,
Der in der Brust entsacht.

Es ist die Liebe selber,
Die nur von Liebe spricht,
Ist mehr noch als die Liebe:
Von Liebe ein Gedicht.

Es ist die schöne Hoffnung,
Die unsre Zukunft schmückt,
Und was nicht kann die Hoffnung,
Auch schon das Jetzt beglückt.

Es ist in trüben Stunden
Ein heit'rer Freudenstrahl,
Der scheint so warm in's Herze,
Wie Sonnenlicht in's Thal.

Es ist ein Trostesengel
Von himmlischem Geschlecht,
Steht einst der Himmel offen,
Dann kennst du es erst recht!

Des Kindes Baubermacht.

Noch ruht die Mutter müde sehr,
Im Haupt und Herzen sorgenschwer,
Sie hat die ganze Nacht gewacht,
Für ihres Kindleins Wohl bedacht.

Sie blickt hinab bei jedem Laut,
Wie Himmel auf die Erde schaut,
Sie meint, der schwere Odemzug
Virgt irgend einer Krankheit Fluch.

Sie hat gelauscht, sie hat geseh'n,
Bis nun die Sterne untergeh'n,
Und als die Nacht sich legt zu Ruh',
Da geh'n ihr auch die Augen zu.

Da graut der Tag im Morgenschein,
Die Sonne blickt in's Fenster ein,
Sie grüßt die Mutter, grüßt das Kind
Mit Strahlen, die gar freundlich sind.

Doch weckt der Gruß die Mutter nicht,
Das Kind schläft fort im Morgenlicht,
Und an dem milden Sonnenschein
Mag sich das Stübchen nur erfreu'n.

Da aus dem Wald der Vöglein Chor
Zum Himmel schickt sein Lied empor,
Die Lerche ihren Jubel ruft
In frisch belebter Morgenluft.

Laß, Lerche, mir die Mutter ruh'n,
Du sollst dem Kindeschlaf nichts thun!
Wie du auch preigest Licht und Tag,
Der Schlaf sie mehr noch preisen mag.

Horch, wie des Lebens lauter Ton
Erhebt sich in der Straße schon,
Wie in den Morgen, frisch und kühl,
Schon lärmt das wilde Weltgewühl!

Die Mutter schlummert fort und fort,
Allein das Kind beim lauten Wort
Thut auf die Augenlein, blau und hold,
Blickt lächelnd in das Sonnengold.

„Mein Mütterlein!“ so ruft das Kind,
Da flieht der Mutter Schlaf geschwind,
Sie sieht entzückt den Liebling an;
Der Krankheit Furcht war nur ein Wahn.

Ja, was die ganze Schöpfung sagt,
Was selbst im Sonnenglanze tagt,
Es thut der Mutter Das nicht kund,
Was nur ein Hauch von Kindes Mund.

In der Fremde.

In der Fremde, in der Ferne,
Wie ist's doch so still und leer!
Ach, wie hätt' ich dann so gerne,
Die ich liebe, um mich her!

Blaue Berge — sie erzählen
Von der Heimath, Frau und Kind.
Wölkchen will ich mir erwählen,
Daß sie meine Boten sind.

Flüsse, die herniederrauschen
Zu dem theuern Lande hin,
Müssen meinen Klagen lauschen,
Und begreifen ihren Sinn.

Laß, o Sonne, deine Strahlen
Trinken auf der Liebsten Bild,
Daß sie mir es wieder malen,
Wie sie schön ist, gut und mild!

Spiegle dich in ihrer Reine,
Mond, in ihrer Seele Glanz,
Und dann gieb im edlern Scheine
Deiner Nacht den Strahlenkranz!

Sterne, ihr könnt euch nur zeigen,
Wann ihr Auge sich verschließt,
Und ihr müßet schnell entweichen,
Wann ihr Blick den Morgen grüßt.

Und wenn noch zwei Augen glänzen,
Kindesaugen, froh und klar,
Tag und Nacht mit Strahlenkränzen
Sind in ihnen offenbar.

Denn es sehn des Kindes Augen
Ueber Sonne, Mond und Stern,
Wo sie Gottes Glanz nur saugen
Aus dem hohen Himmel fern.

In der Unschuld reiner Quelle,
Aus der Gottesliebe Meer,
Trinken sie die sel'ge Helle,
Die sie fanden ringsumher.

Heimath, Heimath, hingegeben
Bin ich deiner Allgewalt!
Dort ist Alles Licht und Leben,
Hier ist Alles todt und kalt.

Sonette in der Ferne.

An eine Schwalbe.

1.

So kommst du jeden Morgen hergeflogen,
Und nistest dich an meines Fensters Schelben;
Hier suchst du Mutterglück und stilles Bleiben,
Ein heil'ges Sehnen hat dich hergezogen.

Auch du willst Liebe unterm Himmelsbogen!
Sei mir gegrüßt! Ich will dich nicht vertreiben,
Du kündest mir ein Glück, nicht zu beschreiben;
Dein Beispiel ruft mich auf trotz Sturm und
Wogen.

Ja, liebe Schwalbe, was du hier gesponnen,
Gibt Muth und Hoffnung mir und neues Leben:
Solch Liebesbild muß zum Entschluß beseuern.

Und vor dem neuen Jahreslauf der Sonnen
Soll sich auch mir ein häuslich Glück erheben,
Im seligen Verein mit meinen Theuern!

2.

Schon rundet sich das künstliche Geflechte,
Du flatterst ängstlicher zur kleinen Stätte,
Es drängt zum selbsterbauten Ruhebette;
Und die Natur will ewig ihre Rechte.

Dein Freund, auf daß er Trost und Liebe brächte,
Schwingt sich zu dir, gefesselt durch die Kette,
In der sich, was da lebet, um die Wette
Verschlingt; das hehre Band, das himmlisch
Echte.

Das ist im Leben göttlich und gegründet,
Daß wir es selbst um Gleiches können tauschen
Im süßen Wechsel heil'ger Liebesgabe.

Auch mir hat solche Wonne sich verkündet;
Die Stunden eilen und die Jahre rauschen,
Ich stehe fest, da ich die Liebste habe.

3.

Jetzt, liebe Schwalbe, ruft dich zwitschernd Tönen
Zum Hause, wo die Kleinen schon sich fanden,
Die Klänge werden für dich zu Gesandten:
„O Mutter, Mutter komm! still' unser Sehnen!“

Und eilend, um der Kleinen Wunsch zu krönen, —
Die Flügel stählen sich in Liebesbanden, —
Willst du auf lustumwehelter Insel landen,
Mit süßer Kost ihr Dasein zu verschönen.

Wie die Natur sich rings in Blüthen bettet,
In Bergeskriesen ihre Macht verkündet —
Allüberall herrscht zarte Mutterliebe.

Der hat das Heil der Ewigkeit verwettet,
Der Elternlust, die göttlich uns verbündet,
Nicht kennt: das mächt'ge Rad im Weltgetriebe.

4.

Die schönen Tage sind dahin geschwunden,
Der Herbst erhebt die gelblich bleiche Fahne;
Auch du bist treulos deinem süßen Wahne
Und fliehst die Stätte, wo du Lust gefunden.

Vergebens hielt die Liebe dich gebunden
An deines Glückes leicht geflocht'nem Rahne;
Daß war die rechte Heimath nicht. Ich ahne:
Du folgst der Zeit, den ewig flücht'gen Stunden.

Und so ist auch des Menschen Loos hienieden;
Wie er den Tempel glänzend mag errichten
Für Liebesthust und Glück, doch muß er wandern.

Hier ist die Heimath ihm noch nicht beschieden.
Die Zeit löst ihn von irdischen Gewichten,
Vom Erdenland und ruft zu einem andern.

Wandervöglein.

Ihr treibt ein lustig Wandern
Ihr zieh'nden Vögelein,
Die einen nach den andern,
Zu fremdem Frühlingschein.

Hier wird es todt und stille,
Kein Blättchen flüstert mehr,
Die heit're Laubeshülle
Liegt nun zerstreut umher.

Das Haus ward euch genommen,
Der liebe Heimathsort;
Drum wart ihr hergekommen,
Run zieht ihr wieder fort.

Ihr kennt die schöne Stätte,
Wo's immer Frühling bleibt,
Zu der es um die Wette,
Kommt Winter, hin euch treibt.

Warum nicht bleibt ihr immer
Im schönen Frühlingsland?
Lockt euch ein falscher Schimmer,
Wie oft er Täuschung fand?

Ihr scheintet still zu trauern,
Wenn ihr in's Ferne eilt;
Wie könnt ihr das bedauern,
Da ihr nicht gerne weilt?

Ach! so das Weltgetümmel
Den Menschen auch nicht läßt:
Der Lenz ruft ihn zum Himmel,
Ihn hält die Erde fest.

Nichts Bleibendes.

Ein weites Zelt ist ausgespannt,
Wohl über Meer, wohl über Land,
Darinnen ist ein Tisch gedeckt,
Der weit sich durch den Raum erstreckt,
Und Böß und Gut heut im Gemische
Sich wunderbarlich auf diesem Tische.

Im Zelte könnt ihr immer seh'n
Die Gäste zu und weiter geh'n,
Der im Vorüberwandeln greift
Nach Früchten, die nur halb gereift,
Der will das Böse gierig haschen,
Ein feltner Gast vom Guten naschen.

Und Kindlein schweben auch heran,
Sie wollen ihren Theil empfah'n,

Doch reichen sie im niedern Lauf
Nicht zu dem hohen Tisch hinauf,
Und, eh' man heut von den Gerichten,
Verschwinden sie gleich Traumgesichten.

Das Zelt steht fest auf seinem Platz,
Die Tafel gibt des Mables Schatz;
Sag an, du trüber Wandermann,
Nimmst du nichts von den Speisen an? —
Ein trübes Lächeln in den Zügen,
Anstatt der Antwort, muß genügen.

„Ich sehne nach der Heimath mich,“
So spricht das Lächeln bitterlich;
„Im Zelte ist für mich nicht Raum,
O, schwänd' ich hin, so wie ein Traum!“ —
Da flammt es auf im Himmelsglanze,
Und schnell verschwunden ist das Ganze.

Lebensweihen.

Um die Wiege schlingen Bande
Sich, von Lieb und Blut gewebt,
Aus der Mutterbrust gesandt,
Wie der Vaterbrust entstrebt,
Schlingen sich um Kindesherzen,
Dringen in die Herzen ein,
Daß sie Wunden voller Schmerzen
Heilend der Genesung weih'n.

Aber wenn die Banden rissen
Aus der lockern Erdenbahn,
Und zu Licht, nach Finsternissen,
Knüpften sich im Himmel an,

Wenn sie diesen halten offen,
Daß wir sel'ge Zukunft schau'n:
Bleibt uns dann nur dieses Hoffen,
Und für dießseits kein Vertrau'n?

Zweifler, sieh' auf jene Fluren!
Wo erblickst du Einsamkeit?
Die Natur zeigt tausend Spuren
Eines Geist's, der Alles weicht,
Der das Leben weicht dem Leben,
Blühend, singend, freudenvoll,
Der nicht müde wird zu geben,
Was der Schöpfung reich entquoll.

Blühend, singend, Freude spendend,
Führt er uns die Freunde zu,
Herzen rasch zu Herzen wendend,
Bringt er diesen Glück und Ruh.

Seid willkommen! Seid willkommen!
Freunde, kommt an meine Brust!
Habt hier euern Platz genommen,
So für Leiden, wie für Lust!

Für die Leiden, sie zu theilen,
Für die Lust, die uns vereint,
Jene zwingend zu enteilen,
Diese, daß sie jung erscheint.
Und so schmücke sich das Leben,
Rosen, Neben blühen auf,
Rosenglanz und Geist der Neben,
In den heitern Lebenslauf!

Schmück' das Haupt dir mit dem Kranze,
Schlag' zum Himmel auf den Blick:
Sel'ge steh'n im Himmelsglanze,
Doch die Welt hat auch ihr Glück.

Schlürf den Geist der Rebe nieder,
Freunden bring' den Becher dar,
Und Gefühle wachen wieder,
Die geschlummert manches Jahr.

„Auch die Todten sollen leben!“
Wie der große Dichter sagt;
Die von dort uns Liebe geben,
Wo die ew'ge Liebe tagt.
Ach, ihr Freunde! frischen Zweigen
Gleicht noch heute unser Reis,
Bald doch kann ein Haupt sich neigen,
Niederfällt ein dürres Reis.

Der wunderbare Garten.

Es ist ein weiter Garten
Von wundersamer Art;
Ein Gärtner will ihn warten,
Vor Allen hochgelahrt.

Wer kennt des Gartens Ende?
Wer seinen Anbeginn?
Wohin ich mich auch wende,
Nichts löst der Frage Sinn.

Wir Alle wandeln heiter
Ein Weilschen durch die Flur,
Doch müssen wir bald weiter
Und sehn ein Theilschen nur.

Für einen Jeden findet
Sich in des Gartens Raum,
So weit er ihn ergründet,
Ein fruchtbelad'ner Baum.

Die Früchte sinken nieder
In abgemess'ner Frist;
Der Baum treibt keine wieder,
Wenn er entladen ist.

Hat sich der Früchte lehte
Der Mensch nun aufgerafft,
Daß er sich noch ergehe
An ihrer innern Kraft:

Dann wird er fortgetrieben
In's unbekannte Land,
Getrennt von manchen Lieben,
Die er im Garten fand.

Manch' And're sind seit lange
Dorthin vorausgeeilt:
D'rum sorg' er nimmer bange,
Was dort ihm zugetheilt.

Wir werden Freunde finden:
Ist das kein Hoffnungslicht?
Ein Band wird uns verbinden,
Das nimmer wieder bricht.

Die Flur, in der wir harrten,
Ist nur ein Bild der Zeit;
Der Baum in diesem Garten
Dem Leben so geweiht.

Die Früchte, die gefallen,
Sind unsrer Jahre Zahl:
Es wachet über Allen
Des Gottesauges Strahl.

Der Bach.

Von den Bergen kommst du kräftig,
Aus des Waldes Schattengang,
Minnest durch das Thal geschäftig,
Voller Jugendlust und Drang.

Wo du einsprichst, klappern Mühlen,
Wo du anklopfst, Hammerwerk:
Alles ist dir leichtes Spielen,
Leichte Uebung deiner Stärk'.

Nicht gelingt es, dich zu fassen,
Denn du athmest Freiheit nur,
Willst nicht von der Freundin lassen,
Von der liebenden Natur.

Wie sie deine Jugend schmückte
Mit dem frischen Eichenkranz,
Daß er dich so stark erquickte
Und dir gab den grünen Glanz;

Wie sie dann den Boden neigte,
Daß du leichter sprangst in's Thal,
Und als ihren Liebling zeigte
Dich dem jungen Sonnenstrahl:

Also pflegt sie deines Lebens
Immer liebevoll und treu,
Offenbart, daß nicht vergebens
Man ihr lieber Schüpling sei.

Blumen streut sie auf die Wiesen,
Winden und Vergifmeinnicht,
Welche sie dich läßt durchfließen,
Wo sie freundlich zu dir spricht;

Wo sie in des Westes Rauschen
Ihre Liebe dir erklärt,
Wo sie will der Antwort lauschen,
Die zurücke flüsternd lehrt;

Wo sie, wenn der Sturmwind wüthet,
Deinem flücht'gen Lieben grollt,
Daß sich jedem Blümchen bietet,
Daß sie deinem Schmucke zollt;

Wo sie dann in Sonnenstrahlen,
Wann du sie genug geneckt,
Glühend will die Freude malen,
Daß ein Scherz sie nur geschreckt;

Daß dein Wandeln nur ein Spielen,
Daß es nicht die Wahrheit war,
Daß du nur für sie kannst fühlen
Gegenliebe rein und klar.

Und so läßt du von den Tagen,
Läßt du von den Nächten dich
Hin zum größern Strome tragen,
Wo sie enger nähert sich.

Fürchte nicht, du gingest unter,
Wenn sie mächtig dich umschließt,
Wenn dich nicht allein ihr bunter
Blument Teppich mehr begrüßt:

Welle muß an Well' sich reiben,
Bächlein muß zum Strome geh'n:
Sein kann nur das Sein erfreuen,
Alles muß durch Eins besteh'n.

Das Brunnchen am Kirchhofe.

Das Brunnchen rieselt leise
Bei Tage und bei Nacht,
Hat bald die kleine Reise
Hin durch den Ort gemacht.
Bekannt klingt seine Weise,
Als sei in uns erwacht,
Was, wie ein alter Traum,
Tief lag im Herzenraum.

Sein Rauschen ist ein Singen
So friedlich und so süß,
Von wunderlichen Dingen,
Die's uns als Räthsel ließ,

Vom Hohen und Gerigen,
Das Himmel, Erd' und wies,
Von Lebens Leid und Lust,
Gemischt in Menschenbrust.

Und immer singt es milde
Von jedem Wechselfall,
Als hör' es uns zum Schilde
Den Frieden überall;
Daß wir aus seinem Bilde,
Aus seinem sanften Fall
Den jeden Sturmeslauf
Den Frieden nähmen auf.

Ach, wer den Frieden hätte,
Wer ihn im Herzen trüg',
Daß in der Leidenskette
Es doch harmonisch schlug',

Daß es ein sanftes Bette
Im Sturme wär', — eine Wieg',
Wo Kinder lächelnd ruh'n,
Bei'm wilden Lebensstun!

Es rauscht und singt, und Jeder
Blickt sehrend zu ihm hin;
Und tragen wilde Räder,
Es rinnt im Friedenssinn
So leicht, wie eine Feder,
Fliegt über Au'n dahin,
So leicht, als wie ein Blatt,
Daß Best erkauft sich hat.

Wer ist nicht heimgegangen,
Seit schon das Bächlein rinnt?
Wer kann Etwas verlangen,
Daß er nicht dann gewinnt?

Dann werden wir erlangen,
Was Brunnlein sagt und sinnt:
Dann ist uns offenbar,
Was einst ein Räthsel war.

Und wenn das Glockenläuten
Vom Thurme zu uns spricht,
Daß es will Tod bedeuten,
Dann zitt're, Seele, nicht!
Von Weiten hin zu Weiten,
Führt uns ein Gotteslicht:
Man lebt an jedem Ort —
Rauscht nicht das Bächlein fort?

Der arme Anabe.

Ich bin auf den Berg gegangen —
Im Thale blüht es so schön:
Wie müssen erst herrlich prangen
Die Blumen auf den Höh'n!

Ach! Oben weht es so schaurig,
Geh' keine Blume blüh'n;
Da eil' ich, wiederum traurig
In's Thal hinabzuzieh'n.

Wo ist der Blumen Geschmeide —
Die bunte Pracht vom Thal?
Ach, Herz, brich nun im Eide:
Welt sind sie allzumal!

Sandmann's Lied.

Kauft meinen Sand! Kauft meinen Sand!

Blank muß das Leben sein;

Blank sei das Haus, blank sei die Hand,

Gemach, wie Herz sei rein!

Die Lust entflieht, die Zeit verrinnt

In's immer offne Grab;

Wer hier auf Erden gibt, gewinnt;

D'rum lauft dem Armen ab.

Und denkt, daß, ob auch Herrlichkeit

Mit Kränzen euch umwand,

Bald nur, nach einer Spanne Zeit,

Euch bleibt ein Hügel Sand.

Das Veilchen und das Mädchen.

Mädchen, sieh' das Veilchen an,
Das am Bache blühet,
Und auf deines Lebens Bahn
Dir als Sinnbild glühet;
Veilchen ist ein liebes Kind,
Gar bescheiden, zart und lind.

Rose strahlt im Glanzeslicht,
Wie gar Viele sprechen,
Jeden aber lockt sie nicht,
Denn die Dornen stechen;
Doch das Veilchen ist ein Kind
Gar bescheiden, zart und lind.

Lilie in der Flammengluth
Wollen Manche ehren;
Doch des eig'nen Brandes Wuth
Kann auch selbst verzehren;
Doch das Veilchen bleibt ein Kind
Gar bescheiden, zart und lind.

Laß nicht Dornen dich umzieh'n,
Holde Maid der Erde;
Laß nicht Feuer dich durchglüh'n;
Wie das Veilchen werde:
Denn es ist ein liebes Kind
Gar bescheiden, zart und lind.

Der Tanzmusikant.

Die Jugend soll leben!
Sie hat mir gebracht
Manch' fröhliche Stunde,
Manch' lustige Nacht.
Sie hat mir geschenkt
Viel goldigen Wein,
Der floß mir so würzig
Zur Kehle hinein.

Die Jugend soll leben!
Daß sie uns beschert,
Daß macht ihre Frische
Noch einmal so werth.

Der Tanz durch die Nächte,
Gewimmel so bunt,
Das Spiel auf der Geige,
Der Maid rother Mund!

Die Jugend soll leben!
Denn ihr ist die Welt,
Sie fragt nicht nach Ehren,
Nach Gut und nach Geld.
Sie will nur die Freiheit
Und all' überall
Ertönt dann belebend
Ihr freudiger Schall.

Die Jugend soll leben!
Wie flog da mein Strich
Hin über die Geige,
Daß keiner ihm glich.

Ich war in den Städten,
Ich war auf dem Land
Von Allen gelitten
Als Tanzmusikant.

Die Jugend soll leben!
Ich bin nun wohl alt,
Doch trag' ich noch munter
Gesicht und Gestalt.
Ich trage noch munter
In Herzen und Sinn
So manche Erinn'ung
Von Jugendgewinn.

Da rauscht es wie Küsse,
Da tönt es so süß,
Wie Liebesgeflüster,
Wie Liebesgegruß.

Der Wein ist geblieben —

Ich leere ein Glas:

Die Jugend soll leben!

Wer wehret mir das?

In ein Stammbuch

mit

Ansichten von Baden = Baden.

Was dir dies Buch im Bilde bringet wieder,
Das haben wir in Wirklichkeit geschaut,
Den Wald, der sich vom Berge drängt nieder,
Den Wiesengrund, von Perlenglanz bethaut

Was wir geseh'n, gesprochen da, empfunden,
Das lebe treu in deiner Seele fort;
Zu flüchtig sind des Erdenlebens Stunden,
Es treibt uns in des Himmels sichern Port.

Doch Bande schlingen sich um alle Herzen,
Die reichen von dem Himmel selbst herab,
Sie einen uns in Freuden und in Schmerzen,
Sie einen uns hinüber über's Grab.

Und, Freundin, wo du wandeln magst, gedenke,
Doch uns auch dieses Band gefesselt hält;
Geweiht sei's uns, als ein Gottgeschenke,
Für diese gute, für die bess're Welt.

zur Eröffnung

von

Goethe's 81. Geburtstage, den 28. August 1829.

Nur schüchtern faßt der Dichter seine Feier,
Und stimmt sie leise zum gewagten Spiel;
Denn wie beging' er würdig eine Feier,
Die wie ein Götterglück vom Himmel fiel,
Die uns das Leben weiter zeigt und freier,
Und ferner seiner Tage letztes Ziel,
In deren Glanz mit freudigem Entzücken
Den deutschen Dichterheros wir erblicken?

Unsterblicher Geschenk schon ist zu achten,
Der Genius, der seine Zeit erhebt,
An dessen Wiege sie begabend wachten,
In dessen Brust die Kraft des Himmels lebt,

In dem sie jene Götterglut entfachten,
Die hier den Menschen zu verklären strebt,
Und seiner Ahnung in prophet'schen Worten
Erschließt des Himmels und der Hölle Pforten.

Mit Liebe geizen nicht die Göttermächte,
Dem Liebling wird ihr Reichthum gern geweiht,
Sie zeigen ihn dem sterblichen Geschlechte,
Als ihren Freund, dem ihre Huld sich beut,
Sie opfern selbst von ihrem eig'nen Rechte
Zu ihres Günstlings Erdenherrlichkeit;
Geschmückt mit ihres ew'gen Frühlings Kranze
Seh'n wir den Greis im heitern Jugendglanze.

Und auf die Bahn zurück den Blick gehalten,
Die sich in eine ferne Zeit erstreckt,
Begegnet er befreundeten Gestalten,
Die einst sein Wort in's Leben auferweckt,

Er weiß, daß sie unsterblich müssen walten,
Der Gott im Busen hat es ihm entdeckt:
Auch wer Unsterblichen gebent zu leben,
Dem sei schon früh Unsterblichkeit gegeben.

Und vorwärts auf die Bahn den Blick gerichtet,
Die glänzend an den Dom des Himmels reicht,
Da zeigt in hoher Klarheit sich gelichtet,
Wovon nur eben erst das Aug' entweicht;
Dieselben Wesen, reiner jetzt gesichtet,
Mit Lächeln, das der Engel Lächeln gleicht,
Schon Himmelskinder, die den Vater grüßen,
Das Glück ihm dankend, dessen sie genießen.

Und Helme, Schwerter, Panzen sieht er glänzen,
Die Pracht der mannlich starken Ritterzeit,
Italien, mit seinen Lorbeerkränzen,
Das Vaterland in seiner Würdigkeit,

Und tausend Bilder, die in ihren Gränzen
Umzieh'n, was Märchen und Geschichte beut,
Was Göttermacht in seiner Brust entzündet,
Wo Poesie nur Herrliches erfindet.

So wandelt er in seligen Gefühlen,
Ein Erdensohn, dem Himmel eng vertraut,
Dem er zu seiner Lust, in leichten Spielen,
Selbst seines Lichts Geheimniß abgeschaut,
Wie Glanz und Farben schmückend niederfielen,
Wie sie der Schöpfung reiches Haus umbaut,
Wie alles Farbenspieles Lust und Wonne
Nur Stufengang von Nacht zur Himmelssonne.

Und sinnend fällt sein Blick zur Erde nieder,
Aus tausend Blumenaugen lächelt sie,
Er fühlt von ihr sich angezogen wieder,
Von ihrer ewig gleichen Harmonie;

Still harren heißet er den Klang der Lieder,
Verkündet, was vor ihm erforschet nie,
Als sei's der Schöpfung selbst geweihte Sendung,
Den Wandel der Gestalten zur Vollendung.

Sein Geist schwebt über Allem, was erschaffen,
Das Unerhoffte neiget sich ihm zu,
Nicht will die Huld Unsterblicher erschaffen,
Am Abend wirkt er noch in kräft'ger Ruh',
Der Vorbeer, der erkämpft mit blut'gen Waffen,
Oft welkt in eines Augenblickes Nu;
Doch der, mit dem der Genius sich kränzet,
Unwandelbar fort durch alle Zeiten glänzet.

Hier sah er jenes Licht, das er gedeutet,
Hier lächelt ihm das erste Erdengrün,
Hier hat die erste Stunde ihm geläutet,
In der die Götterflammen ihn durchglüh'n.

So sei ihm hier ein hohes Fest bereitet,
Es ist der Tag von jenem ersten Grün:
Wir opfern ihm mit jubelnden Gesängen,
Mit ernstem Lied, mit ernstern Feierklängen!

(Mit Begleitung der Harmonika).

Horch! dieser Feier schließt aus allen Gauen
Sich an ein gleichgestimmter Festesklang,
Er schwebt von Bergen, schwebt herauf aus Auen,
Denn ihn zu feiern heut' ist Aller Drang;
Und uns befeelt ein himmlisches Vertrauen,
Daß er noch bleibe viele Jahre lang
Der Erde, die sein Dichtergeist erheitert,
Dem Wissen, das sein Forscherblick erweitert.

Ja, bleibe! deine Gegenwart ist Segen:
Dem Herzen gibt sie Kraft, der Seele Muth;
Die Stärke kann der Starke nur erregen,
Und Himmelsbahnung nur die Himmelsglut,

Wir hoffen sie nach dornenvollen Wegen,
Dein ist sie schon ein längst erworben's Gut;
Wir ehren sie, indem wir dich verehren,
Wohl deine Lust, nicht deinen Ruhm, vermehren.

Nachruf an Friedriche Lohmann.

Stört nicht den Frieden einer edeln Todten —
Nur Rosen streut, nicht Dornen auf ihr Grab!
Es ward ihr frühe Ruhe hier geboten,
Und lächelnd trat sie von der Laufbahn ab.

Sie hat geliebt — von reiner Liebe tönte
Zu jedem reinen Herzen ihr Gesang;
Sie hat gelitten, und ihr Lied verschönte,
Was grambeschwert aus ihrer Seele drang.

Ihr Wort war Leben. Aus der Nacht der Grüste,
Wie manchen Todten hat sie nicht erweckt,
Daß er durch's Lebensmeer noch einmal schiffte,
Und kühn erzählt, was lang' das Grab bedeckt?

Das Wort verstummt. Nur wenn aus nahem Haine
Ein sanftes Lied der Nachtigall erklingt,
Dann ist's, als ob die Freundin nochmals weine,
Dann tönt's, als ob sie uns von Liebe singt.

Mit Lorbeern ihr den Hügel auszuschnücken,
Dazu bedarf es einer würd'gern Hand;
Doch wagt' ich diese Rose ihr zu pflücken,
Die ich im stillen Thale einsam fand.

Nachruf an Wilhelm Hauff.

1.

Wer dachte wol an Sterben,
Wenn er dein Leben sah,
Ein frisches, frohes Werben
Um Liebe fern und nah?

Ein Scheubild für die Thoren,
Den Weisen eine Lust;
In heit'rer Form geboren,
Die Wahrheit in der Brust.

Du wolltest nicht begraben
Das Licht in dunkle Nacht,
Nicht solchen Frieden haben,
Wie And're sich gebracht;

In keine Hülle bergen
Den Stern in deiner Brust,
Du zeigtest ihn den Zwergen,
Doch nicht zu ihrer Lust.

Bei seinem Glanz verbleichen
Muß ihr erborgter Schein;
Sie sahen sich als Leichen,
Da sie gewähnt zu sein.

Sie sah'n in einem Spiegel
Die ewig leere Brust,
Wo sie gerühmet Flügel
Zu Himmelskraft und Lust.

Du hast den Frieden funden,
Den And're nur geträumt,
Du hast die Lebensstunden
Genüßt, die sie versäumt.

Du nahnst, voll Licht und Wahrheit,
So rasch den kühnen Lauf;
D'rinn führt er auch zur Klarheit
Dich schon so bald hinauf.

2.

Warum ward so schwer die Trennung
Dir vom Leben doch gemacht,
Als die freundlichste Erkennung
Waternonne dir gebracht?

Als Die, erst ein Jahr vereinigt
Dir zu süßem Liebesglück,
Von der Wehen Schmerz gepeinigt,
Lieb' um Liebe gab zurück?

Als ein unverständ'nes Fallen
Blötzlich drang zu deinem Ohr,
Und dein Geist in Wohlgefallen,
In Entzücken sich verlor?

Ach, es trieb dich bald zu wissen,
Was dein Kindlein fallen mag,
Weil es erst zu Finsternissen
Stieg herab aus Himmelslag!

Und du kannst es nun verstehen,
Seine süße Melodei:
Daß es in den Himmels Höhen
Schöner, als auf Erden sei!

3

Hätt' ich das Grab dir bauen sollen,
Ich hätt' es einfach dir geschmückt,
Dein Hoffen süß, dein kühnes Wollen
In schlichten Bildern ausgedrückt;

Von Knospen zartverschlung'ne Kränze
Geleget dir zu Herz und Haupt,
Wie sie ein Sturm im frühen Lenze
Noch unerblüht dem Zweige raubt;

Ein junger Nar, im stolzen Fluge
Hinschwebend über Land und See,
Allein von einem stärkern Zuge
Geschoben zu der Himmelsböhh'! —

Und eine Nachtigall erzogen
Hätt' ich zur Säng'rin auf dein Grab,
Die immer früher weggestiegen,
Eh' sie das ganze Lied uns gab.

Die Wanderer in der Wüste.

Eine Legende.

Es liegt so still der Wüste Sand,
Kein Lüftchen wehet über's Land,
Und selbst des wilden Tigers Wuth
Birgt sich vor Mittag's Sonnengluth.
Kein Halmchen zeigt sich ringsumher
In diesem todten Sandesmeer,
Was in dem Quell melodisch rauscht,
Hat hier kein Wanderer noch erlauscht.
Das Schweigen, das die Wüste deckt,
Wol mehr als wilder Lärm erschreckt,
Und deckte sich der Himmel zu,
So glich es ganz der Grabesruh'.
Wer wandert wol in dieser Zeit
Die Wüste durch, so todt und weit?

Wer hat so starkes Gottvertrau'n,
Hier frei zu sein von Furcht und Grau'n?
Wer ist die Frau, so schön und mild,
Fürwahr ein himmlisch Friedensbild;
Wer ist der Mann am Wanderstab,
Dem Lenze fern, doch nah' dem Grab?
Und wer das Kind an Mutterbrust,
Hier festgebannt in süßer Lust,
Um's Haupt mit einem Schein bekränzt,
Der auf bis in den Himmel glänzt?
Sanct Joseph ist der alte Mann,
Ihm Sanct Maria schließt sich an,
Die Mutter von dem Heil der Welt,
Das liebend an der Brust sie hält;
Doch wie das Kindlein selber heist,
Das frage Jeder sich im Geist,
Und wenn ihm der nicht Antwort gibt,
Dann ist's, weil er das Kind nicht liebt,
Weil er nicht sieht das Himmelslicht,
Das aus des Kindes Zügen bricht.

Die Sonne drückt so heiß und schwer —
Wie blickt das Paar so bang umher!
„Ein Bäumchen nur, das Schatten deut!“
Ach, alle Bäume liegen weit!
„Nur eine Stätte, auszuruh'n!“
Hier hilft nur ein beharrlich Thun!
So spricht Maria, so der Mann,
Dann sehen sie das Kindlein an.
Das lächelt freundlich zu der Frau,
Und, wie ein frischer Morgenthau
So fällt es auf die Wanderer hin,
Und stärkt im Geiste sie und Sinn.
Dann schweigend geht der kleine Zug,
Bis abwärts neigt der Sonne Flug,
Und oft erquickt das Lächeln sie
Mit Kraft, wie sie gekannt noch nie.
Da plötzlich aus dem Sandesmeer
Sieht eine grüne Insel her;
Da hebt sich rasch der Wanderer Fuß,
Der Anblick ist ein Himmelsgruß.

Sie lagern sich im grünen Raum,
Sie blicken auf zu Strauch und Baum.
O, welche Früchte, reif und schön,
Sind oben an dem Baum zu seh'n,
Für Wanderer, die in solcher Noth,
Wol Rettung vor dem nahen Tod!
Das Werk ist schwer, der Wunsch ist leicht —
Wie hätten sie hinangereicht,
Der Wanderer, todesmatt, versucht,
Zu fassen die ersehnte Frucht?
Da hebt das Kind sein Angesicht,
Und seines Lächelns Himmelslicht
Dringt glänzend zu dem Baum empor,
Bis sich's im letzten Zweig verlor.
Der Baum, durchzuckt von der Gewalt
Des Lächelns, neiget sich alsbald
Und bietet seine Früchte dar,
Dem todesmüden Wandererpaar.
So zieh'n sie durch die Wüste fort,
Erquickt an jedem Ruheort.

Im Kinde lebt der Gottesgeist,
Den Baum und Quell und Alles preist.
In ihm die ew'ge Gotteskraft,
Die jedes Ding belebt und schafft,
Und jenes Lächelns sel'ger Schein,
Dringt noch in uns're Tage ein.

Die Legende vom heiligen Christophorus.

1.

Selbst die Einfalt wird berathen
Von der Gnade unsres Herrn,
Daß sie ihre Kraft in Thaten
Ihm zum Opfer bringet gern,
Daß sie hier sich niederbeugt,
Droben um so schöner zeigt.

Also hat es sich bewähret
In der Sage vom Ophor,
Der im Glauben war gelehret
Zu der Heidengötzen Chor,
Der als Märtyrer und Christ
Selig doch verstorben ist.

Soll den Jüngling ich beschreiben,
Seine Größe und Gewalt,
Wie zur Baumezhöhe treiben
Will die mächtige Gestalt,
Wie sie immer kräft'ger lebt
Und zu Riesenmaß sich hebt?

Wie die Brust, so hoch gebogen,
Eine Halle scheint für's Recht,
Wo das Urtheil wird gewogen
Von dem Herzen, rein und echt,
Sonst ein stiller, öder Ort,
Ohne Christi Lebenswort.

Wach'rer Heide! Wach'rer Heide!
Reiß dich aus dir selbst hervor,
Steh' dem Hasse, steh' dem Leide:
Werke heischt die Welt, Lybor!
Hin ist Jünglings Lust und Braut,
Mann muß in die Welt hinaus.

2.

„Herr König, ich will dienen,
Will sein der starke Mann,
Der seine Lasten heben,
Der Feinde schlagen kann.“

„Herr König, ich will dienen,
Kenn' er ein Werk so schwer,
Ich will es doch vollbringen,
Ich wetz': ich stell' es her.“

„Herr König, ich will dienen
Dem Mächtigsten allein,
Und ist er also mächtig,
Will ich sein Diener sein.“

Der König maß mit Staunen
Den Mann, der Dieses sprach:
„Du bist ein starker Riese,
Du kannst mir folgen nach.

„Du heischest Macht und Ehre? —
Wein Wort zum Unterpand,
Als ich steht Keiner höher,
In diesem weiten Land.“

Ophor bleibt nun getreulich
Bei dem erwählten Herrn,
Hebt Lasten, schlägt die Feinde,
Thut nied're Dienste gern.

„Ich leiste sie dem Höchsten,
Dem Mächtigsten der Welt!“
Das ist stets der Gedanke,
Der freudig ihn erhält.

Da kam zu Hof ein Sänger,
Sang manche schöne Mhr,
Vom Venusberg und Teufel,
Der hier verlockt sehr.

Da schlug der Christenknig
Ein Kreuz bei'm Teufelswort.
Das sieht Ophor verwundert,
Das treibt die Ruh' ihm fort.

„Was deutet dieses Zeichen?“
Fragt er den nächsten Mann.
„Der König scheut den Teufel,
Jetzt sieht er ihn nicht an!“

„Herr König, ich zieh' weiter,
Hab Anders jetzt im Sinn:
Der Teufel, der ist mcht'ger,
Zum Teufel zieh' ich hin.“

3.

Der Heide dringt in Waldecknacht,
Erlöschen ist des Tages Pracht.
Im Sturm blickt er vom Meergestade,
Nicht weiter geh'n die steilen Pfade.
Sein Auge sucht am weiten Himmel
Umsonst der Sterne Glanzgewimmel.

Da deut ein dunkles Bild sich dar,
Klippan stürmt eine Reiterschaar
Auf Rossen, welche Flügel tragen,
Zu fliegen scheinen, statt zu jagen;
Die Reiter durcheinander heulen,
Hoch oben schwirrt ein Heer von Eulen.

Vorn eine feurige Gestalt,
In wilder Eil, in Sturmgewalt:
„Hoho! Ein Menschenkind im Wege!
Wurm, stirbst, wenn ich die Krallen rege:
Mein Odem trägt der Hölle Flammen,
In Asche sinkst du zusammen.

„Herr Teufel,“ sprach er, „will er mich?
Es dient ihm Keiner treu, wie ich.
Ich will für ihn das Schwerste wagen,
Will Holz zu seinem Feuer tragen.
Man nennt ihn mächt'ger, als den König,
D'rum bring' ich mich: das ist nicht wenig!“

Der Teufel lacht im Hohn empor,
Aus seinem Mund dringt Blut hervor:
„So komm', und gib mir das Geleite,
Doch rasch und bleibe mir zur Seite!
Man sagte recht: was lebt auf Erden,
Kann nimmer gleich an Macht mir werden!“

Und weiter stürmt im tollen Flug
Der Teufel fort mit seinem Zug,
Doch wie er mag die Kasse treiben,
Luthor kann ihm zur Seite bleiben,
Es heben sich die Riesenglieder
Und treten weit vom Plage nieder. —

Was glänzt vom Waldestrand so hell? —
Es ist das Licht in der Kapell!
Dem Teufel graut's: „Vorbei, Gesellen!
Ich reite nimmer gern im Hellen!
Dort müssen wir das Ziel erjagen,
Dort, wo die Rabensteine ragen.“

Das Licht dringt auf den Teufel ein,
Es ist, als schwinde sein Gebein,
Als müßt' er mit den Schemen allen
Aus Nacht in Nichts, in Düst' verwallen.
„Vorbei! Er hat uns nicht gefunden!“
Er ruft's: „Sein Licht ward überwunden.“

Ophor spricht aus der Dunkelheit:
Wer ist es, der ihm selbst gebeut,
Vor dem in Angst er muß erbeben,
Bei seinem Licht in Nichts verschweben?
„Schweig, Mensch! Ihn nenn' ich nicht, den Einen,
Die Hölle flieht, will Er erscheinen.“

„Ade, Herr Teufel,“ spricht Ophor,
„Wir sind jezt quitt, ich bin kein Thor.
Er fürchtet sich vor einem Andern,
Zu dem will ich in Frieden wandern.
D'rum, leb' er wohl! Ich such' den Einen,
Vor dem er nimmer mag erscheinen.“

4.

So freundlich ruht der Morgenstrahl
Auf Wald und Flur, auf Berg und Thal,
Er malt den Fluß mit Silberschein,
Er sieht manch gold'nes Blümchen ein.

Er heut der Welt den Liebeskuß,
Er ist des Himmels schöner Gruß.
Sie lächelt froh, sie jubelt laut,
Wie zu dem Bräutigam die Braut.

Ophor ist wunderbar bewegt;
Sein Herz so stark, doch ruhig schlägt,
Wie eine schöne Kinderzeit,
Gemahnt ihn Alles nah und weit.

Da tönt aus freundlichem Gebüsch
Jetzt eine Stimme hell und frisch,
Und Jenen preist der Sangesruf,
Der Himmel, Erd' und Alles schuf.

„Er ist's! Er ist's! und Keiner lebt,
Den höher seine Macht erhebt!“ —
So ruft Ophor und eilet hin,
Ein frommer Siedler kniet darin.

„Ihm dienen will ich, dem ihr singt.
O saget, wie mir das gelingt?
Er schuf der Erd' und Himmel Pracht,
D'rum wohnt ihm bei die höchste Macht.“

„„Knie hin, mein Sohn, und bet' ihn an,
So kommst du auf die rechte Bahn;
Blick immer in dein Herz hinein,
So wirst du bald ihm nahe sein.““

„Nein, And'res muß ich für ihn thun,
Ich kann nicht rasten, kann nicht ruh'n,
Muß schaffen für ihn Tag und Nacht,
Verherrlichen so seine Macht.“

„„Es führet uns wol mancher Pfad
Zu seiner Huld, zu seiner Gnad',
D'rum magst auf dem du weiter geh'n,
Den Wen'ge außer dir besteh'n.““

„„Im Felsengrund die Wasserbahn —
Kein Schiffer lenkt dort seinen Rahn —
Durchwandle sie mit frommem Sinn,
Die Gläub'gen trage her und hin.““

„„Sie sehnen sich zum Wallfahrtsort,
Auf jener Bergeshöhe dort;
Ihr Sehnen sei durch dich gestillt,
Dein eig'nes Wünschen so erfüllt.““

Und wie der fromme Mann gebeut,
So treibt's Daphor nun lange Zeit.
Er wandelt hin, er kehrt zurück,
Zum Heile ihm, zu seinem Glück.

Dann eines Nachts ertönt lind,
Als sei's der Ruf von einem Kind,
Das Sprüchlein: „Komm' und hole mich!“
Schnell rafft Daphor vom Lager sich.

Er geht hinaus und sieht sich um,
Doch Alles bleibet öd' und stumm.
Der Fluß allein nur tobend schäumt,
Der Fährmann denkt: ich hab' geträumt!

Er gibt dem Schläfe wieder nach;
Da ruft ihn noch einmal wach
Ein Kindlein: „Komm' und hole mich!“
Und wiederum erhebt er sich.

Doch Alles leer und Alles still,
Wie er auch eifrig forschen will.
Zur Ruhe legt er sich auf's Neu',
Allein die Ruh' ist ihm nicht tren.

„Komm', hole mich!“ Zum dritten Mal
Treibt's ihn hinaus in's Felsenthal.
Da steht am Strand ein Kind, noch klein,
Sein Haupt umweht ein goldner Schein.

Wie er gewohnt in Jahreslauf,
So hebt er auch das Kind nun auf,
Trägt's durch die Brandung kühn und stark,
Doch fröstelt's ihn in Bein und Mark.

Und als nun mitten in dem Fluß
Er niedersetzt seinen Fuß,
Da mehrt und mehret sich die Last,
Da drängt sie ihn zu Boden fast.

„O Kindlein, wie bist du so schwer,
Nichts drückte mich wol je so sehr,
Mir ist, als wenn mein Nacken hält
Jetzt das Gewicht der ganzen Welt.“

„„Du trägst die Welt, du trägest Den,
Der Erd' und Himmel ließ ersteh'n,
Der Aller Sünden auf sich nahm,
Als Heiland zu der Erde kam.““

„„Du trägst den Gott, den du verehrt,
Der, ihm zu dienen, dir gewährt,
Der selbst dich in der Christen Reih'n
Durch heil'ge Taufe führet ein.““

So sprach das Kind und drückt hinab
Den Heiden in der Wellen Grab.
Es hebt ihn freundlich wieder auf,
Ertheilet ihm die heil'ge Tauf'.

„Im Namen Gott's, im Namen mein,
Im Geist sollst du getauft sein.
Sphor, so warest du gekannt,
Christophorus sei nun genannt.“

„Und komm' zu Lande jezt mit mir,
Daß ich ein Zeichen lasse dir.“
An's Ufer hin entschwebt das Kind,
Der neue Christ folgt ihm geschwind.

Dort in dem dürrn Felsengrund
Thut Christus seine Gottheit kund,
Er pflanzt ein trock'nes Stäbchen ein,
Soll morgen schon ergrünet sein.

Und als nun kommt der junge Tag,
Christophor davor knieend lag;
Da schaut er bald das frische Grün,
Die jungen Knospen, die erblüh'n.

Er fühlt, die Kräfte nicht allein,
Sein Leben muß er Jesu weih'n,
Für den er auch den Tod erwarb,
Als Märtyrer in Qualen starb.

Wol Andern ward auch dieser Lohn,
Ihn schmückt, wie sie, die Himmelskron';
Doch seiner Thaten größte ist:
Er trug den lieben, heil'gen Christ.

Die Legende von der heiligen Elisabeth.

1. Wartburgleben.

Wie kühnes Viederstreiten,
Wie Minnesang nicht bloß,
Erklingt's aus alten Zeiten
Vom alten Wartburgschloß.

Von Siegfried, dem der Drache
Nach schwerem Kampf erlag;
Von Mord und grauser Rache,
Von manchem blut'gen Tag.

Noch and're Dichterkunde
Vom wunderbaren Graal,
Von edler Tafelrunde,
Vom Helden Parcival.

Der Landgraf saß im Kreise
Der wackern Sängerschaar,
Die Fürstin reicht die Preise
Den Heldenängern dar.

Sie jauchzen durch die Hallen
Bei hellem Kerzenschein,
Wo Geigen, Symbeln schallen,
Trommeten schmettern drein.

Doch wer weißt dort im Thurm,
Bel'm einsam düstern Licht?
Vielleicht ein Herz im Sturme
Des Lebens endlich bricht!

O nein! Ein junges Leben,
Dem Weltinn abgewandt,
So fromm und gottergeben,
Mit Leiden schon bekannt.

Es locken Cymbellänge,
Und fernertönte Lust;
Doch höhere Gesänge
Erblih'n in seiner Brust.

Es lauscht, gebeugt in Thränen,
Auf Frau Chriemhildens Leid;
Doch bei der Rach' Erwähnen
Virgt sich's in Einsamkeit.

Des Prinzen Anverlobte,
An Jahren noch ein Kind,
Ob Weltlust sie umtobte,
Den Engeln gleichgesinnt!

Elisabeth, die Fromme,
So sprach man früh sie an,
Die Englein riefen: „Komme;
Es ist dir aufgethan!“

Sie riefen's ihr entgegen
An ihrer Wiege schon;
Doch nur auf Leidenswegen
Erringt sie Himmelslohn.

2. Hochzeit.

Wer geht im blanken Kleide dort
So jungfräulich und zart?
Es ist Elisabeth, das Kind
Von wahrer Engelsart.

Wer geht an ihrer Seite mit
So ernst, doch wohlgemuth?
Herr Landgraf Wilhelm, ehrenfest,
Ein frommes Heldenblut.

Die Liebe, die in's Herz gesät,
Treibt nun in's Leben auf.
Zum Ziele führt nach Kämpfen schwer
Der frühe Leidenslauf.

Es harret in heiliger Kapell'
Der Priester am Altar,
Er weiht mit frommem Segen ein
Das edle junge Paar.

Sie lehren still und ernst dann heim,
Herabgesenkt den Blick.
Sie sehen nicht nach Außen hin,
Im Innern wohnt ihr Glück.

3. Trennung.

Nach Morgenland, nach Morgenland!
So ruft's durch alle Gauen.
Dort ist das Grab von Christ, dem Herrn,
Dem Heiland, zu erschauen.
Dort ist die heil'ge Marterstatt,
Wo er für uns gelitten hat.

Nach Morgenland, nach Morgenland!
So klingt es immer weiter.
Das heil'ge Grab muß unser sein,
Ihr wackern Christenstreiter!
Leb' wohl, mein Weib, leb' wohl, mein Kind!
Nach Morgenland bin ich gesinnt. -

Und wer nicht Weib, noch Kindlein hat,
Der gehet leicht von binnen;
Verlieren kann er nichts daheim,
Da draußen nur gewinnen.
Er stellt sein Haus in Gottes Schutz,
Er bietet Gottes Feinden Trug.

Dort, wo der Herr am Kreuze starb,
Dort winket Gottes Gnade.
Das Kreuz sei unser höchster Schmuck
Auf langem Wanderpfade!
Und wer ein Schwert nur führen kann,
Der sei ein wackerer Kreuzesmann!

„Ich weiß zu führen auch ein Schwert;“
So spricht der Landgraf milde:
„Hier, mein Gemahl, mich mit dem Kreuz,
Dem heiligen Sinnbilde!“
Sie lächelt sanft, sie weint zugleich,
Ihr Morgenland ist's Himmelsreich.

„Ich bringe dir die Palme mit
Von Christi heil'gem Grabe;
Ich bringe dir das Beste mit,
Wenn ich's errungen habe:
Weib, Kinder, Gott befohlen seid!
Er will's, Er gibt mir sein Geleit!“

4. Die Himmelspalme.

Die Palme ward von ihm errungen,
Doch die nicht, die man selber bricht;
Die Palme hat ihn süß umschlungen,
Doch die vom heil'gen Grabe nicht.

Sie fiel herab aus Himmelsbläue,
Sie fiel auf Wilhelms Krankenstatt,
Eh' er die weite Meeresfreie
Nach Morgenland befahren hat.

Die Palme glänzt im höhern Lichte,
Es war ein ew'ger Friedensweig,
Der alle düstern Traumgesichte
Verscheuchte von dem Kranken gleich.

Sie lag ihm kühlend auf dem Herzen,
Die Seele steigt zu ihr empor;
Sie trug sie leicht und ohne Schmerzen
Hinauf ins offne Himmelschor.

3. Wittwenflage.

Herr, du hast ihn mir gegeben,
Herr, du nahmest ihn zurück!
Deinem Willen nachzuleben
Sei mein Trost im Mißgeschick!
Muß nun eine Wittwe heißen,
Muß in Trauer ewig sein,
Muß mit meinen armen Waisen
In die Winternacht hinein.

Sind von Menschen wir verstoßen,
Bleibt uns doch ein Zufluchtsort,
Gottes Obdach in dem großen
Eternenreichen Himmel dort.
Tausend Augen, die da wachen,
Gottes Hand zeigt uns den Pfad:
Landgraf Heinrich kannst nicht machen,
Daß nicht Gott den Seinen naht.

Du auch bist in Gottes Führung,
Und er lenkt dein irres Thun;
Denn die Reue und die Nührung
Lassen nicht in Sünden ruh'n.
Sieh', dein Vöte! Was er lündet,
Hat mir Gott schon offenbart.
Wer in ihm ist, der ergründet,
Was noch Menschenmund bewahrt.

Kommt, ihr Kinder, kommt ihr Lieben,
Euer Ohm ruft euch zurück.
Wollen ihn nun nicht betrüben,
Zeigen uns mit heiterm Blick!
Winter hat uns starr umgeben,
Doch der Sommer fängt nun an,
Hat in Heinrich neues Leben,
Für uns Alle aufgethan.

6. Die Pflegerin.

„Ihr Armen, kommt zu meinem Tische!
Ihr Kranken, tretet in mein Haus,
Daß ich den Labetrank Euch mische,
Genesen geht Ihr wieder aus.

Und findet Ihr nicht Heil auf Erden,
So wird es doch im Himmel sein,
Wo gleich gesund die Kranken werden,
Wo keine Uebel dringen ein.

Elisabeth will Euch versorgen,
Als eine treue Wärterin,
Sie gibt für Euern stillen Segen
Den Glanz der Fürstenkrone hin.“

Und nie ist sie so reich gewesen,
Als da sie Armen dienend ist:
Der kam die Menschen zu erlösen,
War auch in Armuth, Jesus Christ!

Es thun sich auf an hundert Thüren,
Die Himmelsthüre jeder Noth:
Zu jenen will die Wittwe führen,
Zu dieser unser lieber Gott.

7. Die Heilige.

Der Jahre zwei und zwanzig alt,
Erbleicht die liebliche Gestalt.

Allein der Blick, so hell und klar,
Sieht nach dem Himmel immerdar.

Da tönt ein Ruf ihr wohlbekannt:
„Nach Morgenland, nach Morgenland!“

Es ist des Wilhelm's süßer Laut,
Er ruft, die ihm angetraut.

Sie wirft den letzten Schmerzensblick
Auf ihre Pflöglinge zurück.

„Wer nimmt sich ihrer an nun hier? —
Mein Herrgott, ich vermach' sie dir.“

Und nicht mehr schlägt das schöne Herz,
Das nur empfunden fremden Schmerz.

Als man sie dann zu Grabe trug,
Da folgt ihr ein gar seltner Zug

Von Kranken, elend anzuseh'n,
Von Lahmen, die auf Krücken geh'n;

Von Armen, die ihr Kleid umhüllt,
Von Waisen, die mit Lieb' erfüllt.

Und Alle weinen auf dem Grab,
Um die, so ihnen Alles gab.

Es war wol nie mit solcher Pracht
Ein Kaiser schon zur Gruft gebracht.

Denn was ist Scepter, was ist Kron'
Vor unserm lieben Gottes Thron?

Da gelten solche Thränen mehr,
Als Glanz und Feier rings umher,

Der Erde Prunk verschwindet dort,
Die Thränen glänzen immerfort.

Sie werden Edelsteine sein
In seiner Himmelskrone Schein.

Er sandte seinen Engel aus,
Er nahm ihn wieder in sein Haus.

O Heilige, wirf deinen Blick
Auf uns're arme Welt zurück!

Kaiser Heinrich der Finkler.

Romanze.

Groß ist der Glanz im Kaisersaal,
Doch d'rin der allerschönste Strahl,
Das ist des Kaisers Töchterlein,
Wie Sonnenlicht so hell und rein.

Sie trägt die Krone von Demant,
Fünf Verlenring an jeder Hand,
Allein des höchsten Schmuckes Licht,
Das bricht aus ihrem Angesicht.

Und wie sie durch die Reihen schwebt,
Scheint sie ein Elfe, leicht belebt,
Als rühr' ihr Fuß die Erde kaum,
Ein Bild aus einem schönen Traum.

Was sinnst du, stiller Ritterknecht,
Der dort sich lehnt dem Pfeiler an?
Du blickst so groß, du blickst so kühn
Und dennoch sanft zur Jungfrau hin!

Dein Auge flammt in dunkler Gluth,
Es spricht von Liebe, spricht von Muth;
Die Kaisertochter sieht dich an:
D'rauf ist's um ihre Ruh' gethan.

Du nimmst sie kühn in deinen Arm,
Da ist's so süß und liebewarm;
Du schwebst mit ihr hinab den Reih'n,
Sie will dein eigen immer sein.

„Herr Kaiser, gib die Tochter mir,
Sie werde meines Hauses Zier,
Die Frau vom redlichsten Vasall,
Der dir gehorcht all überall!“

Da ringsherum der Schranzen Kreis
Wird, wie ein Leichentuch, so weiß,
Da auf des Kaisers Wange droht
Der Jornesslamme dunkles Roth.

„Geh' heim, du allzufrecher Knecht!
Was heischest du des Kaisers Recht?
Vasallenminn' allein gewinnt
Mit Recht sich ein Vasallenkind.“ —

„„Hoho, Herr Kaiser! Nicht so stolz,
Ich bin ja von demselben Holz,
Aus dem vor Zeiten und auch iht
Der Deutschen Kaiser ward geschnitten!““ —

„So zieh' als Kaiser zu mir ein,
Dann geb' ich dir mein Töchterlein!
Das Holz erhält erst seinen Werth,
Wird es als Scepter hoch verehrt!“ —

„„Ade, Herr Kaiser! Aufgeschaut!
Ich nehme mit mir heim die Braut.
Sprichst du als Vater ein bei mir,
So bring' ich den Willkommen dir.“ —

Und hoch zu Roß sieht er schon:
Sein Arm — des Kaiserkindes Thron,
Sein Pferd ein leichtbeschwingter Pfeil,
Die Flucht des wilden Nordsturms Eil. —

„Da bin ich nun im grauen Haar
Allein und aller Freuden baar —
Frisch, sattelt mir das beste Roß,
Gebt mir das Horn, das Jagdgeschloß!

„Es liegt der finst're Harzwald dort,
Noch nie war ich an diesem Ort,
Vielleicht begräbt in seiner Nacht
Sich der Trinn'ung düst're Nacht!“

Der Kaiser Allen fliegt voran
Auf steilen Wegen ohne Bahn;
Der Kaiser bald im Mondenschein
Sieht sich verlassen und allein.

Und ob sein ehern Horn erschallt
Wo über Berg und Thal und Wald,
So lauscht er doch vergebens nur
Auf einer Antwort ferne Spur.

„Dem Himmel streben Alle nach —
So sei, du Himmel, denn mein Dach,
Und deinen lieben Sternenschein
Schick' mir recht fromm in's Herz herein!“ —

Und diesen schönen Wunsch im Sinn
Streckt er in's duft'ge Gras sich hin:
Da sieht ein Licht er nicht so fern,
Das ist nicht Mondenglanz, nicht Stern.

Das strahlt aus eines Menschen Haus,
Einladend in den Wald hinaus,
Das ruft den Kaisergreis empor,
Zu suchen sich ein gastlich Thor.

Er steht davor, er klopft daran,
Die Flügel werden aufgethan;
Ein Ritterknecht in schlichtem Kleid
Schon hält den Willkomm hier bereit.

Und nach ihm eine Knabenschaar,
Ein Eichenwuchs von manchem Jahr.
Der kleinste noch ein Muttersohn,
Der größte fast ein Jüngling schon.

Der Greis nicht weiß, wie ihm geschieht,
Als er hin auf die Knaben sieht;
Er wird aus Augen angeblickt,
Die einst sein Leben schon entzückt.

Sechs Augenpaare seh'n auf ihn,
Als wollten in sein Herz sie zieh'n,
Zwölf Hände zu ihm heben sich,
Als heischten sie ihn ewiglich.

Sie leiten ihn zum innern Raum,
Dem Kaiser dünkt es wie ein Traum,
Als führten Gottes Engeln
Ihn selber in den Himmel ein.

Und als er in den Gaden tritt,
Die Hausfrau ihm entgegenstritt,
Sechs Mägdlein folgen ihrem Fuß
Und neigen sich mit sanftem Gruß.

Sie alle blicken frei ihn an —
Er wandelt auf der Sel'gen Bahn;
Denn, wo sich wendet hin sein Blick,
Strahlt ihm der Tochter Bild zurück.

Wie sie gewesen als ein Kind,
Gewandelt durch die Zeit geschwind,
Wie sie durch manches Stufenjahr
Geworden eine Jungfrau war.

Der Ritter und die Hausfrau stumm
Schau'n nicht mit freiem Blick sich um;
Das Auge nicht vom Beden läßt,
Die Zunge hält das Schweigen fest.

Hoch an der Tafel thront der Greis,
Und neben ihm die Jungfrau'n weiß,
Und neben ihm die Knaben blau,
Ganz unten still der Herr, die Frau.

Die Mägdlein reden blöd und bang',
Es klingt dem Kaiser wie Gesang,
Die Knaben sprechen laut und voll,
Wie junger Muth der Brust entquoll.

Demüthig führen alle dann
Zum Schlafgemach den greisen Mann,
Er einmal noch gedankenschwer
In aller Augen blickt umher.

„Warum der Ritter meinen Blick
Nicht frei und offen gab zurück?
Warum die Frau zu Boden sah,
Als ständ' ein Kläger vor ihr da?

Warum ihr Mund das Wort bewahrt,
Das man dem Gaste sonst nicht spart?“ —
So sinnend schläft der Kaiser ein:
Ihm lacht der Kinderaugen Schein.

Und bald sich aus dem Glanz erhebt
Ein Traum, der seinen Geist umschwebt.
Wie Wahrheit Kindesauge hegt,
Wird sie im Traum ihm dargelegt.

Und als die frische Morgenluft
Den Jäger auf die Reise ruft,
Als um den Kaiser und sein Roß
Versammelt sind Die aus dem Schloß;

Da faßt er stark der Hausfrau Hand
Und spricht, den Blick auf sie gewandt:
„Dem Gaste ziemt ein Abschiedswort!
Eh' zieht er nicht von hinnen fort.“

Die Frau erbebt, der Mann erbleicht;
Ein Wort aus ihrem Herzen steigt,
Das thut die Liebe siegreich kund,
Und: „Vater!“ hebt's von ihrem Mund.

Berührt von einem Zauberschlag
Rings Alles auf den Knien lag,
Die Kinderaugen stehend schau'n,
Doch voller Liebe, voll Vertrau'n.

Das Kaiserherz, so lange kalt,
Von warmer Liebe wird durchwallt.
Was aus den Kinderaugen spricht,
Dem kann er widerstehen nicht.

Was aus dem einen Worte sprach,
Das zieht sein Herz in Liebe nach,
Das tönt wie alle Freudigkeit
Aus einer bessern Jugendzeit.

„Kommt mit mir heim in's Kaiserhaus!“
So ruft er voller Rührung aus. —
„Ach, laßt uns hier im Wald zurück!
Im Wald gebar sich unser Glück.

Wenn Euch auf Euerm Kaiserthron
Des Lebens Stürme wild bedroh'n —
Dann zu uns richtet Euern Lauf!
Hier nimmt die Liebe stets Euch auf.“ —

Der Kaiser auch so gerne blieb
Im Wald, der ihm geworden lieb,
Allein ihn ruft die Fürstenschaft,
Die lauscht der Herzensstimme nicht.

Doch wenn er Stürmen troste lähn,
So daß bewältigt sie entflieh'n,
D'rauf eilt er in die Einsamkeit,
Wo ihm die Liebe gern sich weihet.

„Was thut der Kaiser dort' im Wald?“
Durch's Volk erschallt die Frage bald:
„Warum aus seiner Schlösser Pracht
Entfernt er sich in Waldes Nacht?“

Und allwärts ward die Mähr' gehört:
Der Kaiser weilt am Vogelheerd
Und hat den Finken nachgestellt.
Weil ihm der Finkenschlag gefällt.

Er aber bei den Enkeln weilt,
Sein Lieben unter ihnen theilt
Und sich an ihrer Liebe lehrt:
Das sind die Tinken, die er ähzt.

Druder Claus.

Eine Legende.

1.

Zu Sachsen in der Kirche
Da hängt ein rauhes Gewand,
Das wird geboten zum Kusse,
Als heil'ges Friedenspfand.

Es ist von schlichter Farbe,
Es ist schon abgebleicht;
Du kannst die Fäden zählen,
Wird dir es dargereicht.

Dreihundert Jahr' und d'rüber
Hängt's in der Kirche dort,
Geküßt von tausend Lippen,
Gefegnet fort und fort.

Auch du, du darfst es küssen,
Du fremde, seine Frau!
Kein Kuß ist edler und reiner,
Als auf das Kleid, so rauh.

Das Herz, so es geborgen,
Das war ein Friedensquell,
Der durch die Schweizerlande
Hinrauschte mild und hell.

Das Herz, so es geborgen —
Wie lang' es nun auch ruht —
Das mahnt, eine Geisterstimme,
Zu wahren der Eintracht Gut.

Zu Sachsen in der Kirche,
Da steht auf dem Altar
Ein wunderliches Gebilde
Mit Schmuck und Seidentalar.

Es prangt, so wie ein König,
Mit Gold und Edelstein,
Doch unter dem Schmucke und Mantel
Erblickst du Todtengebein.

Du, Fremde, nicht erschrecken
Magst du im Gotteshaus,
Du kannst ihm ruhig nahen,
Dem frommen Bruder Claus.

Und wogt dein Herz im Sturme,
Horch auf den Geistergruß!
Dann bringt es wol zur Ruhe
Des alten Kleides Ruß.

2.

Steigt ihr hinauf zur Bergeswildniß,
So trefft ihr eine Hütte an,
Und in der Hütte dann das Bildniß
Von Bruder Claus, dem frommen Mann.

Ihr seht die treuen, festen Züge,
Ihr ahnt das treue, feste Herz,
Der Schweizer-Eintracht neue Wiege,
Geschmiedet aus der Liebe Erz.

Hier sah er zu den Bergekhöhen,
Hier sah er zu dem Himmelslicht;
In Allem muß er Eintracht sehen,
Nur unter seinen Brüdern nicht.

Ihn nährte keine Erden Speise,
Er nahm nicht Fleisch, nicht Frucht, noch Fisch,
Er ging nur in gewohnter Weise
Allmonatlich zu Gottes Tisch.

Von lauter Liebe so genähret,
Ward auch in ihm die Liebe stark,
Daß sie ihm Wunderkraft gewähret,
Daß sie ward seines Lebens Mark.

Und Kranke, die zu ihm gewandelt,
Sie hat sein Wort gesund gemacht,
Und, wo ein Mensch im Zorn gehandelt,
Hat er ihm Ruh' in's Herz gebracht.

Und als nun eine Freundesstimme
Hinauf in seine Wildnis kreischt,
Daß selbst sich im unsinn'gen Grimme
Das alte Schweizerland zerfleischt:

Da steigt er von den Bergen nieder,
Ein gottgesandter Friedensgeist,
Und macht aus Feinden Bundesbrüder,
So daß ihn jede Lippe preist.

Er hört nicht auf die Ruhmesworte,
Ihn zieht's in seine Einsamkeit;
Er steht schon an der Himmelspforte
Und schaut der Liebe Seligkeit.

Seht ihr im hohen Gotteshaus
Jetzt das Gebein vom Bruder Claus,
Den Dank und Andacht heilig sprach
Und auch Sanct Peters Sohn hernach —
Seht ihr die braune Rutte an,
In der er Wunder hat gethan,
Das Wunder: vieler Köpfe Sinn
Zu leiten nur nach Einem hin;
Dann werdet ihr erschrecken nicht,
Und Mancher auch wol seufzend spricht:
Ach, trät' in jedes Land und Haus
Ein frommer Friedensbruder Claus!